BRIEFE: VON VERSCHIEDENEN HISTORISCHEN, POLITISCHEN, METAPHYSISCHEN, MORALISCHEN, ...

Ludvig Holberg

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Vorrede an den Leſer.

Jn dieſer Sammlung von Briefen wird man finden, daß die Materie dem Titul gemäß ſey, indem darinnen eitel ſolche Dinge vorkommen, die einen Leſer an ſich zu ziehen vermögen; da hingegen viele andere gedruckte Briefſammlungen faſt nichts anders als bloße Worte und Complimente enthalten. Die Schreibart iſt hierinnen nichs ſo zierlich als in mei-

Digitized by Google

meinen moraliſchen Gedancken: Sie darf es auch in Briefen nicht ſeyn. Ich habe meine Betrachtungen in der Weltweisheit und Sittenlehre jederzeit der Verbeſſerung vernünftiger Leute unterworfen, und ein gleiches thue ich auch in gegenwärtiger Schrift. Ich nehme mir nicht, wie einige andre zu thun gewohnet ſind, die Macht, in ſtreitigen Materien ein Urtheil zu fällen. Ich zeige bloß, wie ich nach meinem geringen Begriffe eine Sache faße, und weiſe die Sätze, worauf ſich meine Gedancken gründen. In dieſen meinen Briefen finden ſich doch nur ſehr wenig Sachen, die die moraliſche Gottesgelahrtheit betreffen, und die ſo darinnen befindlich, ſind nichts anders als Erklärungen gewißer Gedancken, die in meinen vorigen Schriften angeführet worden, welche, wie ich dafür halte, einige Leute nicht recht begriffen haben. Was dasjenige de futuris contingentibus betrifft, ſo in einem von dieſen Briefen zu finden, wovon ich zuvor nichts erwehnet habe, ſo führe

ich

ich nur hiſtoriſch an, womit man ſo wohl dieſe Materie zu vertheidigen als zu beſtreiten pfleget, ſo daß ich darinnen keinen Schluß mache, ſondern mich vielmehr zu der von den meiſten angenommenen Meynung halte. Ubrigens iſt dieſes eine weltliche Schrift, und enthält die Materien, ſo der Titul an den Tag leget. Wenn ich etwa in gewißen philoſophiſchen Bedencken geirret habe, ſo iſt ſolches kein Wunder an einem Manne, der beynahe vierzig Jahr lang die Feder geführet hat.

Ich habe alſo endlich durch dieſe lezte Schrift meinen Vorſatz einiger maſſen vollführet, auf alle gebräuchliche Weiſe zu moraliſiren, und mag der Leſer ſelbſt urtheilen, welche Methode für die kräftigſte zu halten. Die verſchiedene Arten, deren ich mich zu dem Ende bedienet habe, ſind, durch luſtige Gedichte, durch Satyren,, durch Reflexionen über die Thaten berühmter Helden und Heldinnen, durch ernſthafte moraliſche Gedanken, durch

erdichtete Reiſebeſchreibungen, und endlich durch dieſe Briefe; ſo daß nichts weiter fehlet, als moraliſche Materien durch Geſpräche auszuführen, doch kan ich ſagen, daß ſolches gleichfalls durch meine Schauſpiele geſchehen, als welche in Geſprächen beſtehen, und faſt alle moraliſch ſind. Selbige werden anitzo wiederum auf unſerem erneuerten Schauplatze meiſtens ungeändert vorgeſtellet. Ich ſage meiſtens ungeändert, weil man für nöthig befunden, ſich nach der Zärtlichkeit gewiſſer Leute zu richten, alle freye und natürliche Redensarten auszulaſſen, wodurch die Comödien ein großes von ihrem Nachdruck verliehren, dieſen zärtlichen Leuten aber auch aller Vorwand benommen wird, unſere Schauſpiele fernerhin übel auszurufen, und zu wünſchen, daß andere Comödien in fremder Sprache möchten eingeführet werden, als worinnen ſie lieber natürliche Ausdrücke hören mögen, als in ihrer Mutterſprache, wovon ihnen jederzeit die Ohren weh gethan. Daß die Urtheile, ſo

anitzo über unſere Däniſche Comödien gefället werden, ungegründet ſeyn, erhellet daraus, weil es dieſelbigen Schauſpiele ſind, die vor zwanzig Jahren ohne jemanden zu ärgern ſo wohl bey Hofe als in der Stadt aufgeführet worden, in verſchiedenen Sprachen überſetzet ſind, und auf fremden Schauplätzen nicht nur ungeändert, ſondern auch mit freyeren Redensarten vermehret, vorgeſtellet werden. Laßt uns einmahl uns vorſtellen, was die Comödien des Terentii und Plauti, denen das ehrbare Römiſche Frauenzimmer ohne Anfechtung beygewohnet, nicht für Bewegungen erregen würden, wenn man ſelbige anitzo aufführen wolte? Wie viele Ungariſche Waſſergläſer und herzſtärkende Balſambüchſen würden nicht ausgeleeret, wie viele Schnürleiber würden nicht unter gewiſſen von unſerem Frauenzimmer geöffnet werden, als welche nicht anhören können, daß das Wort Jungferſchaft auf dem Schauplatze genannt werde. Man ſolte faſt gedenken, daß des Herrn Axel Thor-

ſens

ſens und der ſchönen Walpurgs Zeiten ſich erneuert hätten, da eine Jungfer entweder in Ohnmacht fiel, oder ſich anſtellen muſte, als ob ſie in Ohnmacht ſiele, wann ſie ein Ding bey ſeinem rechten Nahmen nennen hörte. Dieſes ſage ich nicht, um grobe Redensarten zu vertheidigen, als welche ich ſelbſt haſſe, ſondern nur zu zeigen, daß man ſich eben ſo wohl durch übermäßige Zärtlichkeit als durch Grobheit tadelhaft machen könne.

Digitized by Google

Der erſte Brief.

Mein Herr,

Niemals habe ich das Vergnügen, in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, daß ich nicht entweder etwas von ihnen lerne, oder daß ſie mir nicht auch Gelegenheit geben, dieſer oder jener Sache weiter nachzudenken. Inſonderheit hat die wichtige Materie, wovon dieſelben ſich letzthin mit mir zu unterreden die Güte hatten, mein Gemüth ſeit einigen Tagen ganz beſchäftiget, und ich geſtehe, daß ich mir alle Mühe gegeben, ein Mittel ausfindig zu machen, den Herrn **Bayle** in ſeinen innerſten Verſchanzungen anzugreifen. Sie verlangten von mir zu wiſſen, ob ich glaubte, daß die Einwendungen, welche dieſer ſcharfſinnige Skribent gegen die Güte Gottes gemacht, bereits hinlänglich beantwortet worden. Er hält es bekanntermaſſen für unmöglich,

zu erklären, wie das in der Welt befindliche natürliche und moraliſche Uebel, wodurch das menſchliche Geſchlecht ſowol in das Zeitliche als ewige Verderben geſtürzt wird, mit einem barmherzigen und allmächtigen Weſen beſtehen könne, welches nicht nur willig, ſondern auch vermögend iſt, die Menſchen von dem Verderben zu erretten, und die Sünde zu verhindern, woraus daſſelbe entſtehet. Ich habe ihnen damals alles kurz wiederholt, was ich an einem andern Orte weitläuftiger vorgetragen: daß GOtt nämlich die Menſchen mit einem freyen Willen erſchaffen wollen, und daß man nicht begreifen kann, wie Creaturen können vernünftig genannt, oder für vollkommen gehalten werden, wenn ſie nicht die Freyheit haben, dieſes zu thun, und jenes zu laſſen, dieſes zu erwählen, und jenes zu verwerfen. Denn wo kein freyer Wille ſtatt findet, da kan auch unmöglich die Ausübung der Tugend ſtatt haben. Sie waren zwar ſo gefällig, mir dieſes einzuräumen, ſie hielten es aber doch noch nicht für ganz hinlänglich, alle Zweifel aus dem Wege zu räumen. Denn ſie machten mir mit dem Herrn **Bayle** den Einwurf, ob ich denn die Engel und die Seligen in jenem Leben nur für bloſſe Maſchinen hielte, weil dieſelben nicht ſündigen könnten? Denn da niemand, wie Sie ſagten, den Engeln und Seligen den Verſtand und den freyen Willen abſprechen wird, ob ſie gleich keine Untugenden zu begehen im ſtande ſind, ſo wird die Schwierigkeit nicht gehoben, und Herr **Bayle** kann ſtets von neuen fragen: Weſfalls denn GOtt nicht auch den Menſchen die Eigenſchaften der Engel und der ver=

verklärten Seligen beygelegt, und dieſelben eben ſo erſchaffen? Ich ward über dieſen Einwurf beſtürzt, und muſte geſtehen, daß derſelbe, ſo viel mir wiſſend wäre, noch von keinem, der wider den Herrn Bayle die Feder ergriffen, beantwortet worden. Kaum aber war ich wieder zu Hauſe angelangt, ſo dachte ich dieſem Einwurfe etwas genauer nach, und es ſchien mir nothwendig zu ſeyn, daß man auch dieſe Einwendung zu beantworten ſuchen müſte, wo man nicht dem Herrn Bayle den Sieg überlaſſen wollte. Endlich aber fand ich nach einer genauen Ueberlegung, daß dieſe Schwierigkeit, ſo gros ſie auch dem erſten Anblick nach zu ſeyn ſcheinet, doch noch wol könnte gehoben werden. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen meine Gedanken darüber zu eröfnen, nnd unterwerfe ſie ihrem Urtheil. Man kann ſagen, daß es GOtt für nothwendig angeſehen, bey der erſten Schöpfung allen Creaturen, ſowohl Geiſtern als Menſchen, einen freyen Willen zu verſtatten, und zwar ſolchergeſtalt, daß ſie ſowol das Gute als das Böſe erwählen können, um ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, die Tugend und andre gute Handlungen ins Werk zu ſetzen. Daß die Engel in dieſem Stück auf eben dieſelbe Art, wie die Menſchen, beſchaffen geweſen, ſolches erhellet aus ihrem Falle. Denn man ſieht daraus, daß ſie nicht nur, wie die Menſchen, irren können, ſondern daß ſie auch wirklich geſündiget haben. Wenn dieſes ſich alſo verhält, und die Freunde des Herrn Bayle fragen: Warum GOtt die Menſchen nicht alſo erſchaffen, daß ſie nicht ſündigen können, wie die Engel: So kann man darauf antworten, daß auch die letzten

 von

von Natur nicht alſo beſchaffen geweſen, ſondern daß Gott bey der erſten Schöpfung allen beyden einen vollkommen freyen Willen gegeben, das Gute oder Böſe zu erwählen, und zwar aus einer Nothwendigkeit, um die guten Werke von den Böſen zu unterſcheiden, um einen Begrif von den Tugenden und Laſtern zu erwecken, und um die Gerechtigkeit Gottes zu offenbaren. Denn wenn der freye Wille gemangelt hätte, ſo würde man keine Vorſtellung von der Sittlichkeit einer Handlung gehabt haben, ſondern alle Creaturen hätten als Maſchinen müſſen angeſehen werden, wenn ſie alle ſo beſchaffen geweſen wären, als die guten Engel gegenwärtig ſind, oder als die Seligen in jenem Leben ſeyn werden. Daß die letztern nun in dem Guten ſo befeſtiget ſind, daß ſie nicht mehr ſündigen können, ſolches rühret daher, weil ſie einmal ihre Probe ausgeſtanden, und dadurch bewieſen haben, was für ein Unterſcheid unter der Tugend und dem Laſter, unter guten und böſen Unterthanen befindlich ſey. Und wie ein Herr, wenn er einmal die Treue und Tugend ſeines Bedienten auf eine groſſe Probe geſetzet, und ſolche bewährt befunden, ſich daran begnügen läſt, ſo kann man auch behaupten, daß GOtt gleichfalls nach einer groſſen und ausnehmenden Probe, die beſtändig gebliebenen Engel dergeſtalt in dem Guten befeſtiget, daß ſie nicht mehr ſündigen können. Es iſt alſo die Impeccabilitet der guten Engel, daß ich mich dieſes Ausdrucks bediene, nicht als eine Folge von ihrer Erſchaffung, ſondern als eine Belohnung ihres Gehorſams gegen ihren Schöpfer, anzuſehen. Wenn man dieſes überlegt, ſo findet man

Digitized by Google

man, daß dieſer ſo ſtark ſcheinende Einwurf, nicht ſo unüberwindlich iſt, wie Herr Bayle und ſeine Freunde vorgeben. Sollte etwa jemand einwenden, wesfalls denn GOtt nicht eben dieſe Gnade verſchiedenen Menſchen erwieſen, welche von ihrem Gehorſam und Glauben gleichfalls groſſe Proben abgelegt? Warum er z. B. den Abraham, nach deſſen großen Gehorſam, da er ſogar ſeinen einzigen Sohn auf göttlichen Befehl opfern wollte, nicht ſolchergeſtalt in dem Guten befeſtiget, daß derſelbe nachher eben ſo wenig als die guten Engel ſündigen können? ſo kann man darauf folgendergeſtalt antworten. Es iſt uns unbekannt, worinn die Probe beſtanden, welche die Engel abgelegt. Wir ſehen blos aus der Ungleichheit der Belohnung, daß ihr Kampf im Himmel weit größer müſſe geweſen ſeyn, als der Kampf der Patriarchen und Propheten auf Erden. Alles was ein Menſch, der aus einem von den erſten Eltern auf ihn fortgepflanzten ſündlichen Saamen erzeuget worden, ausrichten und zuwege bringen kann, iſt nichts als Unvollkommenheit, wodurch derſelbe nichts zu erwerben vermögend iſt. Und alſo war auch das Gute, welches GOtt dem Abraham ſeiner Treue und ſeines Gehorſams halber wiederfahren lies, eine bloſſe Gnade, und gründete ſich auf kein Verdienſt. Denn die gröſte Heiligkeit hier auf der Welt, iſt, mit der Schrift zu reden, nichts anders, als ein beſudelt Kleid, und ein Menſch kann, durch die noch ſo ſtrenge Ausübung der unvollkommenen Tugenden, nicht das geringſte verdienen. Weiter laſſe ich mich nicht ein, weil ich blos die fürchterliche Einwendung unterſuchen wollen,

Digitized by Google

len, worauf Herr Bayle ſo ſehr gepochet. Denn ſo oft ihm ſeine Gegner die Nothwendigkeit des freyen Willens bey der Schöpfung vorgehalten, um vernünftige Creaturen von Maſchinen zu unterſcheiden, ſo hat er ihnen allemal dieſen Einwurf entgegen geſetzt, deſſen Grund ich eben etwas genauer unterſuchet. Wenn demnach die Hauptſchanze beſtürmet und eingenommen iſt, ſo muß ſich die Feſtung ſelbſt ergeben. Dadurch erlangen zugleich die andern Argumente, welche er ſonſt ſo ſehr verachtet, ihre volle Kraft und ihre alte Gültigkeit wieder.

Ja man kann ſagen, daß der Einwurf, welcher von den Engeln hergenommen wird, die Meynung derjenigen mehr ſtärket, als ſchwächet, welche die Nothwendigkeit eines vollkommen freyen Willens bey Erſchaffung vernünftiger Creaturen, behaupten. Denn das Exempel der Engel zeigt, daß GOtt, um ſeine Gerechtigkeit, und andere Eigenſchaften zu offenbaren, es für nöthig gehalten, alle vernünftige Creaturen, nämlich die Engel ſo wol als die Menſchen mit einem freyen Willen zu begaben, und dieſelben nicht eher, als nach einer vorher abgelegten Probe, welche dient, dieſe göttliche Abſicht zu erkennen, und die Creaturen in den Gedanken zu beſtärken, die ſie von GOtt, als einem Regenten, Geſetzgeber und Richter, haben müſſen, an dem weitern Falle zu hindern, welches bey den Engeln, nach der abgelegten Probe im Himmel geſchehen, und bey den Menſchen nach ihrem vollendeten Lauf hier auf Erden noch täglich geſchiehet. Man ſtelle ſich vor, daß alle Creaturen ſo beſchaffen wären, daß ſie weder zur rechten noch zur linken

Seite

Seite ausweichen könnten. Würde man ſich auch alsdenn einen andern Begriff von dem Schöpfer machen können, als daß er ein künſtlicher Baumeiſter ſey, ſo wie man aus einem künſtlichen Uhrwerk bloß die Fähigkeit und Geſchicklichkeit des Uhrmachers, nicht aber ſeine andern Eigenſchaften erkennen kann. Wollte man einwenden, daß man ſich eben die herrliche Vorſtellung von GOtt machen könnte, welche die guten Engel nun haben; ſo kann man darauf antworten: daß die guten Engel keinen Begriff von der Gerechtigkeit, Regierung, Vorſicht und Barmherzigkeit ꝛc. Gottes würden gehabt haben, wenn ſie nicht im Anfange mit einem vollkommen freyen Willen erſchaffen worden, und nicht allein aus ihrem eignen Exempel, ſondern auch aus dem Beyſpiel andrer Menſchen, davon den Begriff erlanget hätten, den ſie nun haben. Denn man kann ſagen, daß ſie durch die Schöpfung blos zu herrlichen Maſchinen, durch die Erfahrung aber, welche durch den Gebrauch des freyen Willens erworben wird, zu lebendigen Creaturen gemacht worden. Herr **Bayle** ſagt zwar: daß GOtt nichts deſtoweniger ſeine Eigenſchaften hätte offenbaren können, wenn die Creaturen gleich nicht wären auf die Probe geſetzt worden. Aber dieſer Einwurf hat nicht den geringſten Grund, oder man muß eine beſtändige Inſpiration annehmen. Denn ſonſt iſt es unmöglich zu begreifen, wie man die Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, und andere Eigenſchaften eines Weſens erkennen könne, wenn dieſelben nicht in der That ausgeübet werden, und wenn nicht etwas vorhergehet, wodurch ſolche Ausübung veranlaſſet wird. Wenn

A 4 alles

Digitized by Google

alles ſo ruhig und ſtille in einem Lande zuginge, daß man keine Geſetze, Anordnungen, und Verfügungen bedürfte, ſo würde man die Eigenſchaften eines Regenten niemals kennen lernen, noch von ſeiner Regierungskunſt ein Urtheil zu fällen vermögend ſeyn. Ich erkühne mich daher zu ſagen, daß die Engel ſelbſt vor der von ihnen ſo glücklich überſtandenen Probe nichts anders, als gewiſſe herrliche Maſchinen geweſen. Sollte etwa jemand einwenden, warum denn Gott, der die Güte ſelbſt iſt, ſeine Eigenſchaften offenbaret, da das Verderben ſo vieler tauſend Creaturen daraus flieſſet, ſo kann man auf der andern Seite wieder darauf antworten, daß GOtt, da er ſich den Creaturen einmal zu erkennen geben, und ihr Geſetzgeber und Regent ſeyn wollen, ſolches auf keine andre Art, als durch Strafen und Belohnungen bewerkſtelligen können.

Herr Bayle, welcher in dieſer Materie alles zuſammen geſucht hat, was der Witz nur erſinnen kann, bringt noch ein anderes Argument bey, welches vielen Schein hat, und gleichfalls muß beantwortet werden. Wenn man die Nothwendigkeit des freyen Willens anführet, um die Gerechtigkeit, Weisheit und Regierung Gottes zu erkennen, wovon man ſonſt keinen Begriff haben würde, wenn alle Creaturen ſo erſchaffen wären, daß ſie nicht ſündigen könnten, ſo meynt Herr Bayle, wenn man GOtt den Willen beylege, ſeine Ehre öffentlich kund zu machen, und ſeine Eigenſchaften den Creaturen zu offenbaren, ſo lege man dem höchſten Weſen einen eitlen Ehrgeiz bey, welchen doch die Sittenlehrer an den Menſchen tadelten. Man kann aber die-

dieſem Einwurfe folgender Geſtalt begegnen: Die Begierde nach Ehre und Ruhm, welche man bey den Menſchen wahrnimt, wird deswegen für eitel gehalten, weil dieſelbe den Hochmuth zum Grunde hat. In dem Gefallen aber, welches bey einem heiligen Gott angetroffen wird, um ſeine Ehre auszubreiten, und den Menſchen ſeine herrlichen Eigenſchaften zu erkennen zu geben, kann nichts tadelhaftes ſeyn, weil alles aus einer reinen und heiligen Quelle herfließt. Was bey den Menſchen eine Paßion iſt, das iſt bey GOtt ein Vergnügen, wenn er ſieht, daß ſeine Creaturen ſeinem Willen eine Genüge leiſten, ſeine Allmacht erkennen, und ſeine Thaten preiſen. Es iſt in der That ſchwer zu begreifen, wie man ein Vergnügen über ſeine eigne Thaten haben könne, wenn nicht einige vorhanden ſind, welche dieſelben zu beurtheilen vermögen. Die Schöpfung der Welt an ſich ſelbſt zeigt, daß GOtt dieſe Abſicht gehabt. Frägt man endlich, worauf ſich die Ungläubigen am meiſten zu beziehen pflegen, ob GOtt nicht eben ſo vergnügt vor der Schöpfung geweſen, da niemand vorhanden war, der ſeine Eigenſchaften erkennen, und ſeine Thaten preiſen konnte, als bey und nach der Schöpfung? ſo kann man antworten, daß durch die Hervorbringung der Creaturen, die dieſes erkennen könnten, der Glückſeligkeit Gottes nichts neues hinzugeſetzt worden, indem er von Ewigkeit her den Vorſatz gehabt, einmal in der Zeit (welches auch die Schöpfung ſelbſt ausweiſet) ſich lebendigen Creaturen zu erkennen zu geben. Denn ohne die Schöpfung, oder ohne den Vorſatz, vernünftige Creaturen zu ſchaffen, iſt es ſonſt ſchwer

Digitized by Google

zu faſſen, wie ein Künſtler ein Vergnügen über ſeine Arbeit haben könne, die von niemanden kann geſehen werden, oder wie ſich ein Geſetzgeber über ſeine weiſen Anordnungen erfreuen könne, welche weder in dieſer Zeit noch nachher ſollen beobachtet werden. Die Urſachen aber ſind uns verborgen, wodurch GOtt veranlaſſet worden, die Schöpfung ſo lange auszuſetzen, und wesfalls er ſich den Creaturen nicht eher offenbaret. So viel iſt gewiß, daß er von Ewigkeit her einen ſolchen Vorſatz gehabt, den er in dem Raum der Zeit vollziehen wollen. Die Schöpfung zeigt auch, daß dieſer Vorſatz endlich erfüllet worden, und die Vernunft ſowol als die Schrift legt dieſe Abſicht an den Tag. Uebrigens kann man von einem ewigen GOtt nicht ſagen, daß derſelbe eine That zeitig oder ſpäte verrichte. Und alſo iſt die Frage, wesfalls GOtt ſo lange mit der Schöpfung gewartet, unverſtändlich? Ueberdem behaupten viele verſtändige Männer, daß man nicht mit Gewisheit ſagen könne, ob die Schöpfung der gegenwärtigen Welt, welche Moſes beſchreibet, das erſte Werk Gottes geweſen, oder ob es mit der Welt überhaupt nicht eben dieſelbe Beſchaffenheit habe, wie mit den Theilen derſelben inſonderheit, nämlich, daß der Untergang des einen die Erzeugung des andern verurſache. Einige meynen gleichfalls, daß unter der Erſchaffung der Welt, welche in der Hiſtorie der Schöpfung beſchrieben wird, allein der Wirbel verſtanden werde, worinn die Erde nebſt den andern Planeten um die Sonne gewelzt wird. Denn der unermeßliche Raum oder die ganze Welt, wovon

wir durch Ferngläſer kaum den tauſendſten Theil entdecken, iſt unendlichmal größer, als man ſich insgemein einbildet. Ich entſcheide indeſſen doch hierinn nichts, und mein Satz verbindet mich auch nicht, eine gewiſſe Partey zu nehmen. Ich habe blos die Abſicht zeigen wollen, welche GOtt bey der Schöpfung der Welt gehabt, ohne weiter in dieſem Stücke zu philoſophiren. Ob ich wieder die Orthodoxie angeſtoſſen, das weis ich nicht. Mich dünkt nur, daß diejenigen, welche dieſes an die Seite ſetzen, Mühe haben, die Einwendung des Herrn Bayle zu beantworten, und den Schöpfer nothwendig zu einem epikureiſchen Gott machen müſſen, welcher ſich bloß an ſeiner eignen Betrachtung vergnüget. Weil demnach GOtt an der Ausbreitung ſeiner Ehre ein Vergnügen findet, dieſes Vergnügen aber nicht, wie bey den Menſchen mit einiger Eitelkeit verknüpft ſeyn kann, ſo ſieht man hieraus, 1) den Bewegungsgrund, welchen GOtt gehabt, die Welt zu erſchaffen. 2) Die Urſache, wesfalls GOtt den Menſchen den freyen Willen verliehen, weil ohne das erſte ſein Name nicht konnte ausgebreitet, ohne das letzte aber, ſeine Eigenſchaften und inſonderheit ſeine Gerechtigkeit nicht konnte erkannt werden.

Was die andern Einwendungen in dieſer Materie betrifft, ſo will ich mich damit nicht aufhalten, weil ſolche bereits von verſchiedenen großen Scribenten, inſonderheit von dem Clerico beantwortet worden, damit ich dasjenige nicht wiederhohle, was andre ſchon ſo oft geſagt haben. Die Enge des

Digitized by Google

Briefes vergönnet mir auch nicht, die Auflöſung dieſer Haupteinwendung umſtändlicher darzulegen, obgleich die Wichtigkeit der Sache eine genauere und weitläuftigere Ausführung verdiente. Vielleicht kann dieſes zu einer andern Zeit geſchehen, wenn ich zuförderſt Dero Gedanken über mein gegenwärtiges Schreiben werde vernommen haben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Ich habe die von einer Deiſtiſchen Geſellſchaft in England heraus gegebene Schrift wohl erhalten, nebſt dem Bedenken über die Deiſten dieſes Reichs, welche die Offenbahrung mit einer ſolchen Heftigkeit angreifen, daß Hobbes, Spinoza, und andre mit ihnen nicht zu vergleichen ſind. Sie verdammen die Kühnheit dieſer neuen Skribenten, und zwar mit Recht. Denn man kann, und muß diejenigen verdammen, welche ſich eine Ehre daraus machen, die Religion über einen Haufen zu werfen, und die Geiſtlichkeit anzuſchwärzen. Man muß auch meines Ermeſſens mit allem Ernſt darauf bedacht ſeyn, ſie auf das nachdrücklichſte zu widerlegen. Nur wünſchte ich, daß dieſe Arbeit blos ſolchen Männern möchte übertragen werden, welche die dazu erforderliche Fähigkeit beſitzen. Dieſes aber wird nicht allemal beobachtet. Denn man ſieht, daß oft junge und halbgelehrte Perſonen auf den Kampfplaz treten, und mehr mit Scheltworten, als mit Gründen fechten; woraus die betrübte Folge entſtehet, daß die Ungläubigen in ihrem Wahne beſtärkt werden, und man ſich mehr an den Widerlegungen, als an den gottloſen Schriften ſelbſt ärgert.

Digitized by Google

Ich geſtehe es ihnen offenherzig, mein Herr, es iſt mir dieſes letztere öfters begegnet. Ich habe die meiſten neuen deiſtiſchen Schriften geleſen, ohne daß ich dadurch ſonderlich angefochten worden. Es ſind mir aber verſchiedene Widerlegungen anſtößig geweſen. Denn was die Schriften der Gegner ſelbſt anlangt, ſo iſt freylich kein Satz ſo ſchlecht gegründet, daß man demſelben nicht eine Farbe anſtreichen kann, inſonderheit, wenn eine geſchickte Feder denſelben auf eine ſcheinbare Art einzukleiden, und vorzutragen weiß. Indeſſen aber habe ich doch nie an der Entwickelung und Widerlegung ſolcher Einwürfe gezweifelt, wenn mich gleich die Schwere derſelben, im Anfange etwas aufgehalten. Wenn ich aber im Gegentheil die Antwort gewiſſer Skribenten geleſen, welche auf ſich nehmen, die Religion zu vertheidigen, und ſich mit den ſibylliniſchen Weiſſagungen, mit dem Zeugniſſe Joſephi, und andern dergleichen Argumenten bewafnen, ſo habe ich oft allen Muth verlohren. Es iſt beſſer gar ſtill zu ſchweigen, als auf eine ſolche Art zu antworten, wodurch die Wahrheit verdächtig wird. Weil ich ſtets mit der gröſten Sorgfalt alles unterſucht, was den künftigen Zuſtand meiner Seele und meine Seligkeit, betrift, ſo hat mich nichts mehr erfreuet, als wenn ich ſolche Proben und Beweisthümer entdecken können, wodurch man vermögend iſt, denenjenigen zu begegnen, welche den Menſchen den Troſt, den ihnen die Offenbahrung giebt, und die Hofnung jenes Lebens zu rauben ſuchen, wodurch ſie in den Widerwärtigkeiten dieſes Lebens aufs kräftigſte geſtärkt

Digitized by Google

ſtärkt werden. Die eben angeführten Deiſten ſind ſolche Feinde, welche man nicht alle mit gleichen Waffen beſtreiten kann, ſondern man muß ihnen von Haupt bis zu Fuß bewafnet, mit Helm, Schild und Panzer entgegen gehen. Ein Collins, ein Tyndal, ein Morgan, ein Chub ꝛc. ſind ſolche Skribenten, die ich zwar verdamme, aber nicht verachte. Ich halte ſie keinesweges nach dem Exempel einiger Geiſtlichen, für thörichte, verwirrte, und alberne Menſchen. Ich habe in ihren Schriften Einwürfe gefunden, bey denen ich mich aufhalten müſſen, und Schwierigkeiten entdeckt, die ich nicht ſo leicht auflöſen können. Dieſes aber hat mir doch nicht den Muth benommen, ſondern ich bin vielmehr dadurch aufgemuntert worden, alles aufs genaueſte zu prüfen. Und dieſes thue ich noch täglich, und rathe einem jeden in dieſem Stücke meinem Exempel zu folgen. Dieſe fürchterlichen Gegner können indeſſen ganz wol beſtritten werden, aber es ſind nicht alle dazu geſchickt. Nach meinem Urtheil, ſollte man anſtatt, daß man nun einen jeden mit ſchwachen Waffen gegen ſo geübte Streiter auf den Kampfplatz treten läſt, denenjenigen gewiſſe Belohnungen ausmachen, welche die Wahrheit durch die bündigſten Gründe beſtärkten, damit eine gute Sache nicht durch ſchlechte Advocaten verdorben werde. Hierbey müßte man alle gemeine und ungegründete Argumente bey ſeite ſetzen, und blos diejenigen wählen, welche zur Sache gehören. Denn die Umſtände ſind gegenwärtig alſo beſchaffen, daß man nach dem Ausſpruch eines gewiſſen Skribenten, die

die Auſſenwerke verlaſſen muß, um die Hauptfeſtung deſto beſſer zu vertheidigen. Ich weiß wol, daß man dieſe Vorſicht insgemein, entweder als eine Zaghaftigkeit, oder als eine Unwiſſenheit anſieht, und daß viele glauben, ihren Verſtand und ihr Chriſtenthum nicht beſſer an den Tag legen zu können, als wenn ſie dergleichen Bücher verachten. Ich meines theils aber hege eben ſo ſchlechte Gedanken von denen, welche gar keine, als welche gar zu viele Schwierigkeiten wahrnehmen, und halte eben ſo wenig von ſolchen, welche alle Schwierigkeiten aufzulöſen, ſich getrauen, als welche alles für unauflößlich halten. Beydes kann aus der Unwiſſenheit herrühren. Jene gehen mit groſſer Kühnheit ungehindert fort, weil ſie keine Hinderniſſe wahrnehmen. Dieſe kehren wieder um, weil ſie glauben, daß man nirgends durchkommen könne. Ich halte denjenigen für einen vernünftigen Chriſten, der die Steine des Anſtoſſes zwar bemerkt, ſolche aber auch aus dem Wege zu räumen, ſich bemühet. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie haben recht: unter unzählig andern menſchlichen Erfindungen, iſt die Buchdrucker Kunſt eine der allerherrlichſten. Wenn dieſelbe vor einigen tauſend Jahren bekannt geweſen wäre, ſo würden wir annoch viele koſtbare Schriften beſitzen, die nunmehro entweder ganz verlohren gegangen, oder doch wenigſtens verſtümmelt worden. Es würden ſich auch die ungegründeten Fabeln nicht bis auf unſre Zeiten haben fortpflanzen können. Denn was durch den Druck bekannt gemacht wird, ſolches geräth gleich allen in die Hände, und kann alſo auch gleich widerlegt werden, eine Handſchrift aber iſt oft ſehr lange verborgen, ehe ſie verſtändigen Männern vor Augen kommt, und wird oft nicht eher bekannt, als bis es zu ſpät iſt, den Inhalt derſelben zu widerlegen. Wenn die Schrift des Philoſtratus von dem Apollonio Thyanäo durch öffentlichen Druck allen und jeden gleich bekannt gemacht wäre, ſo würden die damals lebenden Menſchen, als gültige Zeugen, die darin vorkommenden Unwahrheiten unfehlbar ohne Verzug widerleget haben, und eben dieſes kann man von ſehr vielen andern Erzählungen ſagen. Der Nutzen, den die Buchdrucker Kunſt uns in dieſem Stücke allein leiſtet,

iſt gewiß ſehr groß. Wenn dieſe Wiſſenſchaft eher wäre erfunden worden, ſo würden wir die Schriften der Alten ganz correct haben, und die Gelehrten würden der höchſtmühſeligen Arbeit überhoben geweſen ſeyn, die Schreibfehler anzumerken, und alle geſchriebene Exemplare zuſammen zu halten, um einigermaſſen die rechte Lesart heraus zu bringen. Ich ſage mit Bedacht einigermaſſen, weil man, nach aller angewandten Mühe, und wenn man auch noch ſo viele Lectiones variantes geſammlet, dennoch nicht mit Gewisheit ſagen kann, welche Lesart nunmehro die rechte ſey. Wenn aber zu unſern Zeiten eine Schrift die Preſſe verläßt, ſo kommen zugleich einige tauſend, und mit einander völlig übereinſtimmende Exemplare ans Licht, und wenn eines richtig iſt, ſo ſind ſie alle richtig. Ganz anders aber iſt es mit den Büchern beſchaffen, welche abgeſchrieben werden. Denn man kann zum allerwenigſten eben ſo viele verſchiedene Schreibfehler, als Copiiſten feſtſetzen, und es geſchiehet oft, daß die Exemplare, welche noch am richtigſten gerathen, verlohren gehen; die unrichtigſten aber und fehlerhafteſten übrig bleiben. Endlich bringt die Buchdrucker Kunſt, auch noch dieſen Vortheil zuwege, daß die Bücher, welche man ehedem faſt mit Geld aufwiegen muſte, nunmehro um einen geringen Preis zu haben ſind, und daß die Gelehrſamkeit, welche vormals nur wenigen Perſonen eigen war, nunmehro allgemein geworden.

So groß aber auch die Vortheile ſind, welche uns dieſe unſchätzbare Kunſt verſchaffet, ſo zieht doch auch die Bequemlichkeit, daß man nunmehro

ein

ein Buch ſobald im Drucke ſehen kann, verſchiedene Ungelegenheiten nach ſich. Denn die Welt wird dadurch mit einer unſäglichen Menge unnützer Schriften überhäuft, und diejenigen, welche ſich auf die Wiſſenſchaften legen, füllen ihren Kopf mit einer weitläuftigen Gelehrſamkeit an, ohne daß ſie ſich weder Zeit laſſen, noch das Vermögen beſitzen, auf dasjenige ernſtlich zu denken, was ſie leſen. Man findet demnach gegenwärtig nicht mehr ſo viele groſſe Geiſter, als in alten Zeiten, da die gelehrten Männer ihren Verſtand mehr durch eine beſtändige Meditation ſchärften, als ſolchen mit einer weitläuftigen Beleſenheit, und mit fremden Meynungen und Gedanken anfüllten. Denn wie jemand ſo viele Gäſte in ſein Haus einladen kann, daß er zuletzt ſelbſt keinen Raum weiter in demſelben findet, ſo kann auch jemand ſeinen Kopf mit ſo vielen fremden Meynungen anfüllen, daß kein Raum für ſeine eignen Gedanken übrig bleibt. Es hat aber die Buchdruckerkunſt noch eine andre Unbequemlichkeit bey ſich, deren Wirkung wir zu dieſen Zeiten beſonders empfinden. In alten Zeiten, und ehe noch ein Handel mit den Büchern getrieben ward, ſchrieben die Gelehrten blos deswegen, um andern ein Licht anzuzünden, und ihre Gedanken zu einem weitern Nachdenken der Welt mitzutheilen. Nun aber iſt eine ordentliche Kaufmannſchaft daraus geworden, und die Gelehrten ſcheinen blos deswegen zu ſchreiben, um den Buchhändlern Nahrung und Brod zu verſchaffen. Und wie die Krämer ſich hauptſächlich auf ſolche Waaren legen, welche von den meiſten geſucht werden,

 ſo

ſo muntern die Buchhändler auch die Studirenden, von denen viele leider! zu unſern Zeiten, für Koſt und Lohn arbeiten, beſtändig auf, daß ſie nicht, was dem menſchlichen Geſchlechte Nutzen ſchaft, ſondern was dem gemeinen Manne gefällt, ſchreiben mögen, weil man, indem der Pöbel in einem jeden Lande der ſtärkſte iſt, davon den meiſten Abſatz vermuthen kann. Da demnach die Buchhändler nicht die Ausbreitung der Wiſſenſchaften, ſondern nur ihren eigenen Nutzen zu befördern ſuchen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn jährlich ſo viele unnütze Bücher ans Licht treten, und eine Materie, welche bereits tauſendmal abgehandelt worden, dennoch wieder von neuen bald auf dieſe, bald auf jene Art vorgetragen wird. Und weil die Buchhändler merken, daß die gelehrten Kaufleute dieſer Zeiten mehr auf das äuſſerliche, als auf das innerliche einer Schrift acht geben, und es gegenwärtig mit den Büchern eben ſo beſchaffen iſt, wie mit den Menſchen, bey denen man mehr auf die beſetzten Kleider, als auf die Verdienſte ſiehet; ſo befleißigen ſie ſich auf ſchön Papier, ſaubere Lettern, Kupferſtiche, Vignetten, und andre Zierrathen, wodurch ſchlechte Bücher weit theurer als gute verkauft werden; die nicht in ſolchen Feyerkleidern erſcheinen, und keinen andern Schmuck, als ihren innerlichen Werth aufzuweiſen haben.

Es treten zwar auch noch zu unſern Zeiten vortrefliche Schriften ans Licht. Sie würden aber annoch weit ſchöner ſeyn, wenn das Bücherſchreiben nicht bereits ein Handwerk geworden wäre. Was

hätten

hätten Bayle, Clericus, und andre groſſe Männer nicht leiſten können, wenn ſie nicht gleichſam Bediente der holländiſchen Buchhändler geweſen wären, wenn ſie ſtets nach ihrer Einſicht hätten ſchreiben dürfen, und nicht gezwungen worden wären, ihre Feder auf eine ſolche Art zu führen, damit die Nahrung und Einnahme ihrer Principalen nicht möchte geſchmälert werden. Dieſe und andre anſehnliche Skribenten ſind aus dieſer Urſache nicht allein genöthiget geweſen, wider ihre eigene Einſicht zu ſchreiben, ſondern ſie haben auch mit ihren Schriften eilen müſſen, um ſolche gegen die Meſſe fertig zu liefern. Bey ſo geſtalten Sachen begreift ein jeder die Urſache leicht, weßfals gegenwärtig in einem Jahre mehr Bücher geſchrieben werden, als vorher in 10 oder 20 Jahren ans Licht gekommen. Ein Buchhändler will ſtets ſeinen Laden mit neuen Büchern anfüllen, und weil es ſchwer iſt, ſolche Materien zu finden, die von andern noch nicht erörtert worden, ſo müſſen die alten Sachen wieder aufgewärmet, und nur anders eingekleidet werden. Wenn man demnach die neueſten Buchläden und Bibliothecken muſtern, und aufs höchſte hundert Schriften, herausnehmen wollte, ſo würde man finden, daß man aller übrigen füglich entbehren könnte. So groß demnach auch die Anzahl iſt, ſo ſehr verringert ſich doch dieſelbe, wenn man auf das neue, und auf das nützliche ſiehet. Wie viele hiſtoriſche, theologiſche, juriſtiſche und philoſophiſche Compendia haben wir nicht aufzuweiſen. Wer aber eines geleſen hat, der hat ſie alle geleſen. Inſonderheit

aber entſtehen zwo ſehr widrige Folgen aus dieſer groſſen Menge Schriften. Die Studirenden werden dadurch verwirrt, und von dem eignen Nachdenken abgehalten, und die Wiſſenſchaften, welche vordem eine Zierde des menſchlichen Geſchlechts geweſen, gerathen in Verachtung. Wenn dieſes noch einige Jahre ſo fort währet, ſo wird ein Skribent und ein Handwerksmann gleich hochgeſchätzt werden, und die Gelehrſamkeit wird mit dem Gold und Silber einerley Schickſal haben, welches ſeinen Preis in Europa verlohr, da man die unſäglichen Schätze in America entdeckte, und ſolche in einer unglaublichen Menge nach Europa hinüber brachte.

Wenn man dieſes alles erwegt, ſo iſt es ſchwer, die Frage zu entſcheiden, ob die Buchdruckerey mehr Schaden oder Vortheil geſtiftet? Wir wollen uns indeſſen über den unwiderſprechlichen Nutzen derſelben freuen, uns aber auch zugleich bemühen, den widrigen Folgen, die daraus entſtehen, ſo viel möglich, vorzubeugen. Dieſes letzte kann nicht ſicherer bewerkſtelliget werden, als wenn man Cenſores in allen Städten anordnete, um auf das genaueſte zu unterſuchen, ob eine Materie gut oder ſchlecht erörtert worden, ob die Schrift für eine Copey oder für ein Original zu halten, ob die Menſchen dadurch können gebeſſert werden, oder ob der Scribent nur einen Handſchilling verdienen, und einen Buchhändler bereichern wollen. Solche Cenſuren würden von einem großen Nutzen ſeyn. Wir würden zwar alsdenn nicht ſo viele, aber beſſere Schriften haben, die Scribenten würden ſich auf Originale an ſtatt aufge-

aufgewärmter Materien befleißigen, und den Buchhändlern würde die Gelegenheit benommen ſeyn, die Welt nach ihrem Gefallen in Contribution zu ſetzen. Wenn aber dieſes ſollte zu Stande gebracht werden, ſo müßte man zuförderſt eine allgemeine Reduction vornehmen, und die unzähligen Cenſores abſchaffen, welche ſich allenthalben in den Städten aufgeworfen haben, und wie es ſcheint, ihren Richterſtuhl mit der Zeit noch auf einem jeden Dorfe aufſchlagen dürften. An deren ſtatt müßte man in einem jeden Reiche, und in einer jeden Republik nur eine einzige Geſellſchaft von gelehrten und ehrlichen Männern aufrichten, und dieſe müßten von dem Publico, nicht aber von dem Buchhändler beſoldet werden. Auf ſolche Art würde man wenige, aber gute und zuverläßige gelehrte Journale haben, deren wohlgegründete und unparteyiſche Urtheile die guten Scribenten aufmuntern, die ſchlechten aber abſchrecken würden. Da im Gegentheil heutiges Tages niemand auf die Cenſuren achtet, die man insgemein fället, ſondern ein jeder Verfaſſer appellirt von einem Journal an das andere in der nächſten Stadt, um eine beſſere Sentenz zu erhalten. Ich bin ꝛc.

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf Dero Verlangen die Schrift von der Ewigkeit der Welt durchgeleſen, aber nichts darinnen bemerkt, was nicht ſchon von den alten Philoſophen von dieſer Sache geſagt worden. Alles, was ich in der mir überſchickten Abhandlung gefunden, iſt entweder bereits widerlegt, oder kann doch auch mit leichter Mühe widerlegt werden. Nichts giebt einen deutlichern Beweis, daß die Welt nicht ewig iſt, als die Proben, die wir davon ſowol aus den Geſchichten, als aus der täglichen Erfahrung haben. Man bemerkt bey der Welt, wie bey den Menſchen, eine Kindheit, eine Jugend, und ein männliches Alter. Man findet, daß die Welt in einer Zeit von hundert Jahren ſich ſelbſt gleichſam unkennbar wird, und eine neue Geſtalt annimt. Wenn die Welt von Ewigkeit her geweſen wäre, ſo würden bereits vor undenklichen Zeiten alle Künſte und Wiſſenſchaften, ja alles, was der Menſch nur durch Witz und Hände auszurichten vermögend iſt, zur Vollkommenheit ſeyn gebracht worden. Wenn man aber den Blick nur ein wenig in die verfloſſenen Zeiten zurück lenkt, ſo findet man eine große Einfalt und Unwiſſenheit, und die damals Lebenden ſcheinen den Kindern ähnlich zu ſeyn, welche, weil ſie noch nicht lange auf der Welt

Welt geweſen, ſich keine Erfahrung erwerben können, ſondern ſolche erſtlich mit der Zeit erlangen müſſen. Dieſes leugnet der Verfaſſer zwar nicht, er bemüht ſich aber, ſolches aus andern Urſachen herzuleiten. Er ſagt: die Welt kann oft in Abſicht auf die Künſte und Wiſſenſchaften in eben demſelben Zuſtand, wie heutiges Tages, ja in einem noch weit vollkommnern geweſen ſeyn. Das menſchliche Geſchlecht aber kann durch große und merkliche Veränderungen wieder in die Unwiſſenheit, und in einen Mangel des Erkenntniſſes gerathen ſeyn, ſo, wie ein wohl ausgearbeitetes Kunſtſtück durch Feuer, Waſſer, oder auf eine andre Art kann zernichtet, und in die vorige rohe Materie verwandelt werden, daß man wieder von neuen zu arbeiten anfangen muß. Die Veränderungen, wodurch das menſchliche Geſchlecht vielleicht ſchon oft wieder in den Zuſtand der Kindheit verſetzt worden, können ſich, wie er ſagt, auf mancherley Art zugetragen haben. Es können große und allgemeine Ueberſchwemmungen geſchehen ſeyn, welche dem ganzen menſchlichen Geſchlecht bis auf einige wenige Familien den Untergang zugezogen, und wer kann uns die Verſicherung geben, fährt er fort, daß ein ſolcher Zufall, wie zu den Zeiten Noä, ſich nicht vorher ſchon oft eräugnet. Wenn aber dieſes geſchiehet, ſo wird die Erde wieder in einen ſolchen Stand geſetzt, als wenn ſie erſtlich vor kurzer Zeit wäre erſchaffen worden. Man kann darauf folgendes antworten: Dergleichen allgemeine Ueberſchwemmungen ſind entweder natürlich, oder auſſerordentlich, und mit einem Wunderwerke verbunden. Sind ſie na-

 türlich

türlich, ſo kann man nicht begreifen, warum eben allemal nur einige wenige von den einfältigſten und meiſt unwiſſenden Menſchen ſollten ſeyn gerettet worden. Denn ſolche Menſchen muß man verſtehen, wenn dergleichen Waſſerfluthen die Wirkung äuſſern ſollen, welche der Verfaſſer ſich vorſtellet. Wenn aber nur einige vernünftige und geſittete Menſchen bey einem ſolchen Zufalle übrig bleiben, ſo kann die Erde nicht in den Zuſtand gerathen, worinn dieſelbe, wie man ſich einbildet, unmittelbar nach der Schöpfung geweſen. Sie kann wüſte, aber nicht barbariſch werden. Die Kunſtſtücke, die Gebäude, die Schriften, können vergehen, aber die Vorſtellung von allen dieſen Dingen iſt doch bey den Menſchen, die erhalten werden, unauslöſchlich. Die Menſchen würden alſo ſtets eine Erkenntniß davon gehabt haben, wenn auch nur eine Perſon oder zwo bey einer ſo allgemeinen Verwüſtung übrig geblieben wären. Wenn man aber in die alten Zeiten zurücke geht, ſo findet man eine große Unwiſſenheit bey den Menſchen, auch in den nothwendigſten und zu ihrer Unterhaltung ganz unentbehrlichen Dingen. Man findet, daß ſie Eicheln ſtatt des Korns gebraucht, daß ſie die erſten Reuter, welche ſie geſehen, für neue Thiere gehalten, und Centauros genannt, weil ſie gemeynt, daß der Menſch und das Pferd nur eine Creatur ſey. Vielleicht wendet man ein; dieſe Menſchen, welche einer ſo hohen Waſſerfluth glücklich entkommen, hätten ſich gleich zerſtreuet, und daher entweder aus Mangel des Umgangs mit einander, oder weil ſie nicht nöthig gehabt, auf eine Arbeit zu denken, der-

gleichen

gleichen Dinge verſäumt, welche dadurch bey ihren Nachkommen völlig in die Vergeſſenheit gerathen. Es iſt aber ſchwer, ſich eine ſolche Vergeſſenheit oder Verſäumung vorzuſtellen, inſonderheit wenn die übrig gebliebenen Menſchen den Nutzen bemerkt, welchen ſolche Dinge denenjenigen geleiſtet, die vor der Ueberſchwemmung gelebet. Ich will indeſſen doch auf dieſes Argument nicht gar zu ſtark dringen; denn ob es gleich nicht wahrſcheinlich iſt, ſo iſt es doch nicht unmöglich, zumal, da man noch nicht weis, ob die Unwiſſenheit, welche die alten Hiſtorien den Menſchen, die vor mehrern tauſend Jahren gelebet, beylegen, ſich über den ganzen Erdkreis erſtrecket. Ich will daher ein ſtärkeres Argument anführen, welches hierinn beſtehet: Weil eine ſolche allgemeine Ueberſchwemmung nicht natürlicher Weiſe geſchehen, noch ſo viel Waſſer geſammlet werden kann, daß dadurch die höchſten Spitzen der Berge ſollten bedeckt werden; (denn was **Burnet** von den unterirdiſchen Waſſern, und **Whiſton** von den Cometen beygebracht, ſolches iſt bereits von andern widerlegt worden) ſo folgt daraus: Daß GOtt dieſe Ueberſchwemmung durch ein Wunderwerk gewirket. Nun aber iſt es ſchwer zu begreifen, was GOtt für ein Vergnügen daran finden ſollte, das menſchliche Geſchlecht ſo oft zu vertilgen, um neue Geſchöpfe von eben derſelben Art wieder hervorwachſen zu ſehen. Man müßte daraus ſchlieſſen, daß GOtt ein Weſen ſey, welches nicht ertragen könnte, daß die Menſchen gar zu ſehr an Wiſſenſchaft und Erkenntniß zunähmen, ſondern welches nur ſuchte, dieſelben, wenn ſie es zu einem ge-

wiſſen

wiſſen Grad der Vollkommenheit gebracht, durch eine ſolche allgemeine Verwüſtung wieder in ihre vorige Einfalt und Unwiſſenheit zu ſetzen. Dieſes wäre aber ein ſehr ſchlechter Begriff von dem Schöpfer, und wenn man alſo urtheilen wollte, ſo würde man denſelben zu einem misgünſtigen Weſen machen, waraus denn erhellet, daß auch dieſe Meynung ohne Grund iſt. Einige glauben, daß ein ſolcher Zuſtand könne eingeführt werden, wenn unwiſſende und bärbariſche Nationen die Oberhand behielten, wie ſolches auch wirklich zu verſchiedenen malen geſchehen ſey, indem Italien, welches ehedem der Sitz der freyen Künſte geweſen, durch den Einfall der nordiſchen Völker in eine Barbarey verwandelt, und Griechenland, nebſt einem großen Theil von Aſien und Afrika durch die Saracenen in eben denſelben Zuſtand verſetzt worden. Jedoch, daraus erhellet nur, daß dieſes oder jenes Land, nicht aber der ganze Erdkreis auf einmal einem ſolchen Unfall könne unterworfen werden. Ueberdem haben dergleichen Begebenheiten nicht eine ſo gänzliche Finſterniß verurſachen, noch dieſe Länder in eine ſolche Unwiſſenheit ſtürzen können, wie allenthalben, den davon vorhandenen Spuren nach, in den allerälteſten Zeiten geherrſchet.

Die große und allgemeine Unwiſſenheit, welche man bey den erſten Menſchen wahrnimt, kann alſo keiner andern Urſache zugeſchrieben werden, als daß die Welt erſtlich damals vor kurzer Zeit erſchaffen worden. Ihr Urtheil, mein Herr, mag dieſen Streit entſcheiden. Ich will zum Beſchluß nur noch dieſe

ſe Betrachtung hinzufügen. Weil dergleichen Revolutionen nicht auf eine natürliche Art entſtehen können, ſondern durch eine übernatürliche Macht müſſen hervorgebracht werden, ſo ſind die Ungläubigen gezwungen, ſelbſt zu geſtehen, daß die Welt nicht von ſich ſelbſt ſeyn könne, ſondern daß dieſelbe der Herrſchaft eines Schöpfers unterworfen ſey, der durch ſeine Allmacht alles aus Nichts hervorbringen, und auch alles wieder in das vorige Nichts verwandeln kann. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Sie ſchienen letzthin einiger maſſen beſtürzt, wie die Nachricht von den großen Progreſſen des Thamas Kuli Kan einlief, und man ihnen ſagte, daß derſelbe nicht nur das Reich des großen Mogols mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit überſchwemmet, ſondern auch dadurch in den Beſitz eines unſäglichen Reichthums geſetzt worden. Und dieſe Furcht ſcheint bey ihnen noch nicht völlig verſchwunden zu ſeyn, indem ſie mir in ihrem letzten Briefe die Frage vorlegen: ob dergleichen auſſerordentliche Begebenheiten auch wohl Vorſpiele von einer neuen und allgemeinen Monarchie ſeyn ſollten? Ich meines Theils beſorge dieſes niemals weniger als zu unſern Zeiten, und daher mißgönne ich dem Kuli Kan ſeine Siege nicht, und wenn er ſolche auch bis China und Japan ausbreiten ſollte. Ich laſſe mich nicht ſchrecken, und gebe meine Kirchenzehenden deswegen noch nicht weg, weil ich höre, daß er alle geiſtliche Güter und Einkünfte wieder mit der Krone vereiniget. Denn zwiſchen Dännemark und Perſien iſt eine groſſe Kluſt beveſtiget. Haben die groſſen Reiche, welche Cingis Kan und Tamerlan aufgerichtet, und die uns näher waren, keine Bewegungen verurſachet, ſo iſt dieſer Zuwachs des perſiſchen Reichs noch viel weniger vermögend, ein

ein Nachdenken zu erregen. Wenn die aſiatiſchen Reiche anfangen ſich auszubreiten, ſo geſchiehet ſolches insgemein gegen Mittag, und es erhellet inſonderheit aus der Hiſtorie der alten perſiſchen Monarchie, daß ſie niemals etwas gegen Norden gewinnen können; daher auch ſeit den Zeiten Darii und Xerxis kein orientaliſcher Monarch dieſen Theil der Welt, den wir bewohnen, zu beſtreiten geſucht hat. Wenn ſie alſo ja eine allgemeine Monarchie beſorgen, die ſich gegen Norden ausbreiten möchte; ſo müſſen ſie ihre Augen auf gewiſſe mächtige europäiſche Staaten richten, welche immer mehr und mehr um ſich zu greifen ſcheinen. Denn Europa kann nicht anders, als durch ſich ſelbſt bezwungen werden. Bey der gegenwärtigen Verfaſſung, worinn ſich nun die Reiche und Staaten befinden, iſt dieſes nicht zu befürchten, und wenn auch ein noch weit größerer Comet, als der letzte erſchiene, ſo werde ich doch der Meynung derjenigen nicht beytreten, welche glauben, daß dadurch eine ſolche allgemeine Revolution angezeigt werde, ungeachtet ich ſonſt gefällig bin, und dem gemeinen Mann eine unumſchränkte Freyheit laſſe, aus dem Cometen, alles, was man nur will, zu weiſſagen. Europa hat ſich bloß für einen europäiſchen Potentaten zu fürchten, weil die Erfahrung zeigt, daß die großen aſiatiſchen Monarchen, welche die andern Theile der Welt überſchwemmet, allemal aufgehört zu ſiegen, ſo oft ſie ihre Macht gegen Europa gewandt, daß alſo dieſer Welttheil ein rechtes non plus vltra vor ihnen geweſen. Im Gegentheil iſt Europa bisweilen durch die Macht einiger europäiſchen Potentaten ſelbſt, welche nach dem

Digitized by Google

dem Untergang der römiſchen Monarchie den andern zu mächtig geworden, in Gefahr gerathen, die Freyheit einzubüſſen. Carolus Magnus verdient in dieſem Fall beſonders angeführt zu werden. Dieſer Kayſer beherrſchte ganz Italien, Frankreich, und Deutſchland, und ſeine Macht war ſo groß, daß die übrigen europäiſchen Staaten, auch wenn ſie alle mit einander vereiniget geweſen wären, ihm doch nicht würden haben widerſtehen können. Die Furcht aber hörte mit ſeinem Tode auf, und die allgemeine Monarchie, womit er ſchwanger ging, ward in der Geburt erſticket. Dnnn ſein Nachfolger ſchien mehr zu einem Prieſter, als zu einem Könige geboren zu ſeyn, und es war damals noch zum Glücke vor Europa der Gebrauch eingeführt, daß man das Reich unter die königlichen Prinzen theilte. Dieſes geſchahe auch hier, und weil dadurch das Reich in verſchiedene Staaten zergliedert ward, die gleich mit einander in Krieg geriethen, ſo ward das Gleichgewicht von Europa wieder hergeſtellt. Das ottomanniſche Haus hat Europa auch zu verſchiedenen malen in Bewegung geſetzt; und Mahometh der II. drohete der allgemeinen Freyheit den Untergang. In welche Furcht dieſer Kayſer die meiſten europäiſchen Länder geſetzet, ſolches erhellet aus der allgemeinen Freude, die ſein Tod verurſachte, und aus den Dankſagungen, welche man deswegen in den chriſtlichen Kirchen anſtellte. Einige von ſeinen Nachfolgern, inſonderheit Solymann der II ſind uns noch näher gekommen. Denn dieſer Monarch drang mit einem zahlreichen Kriegsheer in Deutſchland ein, und würde vielleicht noch größere Progreſſen

greſſen gemacht haben, wenn nicht zu eben derſelben Zeit eine andere europäiſche Macht aufgekommen wäre, welche vermögend war, den Türken die Stange zu halten. Solches war die ſpaniſche Macht, die unter Carl dem V. ſo ſehr zunahm, daß ganz Europa dadurch in eine nicht geringe Furcht geſetzt ward. Dieſer Carl beſaß Spanien und Weſtindien, den größten Theil von Italien, die ganzen Niederlande, und war zugleich römiſcher Kayſer. Seine Truppen beſtunden aus den tapferſten und diſciplinirteſten Völkern zu den damaligen Zeiten, und die Schätze aus Amerika ſetzten ihn in den Stand, alles zu unternehmen. Von dieſer Furcht aber ward Europa auch bald wieder befreyet. Er ſelbſt ward zuletzt gezwungen, zu weichen, da die vornehmſten europäiſchen Staaten ſich wider ihn vereinigten, und ſein Sohn Philippus der II. war nicht im Stande, ob er gleich ſein Reich mit Portugall und den reichen Colonien deſſelben, in Oſtindien vermehret hatte, die vereinigten Provinzen in den Niederlanden zum Gehorſam zu bringen, die einen Aufſtand wider ihn erregt hatten. Zu unſern Zeiten ſetzte der König in Frankreich, Ludwig der XIV. ganz Europa von neuen in Bewegung. Es ſchien, daß Frankreich ehedem ſeine Stärke nicht gekannt, weil es ſich ſtets mit andern Potentaten zu verbinden für nöthig erachtet, um dem öſterreichiſchen Hauſe allein gewachſen zu ſeyn. Unter dieſem Könige aber ward Frankreich auf einmal ganz Europa fürchterlich. Niemals iſt das Gleichgewicht von Europa in einer größern Gefahr geweſen, wenigſtens iſt niemals mehr davon geſagt oder geſchrieben worden. Man

 hat

Digitized by Google

hat um ſo viel mehr Urſache, ſich darüber zu wundern, weil das Reich bey dem Antritt der Regierung Ludwigs des XIV. nicht größer war, als es vorher geweſen. Es zeugt aber dieſer Umſtand von den großen Eigenſchaften des Königs, indem Frankreich weder vor dieſen Zeiten, noch auch nachher jemals in einem ſolchen Anſehen geweſen. Viele ſuchen zwar dem Könige dieſen Ruhm zu entziehen, und behaupten, daß die großen Generals und Staatsminiſter, welche zu ſeinen Zeiten gelebet, an dieſem Anſehen Frankreichs den meiſten Theil gehabt. Es kann aber einem Reiche niemals an erfahrnen Generals, an großen Miniſtern, und an tapfern und getreuen Unterthanen fehlen, wenn ein König den Thron beſitzt, der die Tugend zu ſchätzen, und durch wichtige und wohl ausgetheilte Belohnungen einen jeden zu ſeiner Pflicht aufzumuntern weiß. Frankreich führte daher nicht allein über 50 Jahre faſt mit dem ganzen Europa Krieg, ſondern endigte denſelben auch mit Ruhm und Vortheil. Ein jedes Treffen, welches der König ſeinen Feinden lieferte, ward durch einen vollkommenen Sieg gekrönet: es koſtete insgemein nur einige Tage, um die ſtärkſten Feſtungen zu erobern, und die franzöſiſche Seemacht, welche bisher in gar keinem Anſehen geweſen, nahm auf einmal ſo ſehr zu, daß ſie den beyden Seepotenzen faſt zu ſtark war. Niemand wuſte ſich anfangs in dieſe große Veränderung zu finden. Man meynte, daß die Kaltſinnigkeit und Schläfrigkeit Englands an allem Schuld wäre. Wie aber auch dieſes Reich ſich mit den Feinden Frankreichs vereiniget, ſo ſahe man, daß

man

Digitized by Google

man dadurch nichts gewonnen hatte. Inſonderheit verdient dieſer Umſtand angemerkt zu werden, daß, obgleich die ganze Regierung dieſes Königs faſt nichts, als eine beſtändige Kette von lauter Kriegen war, dennoch zu gleicher Zeit die Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich faſt den höchſten Gipfel erreichten. Kein Alter hat, ſo viel man aus der Hiſtorie weiß, an einem Orte ſo viele gelehrte Männer und große Skribenten hervor gebracht, und kein Reich hat größere Kunſtſtücke und prächtigere Gebäude aufzuweiſen. Frankreich war alſo zu gleicher Zeit Europa ein Schrecken, und eine Ehre. Alle Nationen eilten nach Paris, um dasjenige zu ſehen und zu hören, was ſie vorher niemals geſehen und gehöret hatten, und wie das Reich alle andre Länder an Vorzügen, der Hof alle andre Höfe an Pracht, und die Akademien an Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit alle andre hohe Schulen übertrafen, ſo überging der König alle andre Mannsperſonen an Anſehen und Stärke des Leibes. Alle Reiſende hielten es für ein Glück, Verſailles, Fontainebleau, Marly, und andre prächtige Gebäude geſehen zu haben, ſie ſchätzten ſich aber noch weit glücklicher, daß ſie den König geſehen, welcher wegen ſeiner vortreflichen Leibesgeſtalt, Majeſtät, und Leutſeligkeit, als ein Meiſterſtück der Natur konnte angeſehen werden. Kurz, alles ſchien auf einmal dahin abzuzielen, Frankreich groß und anſehnlich zu machen, und der franzöſiſche Name ward zu gleicher Zeit gehaßt, gefürchtet, und bewundert.

Digitized by Google

Bey dieſen gefährlichen Umſtänden, behielt doch Europa ſeine Freyheit. Denn mit dem zunehmenden Alter des Königs, ſchien alles auch in Frankreich alt zu werden und abzunehmen. Die Hoffnung, eine fünfte Monarchie aufzurichten, verſchwand auf einmal, und der König ſahe endlich, daß er durch alle blutige Kriege nichts anders ausgerichtet, als daß er ſein Reich geſchwächt, und ſolches an Volk und Gelde entblößt. Es blieb ihm alſo nichts weiter übrig, als eine innerliche Bekümmerniß, und ein nagendes Gewiſſen, daß er einige hundert tauſend Menſchen auf die Schlachtbank geliefert, und das Reich in der äuſſerſten Armuth hinterlaſſen.

Sie ſehen hieraus, mein Herr, daß man zwar zu unſern Zeiten die Materialien zu Errichtung einer neuen allgemeinen Monarchie ſammlen, und in Bereitſchaft halten kann, das Gebäude ſelbſt aber wird, ſo viel man aus den Umſtänden überhaupt zu urtheilen vermögend iſt, nimmermehr zu Stande kommen. Und daher laſſen Sie den Kuli Kan immerhin Progreſſen machen, ohne ſich im geringſten darüber zu bekümmern. So glücklich er bisher gegen Mittag geweſen, ſo ſehr dürfte ſein Glück ſich ändern, wenn er ſich gegen Norden wenden ſollte; weil er alsdenn durch die rußiſche und türkiſche Macht würde aufgehalten werden, von denen eine jede für ſich allein ihm gewachſen iſt. Die faſt täglich zunehmende Größe des rußiſchen Reichs iſt noch viel eher vermögend, ein Nachdenken zu erwe-

cken.

cken. Denn dieſes Reich erſtreckt ſich von der Oſtſee faſt bis nach China, es unterhält eine große Macht ſowohl zu Waſſer, als zu Lande, die rußiſchen Truppen ſind wohl diſciplinirt, ſtreitbar und ſiegreich, und können mehr ausſtehen, auch mit wenigern Koſten unterhalten werden, als die andern europäiſchen Soldaten. Dieſe Umſtände ſind ſo beſchaffen, daß ſie den Nachbarn von Rußland allerdings bedenklich ſcheinen können. Ich aber betrachte die anwachſende Macht des rußiſchen Reichs als ein Mittel, das türkiſche Reich, wodurch die Chriſtenheit ſo lange beunruhiget worden, dermaleins über einen Haufen zu werfen. Die ottomanniſche Macht iſt zwar heutiges Tages nicht mehr ſo fürchterlich, als in vorigen Zeiten. Wie aber ein einziger kluger Regent das rußiſche Reich, worauf niemand vorher ſonderlich achtete, in den blühenden Zuſtand verſetzt, worinn es ſich noch gegenwärtig befindet; ſo kann auch ein einziges vernünftiges Miniſterium das türkiſche Reich groß und ſchrecklich machen. Denn ein Staat, welcher die wichtigſten Länder in den drey Theilen der Welt unter ſich begreift, dem es weder an Geld noch an ſtreitbaren Soldaten mangelt, und den die Kayſer mit einer unumſchränkten Macht beherrſchen, könnte das größte Nachdenken und eine gegründete Furcht erwecken, wenn derſelbe auf einen andern Fuß geſetzt würde. Ein Großvezier faßte vor einiger Zeit den Entſchluß, dem Beyſpiel des rußiſchen Kayſers, Peters des Großen, nachzuahmen, und den türkiſchen Staat auf eben dieſelbe Art, wie den rußiſchen, einzurichten.

Digitized by Google

Er bemühete ſich demnach, die Miliz zu verbeſſern, und die Wiſſenſchaften einzuführen. Er legte Buchdruckereyen zu Conſtantinopel an, er beredete die jungen türkiſchen Herren, ausländiſche Reiſen anzuſtellen, und dergleichen. Mit dem Tode dieſes Großveziers aber hörte alles wieder auf. Sein betrübtes Ende erweckte ein durchgängiges Mitleiden. Die Nachbaren der Türken aber hatten nicht Urſache, ſich darüber zu grämen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ſechſte Brief.

Mein Herr,

Ich ſprach vor einiger Zeit mit einem vornehmen Herrn aus Bretagne, in Frankreich. Derſelbe wußte das Anſehen und die Gewalt der franzöſiſchen Parlamenter nicht genug zu erheben, und lobte inſonderheit die Standhaftigkeit des Parlaments zu Paris, welche daſſelbe ſowohl während Minderjährigkeit des Königs, als nachdem dieſer Monarch die Regierung ſelbſt angetreten, bey verſchiedenen Gelegenheiten blicken laſſen. Er behauptete, daß das Parlament berechtiget ſey, die Regierungsgeſchäfte zu unterſuchen, dem Könige Vorſtellung zu thun, den Befehlen des Hofes zu widerſprechen, und dadurch das Beſte des Volks zu beſorgen. Er bemühete ſich aus der Aufführung des Parlaments zu Paris während Minderjährigkeit, ſowohl dieſes, als des vorigen Königes darzuthun, daß dieſes große Collegium ſich dazu berechtiget gehalten, und daß die Macht deſſelben nicht dem Rechte, ſondern nur der Ausübung nach von der Macht des engliſchen Parlaments unterſchieden ſey. Er meynte auch, daß man die franzöſiſchen Parlamenter zu gewiſſen Zeiten, als das engliſche Parlament unter der Regierung Cronwells anſehen müßte, welches auch ſeine Vorzüge nicht äuſſern dürfen, weil die Regierung ſtets ein Kriegsheer auf den Beinen

 gehabt.

gehabt ꝛc. Ich konnte indeſſen doch ſeiner Meynung nicht in allen Stücken beypflichten, und ſo viele Mühe er ſich auch gab, mich von dem Gegentheil zu überzeugen, ſo war er doch nicht vermögend, mir alle Zweifel zu benehmen. Ich räumte ihm zwar ein, daß das pariſiſche Parlament zu verſchiedenen malen, inſonderheit unter dem Miniſterio des Cardinal Mazarins, da es durch die ſo genannten Frondeurs oder die Schleuderer, unterſtützt ward, dergleichen Forderungen geäuſſert, und ſich ſelbſt mit dem engliſchen Parlament verglichen; ich behauptete aber auch an der andern Seite, daß die Glieder dieſes Collegii, ſo oft ſie eine ſolche Sprache geführet, aufs deutlichſte zu erkennen gegeben, daß ſie die Verfaſſung und das Staatsrecht von Frankreich entweder nicht verſtanden, oder auch nicht verſtehen wollen. Denn geſetzt auch, daß man die Könige von Frankreich nicht für ſouveraine Könige halten wollte, weil ihnen eine ſolche unumſchränkte Macht niemals durch eine Souverainitätsakte übertragen worden, ſo folgt doch daraus nicht, daß die franzöſiſchen Parlamenter ſich deswegen einer gröſſern Gewalt, als die andern Collegia, und als das königliche Conſeil ſelbſt, anmaſſen könnten. Denn die Parlamentsglieder, ſind alle Bediente, die der König beſoldet und unterhält, und welche durch Patente können ein- und abgeſetzt werden. Wenigſtens hat man ſie ſeit den Zeiten Ludwig des XI nicht anders angeſehen. Dieſer König ſowohl, als ſeine Nachfolger, haben die wichtigſten Dinge unternommen, welche die Verfaſſung und den Zuſtand des ganzen Reichs betroffen, ohne das Parlament im geringſten zu fragen, oder ſich

auch

Digitized by Google

um die Einwilligung deſſelben zu bekümmern. Eine ſolche Akte, wie die Sanctio pragmatica unter Carl dem VII. und das Concordat unter Francisco dem Erſten war, würde kein engliſcher König jemals durch ſeine eigne Macht haben zu Stande bringen können. Es iſt bekannt, wie wohl Franciſcus der Erſte ſich ſeines Anſehens zu bedienen gewußt, da das Parlament bald dieſes bald jenes bey ſeinen Verordnungen zu erinnern hatte. Daß aber die franzöſiſchen Parlamenter unter den folgenden Königen an der höchſten Macht Theil genommen, ſolches rühret nicht von der Verfaſſung der Regierung, ſondern von den Umſtänden der Zeit her. Denn ſo oft das Reich mit innerlichen Unruhen geplagt geweſen, ſo hat das pariſiſche Parlament ſein Anſehen zu erheben geſucht, und ſich auf ſein Recht berufen, deſſen aber nachher nicht weiter gedacht worden, wenn das Reich wieder zur Ruhe gekommen. Dieſe Gründe waren indeſſen doch nicht vermögend, meinen Freund zu überführen. Er wandte vielmehr ein, daß das Parlament bisweilen bloß aus Furcht vor einer ſtärkern Macht, die Ausübung ſeiner Gerechtſame ausgeſetzt, welche es nachher bey allen Gelegenheiten wieder ergriffen, und ausgeübet; ſo wie das engliſche Parlament zu den Zeiten Cromwells, aus Furcht vor dem Kriegsheer, ſeine Gerechtſame gleichfalls nicht ausüben können, die es doch wirklich beſaß, und ſich auch nachher wieder zueignete, und ausübte. Ich ſahe mich hiedurch endlich genöthiget, ihn zu bedeuten, daß einige Franzoſen aus Irrthum die Parlamenter in Frankreich mit der Verſammlung der Stände,

Convocation des Etats, vermengten, welche leztere allein mit dem Unterhauſe in England kann verglichen werden. Zwiſchen dem franzöſiſchen und engliſchen Parlament aber iſt nicht die geringſte Aehnlichkeit. Das erſte iſt ein beſtändiges Rathscollegium, welches von dem Könige beſezt und unterhalten wird. Das andere aber beſteht aus Deputirten von allen Einwohnern des Reichs, welche von den Gemeinen erwählt, und auch, ſo lange die Seßiones währen, von ihnen unterhalten werden. Das erſte iſt ein Collegium, dem die Regierung verſchiedene Verrichtungen übertragen, als die vorkommenden Streitigkeiten zu entſcheiden, die königlichen Verordnungen zu regiſtriren, u. dgl. m. Es iſt alſo von einem höchſten Gericht in keinem andern Stücke unterſchieden, als daß die Mitglieder die Erlaubniß haben, gewiſſe Dinge vorzuſtellen, und über die Verordnungen, ehe ſie regiſtrirt werden, ihr Bedenken zu ertheilen. Das engliſche Parlament aber iſt eine Verſammlung von allen Einwohnern des Landes. Denn die darinn befindlichen Abgeordneten ſtellen das ganze Volk vor, und ein jedes Glied des Unterhauſes ſieht den Diſtrikt, von welchem es erwählt worden, als ſeinen Principal an. So groß alſo der Unterſcheid iſt, welcher ſich unter königlichen Bedienten und den Gevollmächtigten eines freyen Volks befindet, ſo groß iſt auch der Unterſcheid unter den franzöſiſchen und engliſchen Parlamentern. Die leztern haben oft darauf gedrungen, und thun es auch noch, daß alle Mitglieder, welche Hofbedienungen haben, von dem Parlament ſollen ausgeſchloſſen werden, um zu zeigen,

zeigen, daß ſie hauptſächlich von dem Volke dependiren, deſſen Abgeordnete ſie ſind. Daß die franzöſiſchen Parlamenter niemals größere Gerechtſame gehabt, als die ich angeführet, auch nicht einmal zu den Zeiten, da die königliche Macht eingeſchränkt war, ſolches kann man aus der Hiſtorie darthun. Denn damals war es gebräuchlich, wenn wichtige Dinge ſollten vorgenommen werden, daß man alle Stände zuſammen rufen ließ, welches nicht nöthig geweſen wäre, wenn das Parlament die Macht gehabt hätte, welche man demſelben insgemein beylegt. Die Macht der Könige von Frankreich ward alſo in vorigen Zeiten nicht durch das Parlament, ſondern durch die Verſammlung der Stände eingeſchränkt. Endlich ward mein Freund gezwungen, nachzugeben, und muſte geſtehen, daß die Mitglieder der franzöſiſchen Parlamenter, und inſonderheit des pariſiſchen welche ſich währender Minderjährigkeit Ludwigs des XIV. für Beſchützer des Volks ausgegeben, und als Abgeordnete der Stadt angeſehen ſeyn wollen, ſich mit den Verſamlungen der Stände vermengt, die der Cardinal Richelieu, als der Stifter der Souverainität in Frankreich, abgeſchaffet, ſo daß ſeit dieſer Zeit gar keine Reichstäge mehr in Frankreich gehalten worden. Ich fügte zum Beſchluß noch dieſes hinzu: In welchem Reiche eine beſtändige Kriegsmacht befindlich iſt, die dem Könige allein den Eid der Treue geſchworen, in dem Staate iſt die Souverainität eingeführt, und alle Gerechtſame, welche ſich die hohen Collegia zueignen, ſind nur ein Schatten, und ſolche Herrlichkeiten deren Ausübung ihnen bloß von dem Könige vergönnt wird. Ich habe nicht unterlaſſen wollen, Ihnen von dieſer Unterredung Nachricht zu geben. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der ſiebente Brief.

Mein Herr,

Die Deiſten in England fahren noch beſtändig fort, die Religion zu beſtürmen, und ihre Frechheit nimt immer mehr und mehr überhand. Es ſcheint, daß der Wiederwille der Engländer, den ſie gegen eine abſolute Macht in der weltlichen Regierung hegen, ſich auch auf die Herrſchaft Gottes erſtrecket. Es ſcheint, daß ſie die Macht Gottes eben ſowohl wie die Gewalt des Königes durch Parlamentsakten eingeſchränkt wiſſen, und weder im Himmel noch auf der Welt eine Souverainität leiden wollen. Denn ſie richten ordentliche Geſellſchaften auf, um die göttlichen Verordnungen und Befehle zu unterſuchen, und zu beſtimmen, welche angenommen, und welche verworfen werden müſſen, welche Artikel mit der Freyheit des engliſchen Volks übereinſtimmen, und welche dagegen ſtreiten. Weil viele Theologi ſich aber der Lehre dieſer Freydenker aufs äuſſerſte widerſetzet; ſo kann man ſagen, daß nunmehro in England zwo neue Factiones, der Wighs und Torys entſtanden, welche von einer weit größern Wichtigkeit ſind, als die alten Factiones. Die eine Partey beruft ſich auf die Nothwendigkeit, daß man dasjenige glauben müſſe, was in dem geoffenbarten Worte Gottes befohlen worden. Die andere aber will Freyheit haben

Digitized by Google

haben zu glauben, was ſie für gut befindet, und appelliret von der Revelation, als einem Untergericht an die natürliche Religion. Die Streitigkeiten werden mit großen Eifer an beyden Seiten fortgeſeʒt. Man iſt aber nicht im Stande zu ſagen, ob dieſe Streitigkeit der Kirche mehr zum Schaden oder zum Nutzen gereichen. Denn wie man die Religion niemals ſtärker, als zu unſern Zeiten angegriffen, ſo iſt dieſelbe auch niemals ſtärker vertheidiget worden. Und wie die neuern Naturaliſten, Collins, Tindal, Wholſton, Morgan und andre, ſich neuer und bisher faſt unbekannter Maſchinen bedienen, die Feſtung der Religion anzugreifen; ſo haben die Vertheidiger derſelben ſich auch die äuſſerſte Mühe gegeben, auf neue Feſtungswerke zu ſinnen. Dieſe Streitigkeiten aber werden dadurch weit beſchwerlicher, als wenn man mit andern Ketzern zu thun hat, weil die Naturaliſten ſich dem bisher gewöhnlichen und allenthalben für gültig erkannten Gerichte nicht unterwerfen wollen, wesfalls man ſich auf der andern Seite aufs äuſſerſte bemühet, ſie zu überführen, daß beyde Parteyen unter einem Richter ſtehen. Die Freunde der Religion haben übrigens, um die Hauptſache deſto beſſer zu vertheidigen, in gewiſſen andern Stücken nachgegeben, worauf die Väter mit einem gar zu großen Eifer beſtanden, um den Naturaliſten, ſo viel nur immer möglich, alle Gelegenheit zu Ausſchweifungen und Vorwürfen abzuſcheiden, wobey denenſelben ſonſt immer eine gar zu weit getriebene Orthodoxie zum Deckmantel dienen müſſen. Die Erfahrung zeigt, daß dieſes eine gute Wirkung gehabt. Man hat ihnen

z. B.

z. B. erlaubet, die Hauptpunkte der Religion zu unterſuchen, und allerhand Zweifel dagegen zu erregen. Dadurch hat man den Einwurf gehoben, als wenn die Religion nicht anders, als durch Zwang und Verbot, und durch den weltlichen Arm beſtehen könnte. Man weicht ferner heutiges Tages in gewiſſen Stücken von dem buchſtäblichen Verſtande der Schrift ab, worüber ſich die ehemaligen Orthodoxen ein Gewiſſen machten. In der Schrift ſind viele Wahrheiten unter Sinnbildern und Gleichniſſen vorgetragen. Wenn man dieſelben nach den Buchſtaben annimt, ſo entſtehen unendliche Schwierigkeiten; wenn man ſie aber nur als Emblemata und verblümte Redensarten anſiehet, ſo wird man in den hohen Gedanken, welche man von der Vortreflichkeit der Schrift heget, beſtärkt, und benimt zugleich den Feinden der Religion alle Gelegenheit, dieſelbe auf eine wiedrige Art auszulegen. Wenn demnach GOtt zu dem Propheten Hoſeas ſagt: **Gehe hin, und nimm eine Hure, um zweene Söhne mit ihr zu zeugen**, ſo kann dieſer Befehl nicht nach den Buchſtaben verſtanden werden, ſondern durch die Hure wird die abtrünnige jüdiſche Kirche angedeutet, welche der Prophet wieder annehmen, und, um dieſelbe deſto ſtärker zu verbinden, ſich gleichſam mit ihr verheyrathen ſoll. Denn man ſieht aus unzähligen andern Schriftſtellen, daß GOtt dasjenige aufs äuſſerſte haſſet, und aufs ſtrengſte verbietet, was er hier zu befehlen ſcheint. Wenn man die in alten Zeiten, und inſonderheit im Orient gewöhnliche Schreibart anſieht, da man gewohnt war, durch Fabeln, Gleichniſſe und Allegorien, die wichtig-

wichtigſten Wahrheiten vorzuſtellen, ſo muß man in der Schrift, unter dem was geſagt und erzehlt wird, und unter der Art, wie es vorgetragen wird, billig einen Unterſcheid machen. Unſere Gottesgelehrten weichen ja ſelbſt von dem buchſtäblichen Verſtande ab, wenn von den Händen, Füſſen, und Eingeweiden Gottes geredet wird, weil aus andern Schriftſtellen erhellet, daß GOtt ein Geiſt iſt. Und warum wollte man ſich denn ein Bedenken machen, ſolches auch bey andern Vorfällen zu thun, wenn eine gleiche Nothwendigkeit es erfordert. Ich weiß wohl, daß man einige Schriftausleger mit ſehr gehäßigen Farben abgemahlt, weil ſie verſchiedene Hiſtorien von eben derſelben Beſchaffenheit allegoriſch erkläret. Man hat z. B. diejenigen des Unglaubens und der Gottloſigkeit beſchuldiget, welche die Unterredung der Schlange mit unſrer erſten Mutter im Paradieſe zu einer Allegorie gemacht. Ich erkühne mich nicht, hierüber ein Urtheil zu fällen, ſondern ſage bloß: Wenn die bemeldeten Ausleger ſolches in einer guten Abſicht gethan haben, um die Feinde der Religion dadurch zum Stillſchweigen zu bewegen; ſo iſt ein ſolches Urtheil, womit man ſie insgemein belegt, gar zu hart. Eben dieſes würde ich auch ſagen, wenn man den Beſuch, welchen der Teufel bey GOtt ſoll abgelegt, und die Unterredung, welche derſelbe wegen der Frömmigkeit Hiobs und GOtt ſoll gehalten haben, auf eine gleiche Art erklärte. Denn die Wahrheit der Hiſtorie leidet dadurch nicht, wenn man gleich die Art und Weiſe, wie gewiſſe Dinge nach der morgenländiſchen Art erzählt werden, für emblematiſch anſiehet.

Ich

Digitized by Google

Ich trete alſo den harten Urtheilen über dergleichen Erklärungen nicht bey, ſondern glaube vielmehr, daß dieſe Ausleger, wenn ſie ja in dieſem Stücke einen Fehltritt begehen, doch aus einer guten Abſicht irren. Denn dadurch kränkt man das Anſehen der Schrift nicht, wenn man durch eine wahrſcheinliche, obgleich bisher noch nicht allenthalben angenommene Auslegung, den eigentlichen Grund und die wahre Meynung derſelben zu entdecken ſuchet. Der dritte Punkt, worinn einige Gottesgelehrten dieſer Zeiten für nöthig gefunden haben, von der Strenge ihrer Vorfahren abzuweichen, betrifft die Inſpiration der bibliſchen Skribenten. Sie geben dieſelbe bloß in Lehr- und Glaubenspunkten zu; ſie dehnen ſolche aber nicht auf die hiſtoriſchen Umſtände, und auf die Schreibart der Schrift aus. Sie behaupten, daß das Geſetz und die Propheten von GOtt eingegeben worden. Die Hiſtorie aber gründe ſich auf den Bericht glaubwürdiger Männer, und die Schreibart rühre von den Skribenten ſelbſt her. Durch dieſe Einſchränkung haben ſie die Pfeile der Ungläubigen ſtumpf gemacht, und ſich in den Stand geſetzt, die ſtärkſten Einwürfe abzulehnen. Die Schrift leidet nichts dadurch, wenn man geſtehet, daß ein Buch in einer beſſern Schreibart, und in einer beſſern Ordnung als das andre abgefaßt ſey, und eine Hiſtorie kann deswegen doch zuverläßig ſeyn, wenn ſie gleich entweder ganz, oder auch zum Theil von einem andern geſchrieben worden, als deſſen Namen ſie führet. Sie glauben, daß man dieſes mit Recht behaupten könne, und ſagen, es ſey eben ſo viel, als wenn man

die

die Kleider wegwerfe, um den Leib zu retten, oder, als wenn man eine Schanze verlaſſe, um die Stadt deſto beſſer zu vertheidigen. Sie meynen auch, daß das Anſehen der Schrift auf dieſe Art eben ſo ſehr befeſtiget werde, als daſſelbe ſonſt geſchwächt wird, wenn man ſolche Dinge vertheidiget, die auf keine Art können erwieſen werden. Denn wenn man hartnäckig behauptet, daß dasjenige, was in dem 5ten Buch Moſis von dem Tode und Begräbniß dieſes Propheten angeführet wird, von ihm ſelbſt geſchrieben worden, oder daß dasjenige, was man in dem zweyten Buche Samuels findet, und lange nach dem Tode Samuels geſchehen iſt, von Samuel ſelbſt herrühre, ſo opfert man dadurch die ganze Hiſtorie auf einmal auf, und giebt den Feinden den Sieg in die Hände. Der vierte Punkt, worinn man heutiges Tages nachgiebt, beſteht darinn, daß man einige Schreibfehler zuläßt, wenn die Noth es erfordert. Denn was nützt es, wenn man durch gezwungene Erklärungen gewiſſe ſtreitige Umſtände in der Hiſtorie und Chronologie vereinigen will, die ſich doch nicht vereinigen laſſen. Man ſetzt ſich dadurch nur bey ſeinen Feinden in Verachtung, welche dergleichen gezwungene Erklärungen nicht ohne Verdruß anhören. Wenn z. B. ein Geſchichtſchreiber an einem Orte ſagt: Alexander habe 12 Jahre, an einem andern aber, er habe 14 Jahre regiert; ſo muß man geſtehen, daß an einem von dieſen beyden Orten ein Schreibfehler eingeſchlichen. Denn wenn man dieſes nicht thut, ſo giebt man zu erkennen, daß man den Entſchluß gefaßt, die Wahrheit aufzuopfern, und auf ſeine Sinnen und Erkenntniß Verzicht zu thun, bloß, um einen Schreibfehler zu vertheidigen, welches einem Chriſten

unanſtändig iſt, und mit der Lehre Chriſti nicht über-
einſtimmet. Ich habe aber mit gutem Bedacht
die Einſchränkung hinzu gefügt; wenn die Noth es
erfordert, und ſonſt kein Ausweg übrig iſt. Denn
viele gehen in dieſem Stücke zu weit, und berufen
ſich gleich auf einen Schreibfehler, ehe ſie ihren
Kopf darüber zerbrechen, und einige anſcheinende
Streitigkeiten und Widerſprüche mit einander ver-
einigen wollen. Wer aber ſonſt mit Gewalt Din-
ge vereinigen will, die ſich auf keine Art vereinigen
laſſen, der richtet dadurch nichts anders aus, als daß
er ſich ſelbſt den Namen eines parteyiſchen Advoca-
ten erwirbt, ſeine ganze Sache verdächtig macht,
und als ein eigenſinniger Kopf angeſehen wird; der
ſeiner Menſchheit und Erkenntniß entſagt, um den
Titel eines eifrigen Chriſten zu behaupten. Aus
dieſer Urſache bedienen ſich verſchiedene große Theo-
logi bey den gegenwärtigen Streitigkeiten, mit den
Deiſten einer ſolchen Mäßigung, und verſpüren da-
von den guten Erfolg, welchen ich ſchon oben ange-
zeigt. Ich bin ꝛc.

Der

Der achte Brief.

Mein Herr,

Ich habe Deroſelben an mich abgelaſſenes Schreiben erſtlich vor einigen Tagen erhalten, und werde nicht ermangeln, Dero Verlangen, ſo bald es mir nur immer möglich ſeyn wird, eine Genüge zu leiſten. Sie melden zugleich, daß Sie vor einiger Zeit einer Geſellſchaft beygewohnet, worinn von keiner andern Sache, als bloß von den Siegen und Thaten der beyden großen Feldherrn unſrer Zeiten, des Eugens und Marlboroughs geredet worden, wobey man endlich, nachdem man die Unternehmungen beyder Helden gegen einander gehalten, dem Eugenius den Vorzug vor dem Marlborough zugeeignet. Wenn ich bey dieſem Collegio Politico gegenwärtig geweſen wäre, ſo würde ich bloß einen Zuhörer abgegeben haben; wenn man mich aber mit Gewalt genöthiget hätte, meine Meynung zu eröfnen, ſo würde ich nach dem Beyſpiel des Pyrrhus bloß geantwortet haben: daß Virgilius, meiner Einſicht nach, der größte Poet, und Livius der größte lateiniſche Geſchichtſchreiber ſey, um zu zeigen, daß ich mich zwar erkühnte, über Poeten und Hiſtorienſchreiber, nicht aber über Generals und Feldherrn ein Urtheil zu fällen. Es iſt bekannt, wie es dem griechiſchen Weltweiſen ging, welcher in Gegenwart des Hannibals eine weitläuftige Rede

Digitized by Google

von der Pflicht eines Feldherrn hielte. Denn Hannibal rühmte zwar die Rede, wegen ihrer Zierlichkeit, und ſchönen Einkleidung; er urtheilte aber von dem Redner, daß derſelbe im Kopfe verrückt ſeyn müßte, weil er in ſolchen Dingen einen Richter abgeben wollte, wovon er nicht den geringſten Begriff haben könnte. Sie werden mir ohne Zweifel hierauf antworten, daß Sie auch keine Entſcheidung in dieſer Sache von mir verlangten, weil ſolche doch ſtets einer höhern Erkenntniß unterworfen ſeyn würde, ſondern daß Sie bloß ~~von mir~~ zu wiſſen begehrten, was ich nach Maaßgebung der Geſchichte des Eugens und Marlboroughs, von dieſen beyden großen Männern für Gedanken hegte. Auf ſolche Art iſt es einiger maſſen zu entſchuldigen, und ich kann ohne Eitelkeit meine Meynung eröfnen, inſonderheit, da ich dieſelben zugleich ihrer Beurtheilung unterwerfe. Ich halte demnach dieſe beyden großen Generals wegen ihrer großen Thaten und herrlichen Siege, für die größten Feldherren, welche in dieſem Jahrhundert gelebt haben. Eugen hat mehrere, Marlborough aber wichtigere Siege erfochten. Der erſte diente den Türken, der andre aber Frankreich und Spanien zu einer Geiſſel. Eugenius hatte ſich bereits den Namen eines großen Generals erworben, ehe Marlborough in der Hiſtorie bekannt war. Er führte auch noch wichtige Dinge aus, wie der letzte ſchon das Feld verlaſſen hatte, und gab endlich, nachdem ihn der Sieg ſo viele Jahre allenthalben begleitet, gleichſam im Harniſch und mit dem Degen in der Fauſt, den Geiſt auf. Der engliſche General aber commandirte nur

einige

einige Jahre, jedoch mit einem ſolchen Ruhme, daß ganz Europa darüber aufmerkſam ward. Man kann alſo den erſten mit einem langwierigen Sturmwind vergleichen, für den man ſich wohl verwahren muß; der letzte aber war einem kurzen Orcan ähnlich, deſſen Gewalt nichts widerſtehen kann. Man darf nur, um dieſes zu begreifen, die Conjuncturen der damaligen Zeiten anſehen. Frankreich hatte bey nahe funfzig Jahre aus eignen Kräften faſt mit dem ganzen Europa Krieg geführt, und zwar mit einem ſolchen Glücke, daß man wegen der Errichtung einer neuen Univerſalmonarchie beſorgt war. Der ſpaniſche Succeßionskrieg vermehrte dieſe Furcht nicht wenig; indem Frankreich und Spanien mit einander vereiniget, und das erſtere alſo dadurch noch mächtiger ward. Ja, die Zeiten waren ſo bedenklich, daß man eben daſſelbe ſagen konnte, was man ehedem von dem C. Mario ſagte, daß die Freyheit Europens ein Ende gehabt hätte, wenn nicht Marlborough, als ein Deus e machina damals ins Mittel getreten wäre, und die franzöſiſche überwiegende Macht wieder gedämpft, und ins Gleichgewicht gebracht hätte. Dieſes ſcheint ſehr viel geſagt zu ſeyn, und einige dürften vielleicht andere Urſachen, von der Veränderung dieſer Scene, als das zunehmende Alter, und die Schwachheit Ludwigs des XIV. den Mangel an großen franzöſiſchen Generals, den größern Eifer der Alliirten, inſonderheit der Engländer, und dergleichen mehr, anführen. Was aber den König von Frankreich betrifft, ſo bemerkte man zwar an ihm, daß ſein Körper ſchwächer ward, nicht aber,

Digitized by Google

daß die Kräfte ſeines Gemüths abnahmen. Vendome und Villars waren Generals, die man den größten Feldherrn in dem vorigen Jahrhundert mit Recht an die Seite ſetzen konnte. Der Eifer, der Alliirten war in dem vorigen Kriege eben ſo groß, als in dieſem. England hatte in dem unmittelbar vorhergehenden Kriege die Hand mit in dem Spiele, und die engliſche Armee ward ſowohl, als die holländiſche, durch den tapfern und klugen König Wilhelm, angeführt. Man kann alſo keinen andern Unterſcheid unter den Zeiten machen, als daß Frankreich in dieſem letzten Kriege noch mit Spanien vereiniget war, welches Reich es vordem zum Feinde hatte. Sobald aber der Herzog von Marlborough das Commando antrat, ſo änderte ſich alles auf einmal, und Europa erhielt gleichſam eine neue Geſtalt. Die franzöſiſche Macht, welcher bisher niemand widerſtehen können, ward gleich in ihren Siegen aufgehalten, und fieng nicht nur an zu wanken, ſondern war auch ihrem Untergange ſehr nahe. Dadurch ward die Furcht andrer Nationen in Kühnheit, und ihr Haß in Mitleiden verwandelt. Die tapferſten franzöſiſchen Truppen, welche bisher beſtändig zu ſiegen gewohnt waren, konnten nirgends mehr Stand halten, und waren nicht mehr vermögend, ſich in ihren faſt unüberwindlich verſchanzten Lagern zu halten. Marlborough überſchwemmte, wie ein ſtarker Strom, mit ſeinem mächtigen Kriegsheer alles, was ſich ihm widerſetzte, und ließ ſich wie ein Blitz an ſolchen Orten ſehen, wo man ihn am wenigſten vermuthete. Die Franzoſen waren an keinem Orte mehr ſicher; alle ihre

Anſchlä-

Anſchläge, wie klug ſie auch ausgeſonnen waren, wurden verrückt, und ſie wuſten nicht mehr, was ſie anfangen ſollten. Ja, es iſt wahrſcheinlich, wenn Marlborough das Commando noch einige Jahre behalten hätte, ſo würde er der franzöſiſchen Monarchie einen tödtlichen Stoß verſetzt haben. Wie aber die franzöſiſche Sonne durch die Ankunft des engliſchen Generals verfinſtert ward, ſo erhielt ſie ihren vollen Glanz wieder, ſo bald dieſer Feldherr von der Armee Abſchied nahm. Dieſes dient zu einem unwiderſprechlichen Beweis von den großen Eigenſchaften dieſes Herrn, und zeigt, daß er gleichſam die Seele der wider Frankreich verbundenen Macht geweſen. Man muß ſich über die großen Kriegsunternehmungen dieſes Helden um ſo viel mehr wundern, da er vorher nicht ſonderlich bekannt war, bis er an die Spitze der vereinigten engliſchen und holländiſchen Kriegsmacht geſetzt ward. Sein Exempel beſtätigt dasjenige, was ich bereits an andern Orten in meinen Schriften angeführt, daß ein General mehr geboren, als gezogen werde. Denn die Kriegserfahrenheit war bey ihm in Abſicht auf viele andere Generals zu den damaligen Zeiten nur mäßig. Die Natur aber that hier faſt alles. Dieſelbe hatte ihn mit der heldenmüthigen Seele begabet, die ein General haben muß, und ſeine Tapferkeit war mit einer ſolchen Kaltſinnigkeit vermengt, daß er mitten in der blutigſten Schlacht nicht das geringſte von ſeiner Faſſung verlohr. Denn ſein Blut wallte nicht ſtärker, wenn er den Feinden ein Treffen lieferte, als wenn er mit ſeinen vertrauten Freunden in Geſellſchaft war. Man ſagt, daß der König Wilhelm dieſe Eigen-

Digitized by Google

ſchaft bey ihm bemerkt, und daraus geurtheilet, daß er dermaleins ein großer General werden würde. England bringt ſonſt nicht viele Feldherrn hervor, und es ſcheint, daß die Natur ſich deswegen hierinn ſo ſparſam in Abſicht auf England erweiſet, damit ſie etwas deſto vollkommeners zu Stande bringen möge. Dieſes iſt übrigens ein poetiſcher Einfall. Die wahre Urſache aber beſteht in der hitzigen Gemüthsart dieſer Nation, welche macht, daß die Engländer mehr zu Soldaten, als zu Feldherrn geboren werden. Denn eine mit Kaltſinnigkeit vermengte Tapferkeit iſt in England nicht ſo gar häufig anzutreffen. Die Natur aber hatte bey dem Herzog von Marlborough die engliſche Tapferkeit und das ſpaniſche Phlegma, die franzöſiſche Munterkeit, und die italieniſche Vorſichtigkeit mit einander verbunden; und alſo waren hier alle Eigenſchaften vereiniget, welche einen großen General ausmachen. So groß aber auch dieſer vortrefliche Fürſt im Felde war, eben ſo groß war er auch im Cabinet; und es iſt ſchwer zu ſagen, wo er ſich am meiſten hervor gethan. Alle dieſe Eigenſchaften beſaß indeſſen der kayſerliche General auch, ob man ſie aber auch in einem gleichen Grad bey demſelben wahrgenommen, ſolches überlaſſe ich andern zu beurtheilen. Ich meines Theils geſtehe, daß die Thaten des Herzogs von Marlboroughs mir jederzeit größer und wichtiger geſchienen. Indeſſen entſcheide ich in dieſem Stücke nichts, ſondern ſage bloß, daß man an dem Eugen ein Beyſpiel hat, was Kunſt und Uebung auszurichten vermögen; an Marlborough aber, was die Natur allein wirken kann. Uebrigens iſt dieſer Streit alſo beſchaffen, daß derſelbe aus allerhand Urſachen wohl nicht ſo leicht dürfte entſchieden werden. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Ich ſende hierbey die Schrift des Tindals, welche den Titel führet: Das Chriſtenthum, ſo alt als die Schöpfung, nebſt der Foſterſchen Refutation, wieder zurücke, und nehme mir die Freyheit, mein Bedenken über beyde Schriften hinzu zu fügen. Ich halte das Buch des Tindals für eines der ſchädlichſten, welche ich jemals geleſen; indem Tindal, als einer der witzigſten Skribenten in England alle Kräfte angeſtrekt, um die Schrift lächerlich zu machen, und zu zeigen, daß keine Revelation nöthig ſey. Meinem Bedünken nach iſt Foſter nicht unglücklich geweſen, die größten Schwierigkeiten zu heben, und ſeine Widerlegung kann, wenn man einige anabaptiſtiſche Principia an die Seite ſetzt, als ein ſehr nützliches und erbauliches Werk angeſehen werden. Er zeigt ſeinem Gegner, daß derſelbe viele Dinge falſch erzählet, und die Worte verſchiedener orthodoxen Geiſtlichen verdrehet. Er thut dar, daß alle diejenigen Umſtände in der Schrift, woran ſich Tindal ſtößt, durch eine geſunde Erklärung ganz wohl können geredet werden. Er beweiſt auch die Nothwendigkeit der Revelation, und ſagt: Die Lehre eines Menſchen, wie vortreflich dieſelbe auch ſeyn mag, kann doch leicht verſäumt, und mit Kaltſinnigkeit angeſehen werden, wenn ſie

Digitized by Google

ſonſt nichts aufzuweiſen hat, wodurch ſie ſich einen Eingang in die Gemüther bahnen, und die Aufmerkſamkeit anderer erwecken kann. Eine Lehre aber, welche durch Wunderwerke beſtättiget worden, und von welcher man zeigen kann, daß ſie von GOtt herrühre, erwecket billig die Aufmerkſamkeit der Menſchen. Da demnach die Menſchen nicht mit dem gehörigen Fleiß auf die natürliche Religion achten, ſo ſcheint es ſowohl nöthig, als anſtändig zu ſeyn, daß ſie von GOtt durch gewiſſe Perſonen, die er durch die Gabe Wunder zu thun, gleichſam als durch ein Creditiv dazu autoriſiret, zu einer größern Achtſamkeit ermuntert werden. Dieſe Argumente ſind gründlich, und leiden keine Widerrede, wenn man es dabey bewenden läßt. Wenn man aber nach dem Beyſpiel einiger Skribenten durch hiſtoriſche Exempel zu beweiſen ſuchet, daß alle menſchliche Lehren, wie vortreflich dieſelben auch ſind, keinen Beſtand haben, ſondern mit der Zeit nicht allein in die Vergeſſenheit gerathen können, ſondern auch wirklich ſo ſehr vergeſſen werden, daß nicht die geringſte Spur und Vorſtellung von dem Recht der Natur übrig bleibt; ſo giebt man dadurch Anlaß zur Verlängerung des Streites, welcher ſonſt ein Ende haben könnte. Die Naturaliſten geſtehen zwar, daß menſchliche Lehrſätze aus Mangel der beſtändigen Aufmerkſamkeit gänzlich können vergeſſen werden. Sie leugnen auch nicht, daß viele Exempel aus der Hiſtorie und der Erfahrung, können angeführt werden, daß ganze Nationen, bey denen ſonſt die Sittenlehre mit großem Eifer getrieben worden, mit der Zeit in die äuſſerſte Barbarey und

Unwiſſen-

Unwiſſenheit verfallen ſind. Sie ſagen aber auch zugleich, daß eine jede Lehre, ſie mag geoffenbaret oder bloß menſchlich ſeyn, ein ſolches Schickſal haben könne, wenn die Menſchen nicht täglich darinn geübt und unterwieſen würden. Denn man findet, daß die Juden ſowohl als die Chriſten, aus Mangel der Catechiſation und Leſung der Schrift, in eine eben ſo große Unwiſſenheit, wie die Heyden, gerathen ſind, welches Foſter auch ſelbſt nicht leugnet. Die alten Philoſophen haben gewiſſe Präcepta abgefaßt, um uns unſre Pflichten gegen GOtt und Menſchen zu zeigen. Das Volk aber hat doch weder von dem rechten Gottesdienſt, noch von der Moralität einen Begriff gehabt, weil die Obrigkeit keine Anſtalt gemacht, daſſelbe beſtändig hierinn zu üben, und zu unterweiſen. Der Kayſer Julianus bemerkte dieſes, und faßte daher nach dem Exempel der Chriſten, den Schluß, gewiſſe ordentliche philoſophiſche Predigten und Catechiſationes anzuſtellen, weil er dafür hielte, daß die Lehre, aller von den Philoſophen zuſammen getragenen moraliſchen Sätze ungeachtet, doch keinen Beſtand haben, und Wurzel ſchlagen könnte, wo das Volk nicht durch Geſetze und Anordnungen angehalten würde, ſich zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Orten zu verſammlen, um dieſe Sätze vorleſen und erklären zu hören. Wenn dieſes geſchehen wäre, und man nicht die geringſte Wirkung davon verſpüret hätte; ſo hätte man ſich dieſes Arguments wider den Tindal mit einem ſehr guten Erfolg bedienen können. Weil aber dieſe Probe des Juliani nicht ins Werk geſetzt worden, und man findet, daß verſchiedene

menſch-

menſchliche Lehren eben ſo wohl als die bürgerlichen Geſetze durch Aufmunterungen und tägliche Catechiſationen erhalten worden; ſo giebt dieſes nur Gelegenheit, den Streit in der allerdeutlichſten Sache fortzuſetzen. Ich führe dieſes bloß zu dem Ende an, um zu zeigen, daß man bey Widerlegungen nicht ſo ſtark auf ſolche Argumente dringen müſſe, welche die Sache nicht heben, der Erfahrung entgegen laufen, wodurch man die beſte Sache verdirbt, und ſich dem Feinde ohne Noth bloß ſtellt. Die Göttlichkeit und Nothwendigkeit der Religion, kann ohnedem durch andere, und ganz unwiderſprechliche Gründe hinlänglich erwieſen werden. Was man am ſicherſten in dieſem Stücke ſagen kann, und was die Naturaliſten nicht beantworten können, beſteht darinn: daß die Revelation, welche durch göttliche Wunderwerke geſchiehet, einen weit ſtärkern Grund zu einer Lehre legt, als alle philoſophiſche Präcepta und menſchliche Geſetze, und daraus muß man die Nothwendigkeit der Revelation beweiſen. Die eine Lehre aber kann ſo wenig als die andere erhalten werden, wo ſolche nicht durch beſtändige Catechiſationes und Predigten eingeſchärft und fortgepflanzt wird. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der zehnte Brief.

Mein Herr,

Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, mit einem reformirten Franzoſen hier aus der Stadt zu ſprechen, welcher heftig über das Verfahren der Regierung in Frankreich wider die Hugenotten erbittert war. Er zeigte unter andern, daß dieſes Verfahren nicht nur dem Worte Gottes, und der Staatsklugheit entgegen ſey, ſondern daß Frankreich auch in dieſen Stücke ſeine eigne Wohlfahrt aus den Augen geſetzet. Ich gab ihm, was das erſte betrifft, völlig Recht, indem ich jederzeit dafür gehalten, daß der Gewiſſenszwang und die Verfolgung derjenigen, die einer andern Religion zugethan ſind, nicht nur dem Chriſtenthum, ſondern auch der Menſchlichkeit entgegen ſey. Was aber das zweyte Stück anlangt, ſo können von beyden Seiten wichtige Gründe beygebracht werden. Wenn man den Zuſtand von Frankreich zu den Zeiten Henrich des IV. und auch noch eine Zeitlang unter der Regierung Ludwigs des XIII. betrachtet, ſo muß man geſtehen, daß derſelbe auf eine ſolche Art eingerichtet war, daß er keinen Beſtand haben konnte. Denn was kann ſeltſamer ſeyn, als daß der dritte oder vierte Theil der Unterthanen des Reichs, gewiſſe Städte und Feſtungen in Händen hat, Armeen unterhält, eigne Reichstäge

ſahe ſchon zu ſeinen Zeiten die Folgen ein, die daraus entſtehen würden, und ermahnte daher ſeine Reformirten beſtändig, wiewohl vergebens, zur Sanftmuth und zum Nachgeben. Der berühmte Geſchichtſchreiber Baſſov, welcher ſelbſt reformirt war, geſteht gleichfalls, daß die Hugenotten durch verſchiedene unzeitige Bewegungen, und durch einen zur Unzeit angebrachten Trutz, zu den nachher erfolgten Tragödien Gelegenheit gegeben. Die Einſchränkung des Edicts von Nantes, wodurch die Reformirten mit den andern Unterthanen gleich gemacht wurden, kann alſo noch einiger maſſen entſchuldiget werden. Die folgende Execution aber unter Ludwig dem XIV. da das Edict von Nantes völlig aufgehoben ward, und die Reformirten ohne die geringſte Urſache aufs grauſamſte verfolgt wurden, ſolches iſt eine Sache, welche man auf keine Art entſchuldigen kann. Dieſes iſt, in Abſicht auf das Chriſtenthum, eine ausgemachte Sache. Was die Politik und die Beſchaffenheit des Reichs betrifft, ſo meynen einige zwar, daß es gefährlich geweſen, ſo viele misvergnügte Unterthanen im Lande zu wiſſen, welche bey aller Gelegenheit dürften geſucht haben, die ihnen mit Gewalt abgenommenen Vorzüge wieder an ſich zu bringen. Dieſem Uebel aber hätte man auf eine andere Art, als durch Verfolgung und Landesverweiſung vorbeugen können, wenn man nur den Verfolgungsgeiſt an die Seite geſetzt, und allen Unterthanen gleiche Rechte und Freyheiten gegönnt hätte. Denn auf ſolche Art würden ſie alle, was vor einer Meynung ſie auch ſonſt in der Religion hätten beypflichten mögen, der Regierung gleich

treu

treu und zugethan geweſen ſeyn. Man mag ſo viele Exempel von Unruhen und Unglücksfällen beybringen, als man will, welche aus ſtreitigen Meynungen in Glaubensſachen entſtanden; ſo wird man doch ſtets finden, daß nicht die Religion, ſondern die Verfolgungen, welche man der Religion wegen verhängt, daran ſchuld geweſen. Frankreich hätte durch eine chriſtliche Toleranz ſolcher gewaltſamen Mittel entübriget ſeyn können, wodurch der Regierung nur ein übler Ruf zugezogen, und das Reich vieler tauſend nützlicher und reicher Einwohner beraubt worden. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der eilfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß unſer gemeinſchaftlicher Freund, Theodorus, ſeitdem er ſich in die Geſellſchaft der Freymäurer aufnehmen laſſen, ſehr verändert worden, und ſeine vorige Munterkeit faſt gänzlich verloren habe. Ich wundere mich darüber nicht. Denn was kann einem Manne, welcher ſonſt alle ſeine Freunde durch ſein ewiges Geſchwätze zu ermüden pflegte, empfindlicher und kränkender ſeyn, als wenn er zu einem immerwährenden Stillſchweigen verbunden wird, inſonderheit, wenn die Sache, welche zu verhelen er ſich durch einen Eid anheiſchig gemacht, wie man faſt glauben ſollte, von einer geringen, oder gar keiner Erheblichkeit iſt. Allem Vermuthen nach rührt demnach dieſe mit ihm vorgegangene Veränderung mehr aus dieſem Grunde, als aus der Excommunication her, worinn alle Freymäurer von dem Pabſt geſetzt worden. Sie verlangen übrigens meine Gedanken von dieſer Societät zu wiſſen, und fragen mich, ob ich es nicht errathen könnte, worinn das Geheimniß beſtehe? Solches aber kann ich eben ſo wenig errathen, als was der Commandant morgen für eine Parole ausgeben wird. Wenn ich aufrichtig meine Gedanken eröfnen ſoll, ſo iſt meine Neugierde niemals ſo weit gegangen, daß ich mich um die

Entdeck-

Entdeckung dieſes Geheimniſſes hätte bekümmern ſollen, obgleich der tägliche Wachsthum dieſer Geſellſchaft allerdings vermögend iſt, die Neugierde zu erwecken; inſonderheit, da man ſiehet, daß ſo viele anſehnliche Männer daran Theil nehmen. Weil aber die Hiſtorie zeigt, daß verſchiedene dergleichen Societäten ſchon vorher geſtiftet worden, von denen man mit der Zeit entdeckt, daß ſie von keiner Wichtigkeit geweſen; ſo ſehe ich dieſe Geſellſchaft mit eben denſelben Augen an, wie die Societät der Roſencreuzer, welche endlich auch auf nichts hinaus lief. Das ſicherſte Mittel, die Geheimniſſe dieſer Geſellſchaft zu erfahren, beſteht darinn, daß man ſich anſtellet, als wenn man gar keine Nachricht davon zu haben verlangt. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Verſchwiegenheit der Freymäurer lediglich auf die Neugierde anderer Menſchen gründet. Sie kennen unſern Theodorum. Stellen ſie ſich, als wenn Sie nichts zu wiſſen begehren, und vielleicht macht er es alsdenn wie jenes Frauenzimmer in der Comödie, welche ſagte: nun will ich es Ihnen erzehlen, aus keiner andern Urſache, als weil Sie es nicht hören wollen. Man ſagt, daß die Freymäurer, um ihr Geheimniß deſto ſicherer zu bewahren, kein Frauenzimmer in ihre Geſellſchaft aufnehmen. Ich ſtatte dieſem ehrwürdigen Orden im Namen aller Mannsperſonen deswegen den verbindlichſten Dank ab, und wünſche nur, daß die Freymäurer ſich in den hohen Gedanken, welche ſie von dem männlichen Geſchlechte hegen, nicht betriegen mögen. Ich gratulire auch dem Frauenzimmer unſerer Zeiten, weil man merkt, daß keine von ihnen

ſich

ſich bemühet, ihren Mann deswegen in Verſuchung zu führen. Denn nichts fällt einer klugen Frau leichter, als ihren Mann dahin zu bringen, daß er das Band ſeiner Zungen löſe, und aus der Schule ſchwatze. Weil das Geheimniß dieſer Geſellſchaft bis hieher verborgen gehalten worden, ſo bin ich auf die Gedanken gefallen, daß ſie gar kein Geheimniß haben. Die Geſetze und Gewohnheiten, welche die Freymäurer angenommen haben, müſſen entweder gut, oder böſe, oder gleichgültig ſeyn, und auf nichts beſonderes abzielen. Wenn ſie etwas böſes zum Gegenſtande haben, ſo iſt es unbegreiflich, daß ſo viele rechtſchaffene und kluge Leute ſich ein Bedenken machen ſollten, eine Verpflichtung zu brechen, welche ſündlich und gottlos iſt. Wenn ſie aber löbliche Dinge zu befördern ſuchen, ſo kann man wieder nicht begreifen, warum ſie dieſes mit einer ſo großen Sorgfalt geheim halten ſollten. Denn derjenige verdient billig getadelt zu werden, der ſich entziehet, dasjenige öffentlich bekannt zu machen, was dem menſchlichen Geſchlechte zum Nutzen und Vortheil gereichen kann. Es ſcheint alſo, daß dieſe Geſellſchaft aus keiner andern Urſache angerichtet worden, als, um nur eine Geſellſchaft zu ſtiften, und daß die Mitglieder ſich in keiner andern Abſicht verſammlen, als, um die Neugierde anderer Menſchen zu erwecken, und denen, welche ſonſt nichts zu reden wiſſen, eine Materie zum Geſpräch zu geben. Denn man findet, daß verſchiedene Clubs oder Geſellſchaften in England zu keinem andern Ende errichtet werden. Man kann ein ſolches Vornehmen mit der Handlung des

Alci-

Alcibiades vergleichen, welcher einmal ſeinem Hunde den Schwanz abhauete, und ſeinen Freunden, die ihn um die Urſache fragten, zur Antwort gab, er thue es bloß zu dem Ende, um den Athenienſern eine neue Materie zur Unterredung zu geben. Die Herren Freymäurer werden ſo billig ſeyn, und mein Bedenken über ihren Orden nicht als eine Satyre anſehen. Denn ich vertheidige vielmehr dadurch ihre Geſellſchaft, und gebe öffentlich zu erkennen, daß ich den Mitgliedern derſelben weder Bosheit noch Mißgunſt zutraue.

Es entſteht aber bey dieſer Gelegenheit eine andere und ſehr wichtige Frage: Ob dergleichen heimliche Societäten oder Geſellſchaften in einem Reiche oder in einer Republik zu dulten ſind? Ich erwähle auch hier, meiner Gewohnheit nach, die Mittelſtraße. Ich behaupte, daß der Pabſt ſich übereilet, da er alle Freymäurer in den Bann gethan. Denn es iſt etwas ſeltſames, Leute in den Abgrund der Hölle zu verdammen, von deren Handlungen und Abſichten man keine zuverläßige Nachricht hat, und eine ſolche Excommunication kann daher nicht anders, als ein fulmen brutum angeſehen werden, welches nicht die geringſte Wirkung hat. Wenn die Societät der Freymäurer in dem bloßen Namen beſtehet, und die Mitglieder dieſes Ordens ſonſt keine Geſchäffte haben, ſo wollte ich ihnen rathen, um nicht ganz müßig zu ſeyn, Repreſſalien zu gebrauchen, und den Pabſt mit ſeinen Cardinälen wieder zu excommuniciren. Und alsdenn würde es ſich zeigen, welche Excommunication die

größte Kraft haben würde. An der andern Seite aber halte ich auch dafür, daß man es der Obrigkeit nicht verargen kann, wenn dieſelbe dergleichen Geſellſchaften zu hemmen ſuchet. Denn geheime Verſammlungen geben Anlaß zum Mißtrauen, und werden insgemein in keinem Staate geduldet. Und wenn auch dergleichen heimliche Societäten gut und unſchuldig ſind, ſo geben ſie doch Gelegenheit zu allerhand gefährlichen Zuſammenrottungen und Unternehmungen, wovon die alten Hiſtorien ſowol als die neuern, verſchiedene merkliche Beyſpiele an die Hand geben. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Ich bezeuge Ihnen meine Verbindlichkeit, daß Sie mir den bewußten Tractat von den Pedanten zuſchicken wollen. Meinem Bedünken nach hat der Verfaſſer die Materie, von welcher er geſchrieben, nicht tief genug eingeſehen; weil er glaubt, daß man die Pedanterey allein in den gelehrten Societäten antreffe, da doch der Pedant allenthalben zu Hauſe iſt, und man Leute dieſer Art ſowol im geiſtlichen als weltlichen Stande, ſowol bey Hofe, als unter den Soldaten antrifft. Ueberdem eifert der Verfaſſer gar zu heftig wider die Pedanten, und ſieht dieſelben als Monſtra und im Grund verderbte Menſchen an. Er giebt aber dadurch zu erkennen, daß das Werk vielmehr von einem Pedanten abgefaßt worden, als daß es von der Pedanterey handeln ſollte. Denn es iſt der Hauptcharacter und die vornehmſte Eigenſchaft eines Pedanten, wenn man ſich über gewiſſe Dinge gar zu heftig ärgert, die mehr verachtet zu werden verdienen, als daß ſie einem zum Verdruß Anlaß geben ſollten.

Das Wort Pedant kommt aus der franzöſiſchen Sprache her, und bedeutet, wenn es in einem guten Verſtande genommen wird, einen Lehrmeiſter. Wenn alſo **Boileau** der Erinnerungen erwehnet,

 welche

welche die geſunde Vernunft den Menſchen unaufhörlich ertheilet, ſo drückt er ſich folgendergeſtalt aus:

C'eſt un Pedant, qu'on a ſans ceſſe á ſes oreilles.

Wenn man dieſes Wort aber in einer widrigen Bedeutung nimt, ſo wird dadurch eine gewiſſe Gattung von Menſchen bezeichnet, welche bey allerhand Kleinigkeiten die gröſte Sorgfalt anwenden, und ſich in unnütze Dinge dermaſſen vertiefen, daß ſie darüber ihre Hauptpflichten und andere höchſt wichtige Dinge verſäumen, welche allein auf die Schale ſehen, den Kern aber nicht achten, und ſich in ihre eigne Thorheiten verlieben. Dergleichen Menſchen trifft man in allen Ständen an, und es fehlet ſo wenig an Staats- und Hof-, als an Schul- und Kriegs-Pedanten, welche alle, obgleich ein jeder auf ſeine Art, mit der Pedanterey behaftet ſind. Ein Schul-Pedant iſt derjenige, der von oben bis unten mit Diſtinctionen und Syllogismis bewafnet iſt, der mit dem Thomas Diaphorius ſeine Meynung bis an die äuſſerſten Gränzen der Logik verfolgt, der alle Skribenten tadelt, auch diejenigen, die er beſtiehlt; der ſich heftig über die Kleidertracht, Moden und andre gleichgültige Dinge ärgert rc. Von dieſer Gattung der Pedanten will ich nicht weitläuftig reden, weil keine Materie leichtlich öfterer und umſtändlicher abgehandelt worden. Ich will mich alſo bey den andern Arten der Pedanten aufhalten, und davon eine Beſchreibung mitzutheilen ſuchen, weil deren Portrait nicht ſo gemein iſt, und alſo genauer beſchrie-

beſchrieben zu werden verdienet. Ich werde mich aber, ſo viel es nur immer möglich ſeyn wird, kurz faſſen, weil ich einen Brief, und keinen Tractat zu ſchreiben willens bin, und es auch eine Art der Pedanterey iſt, weitläuftige Diſſertationes in Briefen abzufaſſen, die mit der Poſt abgeſchickt, und nach dem Gewichte bezahlet werden.

Es iſt nichts gemeiners, als daß ein Pedant den andern durchzieht. Dieſes kommt daher, daß man ſich keinen rechten Begriff von der Pedanterey macht, und nicht bedenkt, daß ſich die Herrſchaft derſelben viel weiter erſtreckt, als man ſich einbildet, und daß die Pedanterey in allen Ständen ihre Getreue hat. Ein Schulmeiſter hatte einmal bey einem Hofjunker ein Gewerbe abzulegen. Wie er aber ſchon eine halbe Stunde gewartet, und doch noch keine Audienz erlangen können, indem der Hofjunker ſo lange vor dem Spiegel ſtand, und ſeine Haare kräuſete; ſo ward er ungeduldig, und ging weg, nachdem er noch vorher bey ſich ſelbſt geſagt: **Was iſt das doch für ein Wohlgeborner Pedant!** Wie der Hofjunker endlich ſeine Haare in die gewünſchte Symmetrie gebracht, und ſolche nach geometriſchen Regeln abgezirkelt hatte, ſo ſagte er zu ſeinem Bedienten: **Laß nun den Pedanten herein kommen.** Der eine Pedant aber war ſchon weg, und der andere war annoch da. Wenn dieſer gute Herr ſich ſelbſt gekannt hätte, ſo würde er vielmehr geſagt haben: **Laß meinen Ordens-Bruder hereinkommen.** Und dieß hätte er mit Wahrheit ſagen können, denn ſie waren beyde

Pedanten, wiewol auf eine ungleiche Art; denn der eine gehörte unter die ſchwarzen, der andere aber unter die rothen Pedanten, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, welcher Character die meiſte Materie zum Lachen giebt. Mancher Schulmann vertieft ſich dergeſtalt in alte und verroſtete Schriften, daß ihm alles, was neu und zärtlich, und auch ſo gar ſeine eigne junge Frau zuwider iſt. Er unterſucht den Urſprung und die Abſtammung der alten griechiſchen und lateiniſchen Wörter mit einem ſolchen Eifer, daß er darüber die Abſtammung ſeiner eignen Kinder darzuthun nicht vermögend iſt, ſondern denjenigen, der ihn deswegen befragt, bitten muß, daß er ſich desfalls bey ſeinem Gevollmächtigten erkundigen möge. Ein Hofmann aber bekümmert ſich um andere Kleinigkeiten. Wenn ſeine Haare nicht recht gekräußt, oder die Falten in ſeinen Kleidern nicht zierlich genug gelegt ſind, ſo geht ihm ſolches mehr zu Herzen, als der Untergang einer ganzen Bibliothek. Seine Autores Claßici ſind die Parukenmacher und Schneider. Es iſt ihm mehr darum zu thun, daß ſeine Haare nett gepudert ſind, und ſein Kleid ihm wohl paſſet, als daß ein Cicero oder Seneca noch ſo correkt gedruckt werde. Mancher Hofmann verachtet freylich dergleichen Dinge, und ſchätzt die Studien eben ſo hoch, als ein anderer, der den Namen eines Gelehrten führet. Eben dieſes kann man auch an der andern Seite von manchem Schulmann ſagen. Denn man findet viele, die ſich nicht durch unnütze Wiſſenſchaften hinreiſſen laſſen, ſondern eben ſo edel denken, als andere, die lange am Hofe geweſen. Indeſſen aber ſteht doch der Satz

feſt,

Digitized by Google

feſt, daß die Pedanten eben ſowol in den Pallåſten großer Herren, als in dem Schulſtaube angetroffen werden.

Wie man aber Schul- und Hofpedanten hat, ſo fehlt es auch nicht an Staatspedanten. Man darf nur verſchiedene Staatscongreſſe anſehen, ſo wird man finden, daß dieſelben einem Schauſpiel nicht unåhnlich ſind. Ariſtophanes ſchertzte ehedem über die Philoſophen ſeiner Zeit, welche mit einem groſſen Fleiſſe unterſuchten, ob der Laut, den eine Mücke oder Fliege von ſich giebt, aus dem Munde oder Bauche herkomme, und es kann auch noch einem Weiſen nicht an Gelegenheit fehlen, über die Staatsleute der gegenwårtigen Zeiten zu ſcherzen. Ich übergehe, wie man in groſſen Staatsverſammlungen zu verfahren pflegt, wie ein jedes Wort abgewogen, wie ein jeder Schritt nach dem Takte abgemeſſen, und eine Fliege zu einem Elephanten gemacht wird. Die allenthalben eingeführte Staatspedanterey bringt dergleichen mit ſich, und mancher vernünftiger Staatsmann lacht in ſeinem Herzen über dasjenige, was er mit der grösten Ernſthaftigkeit zu thun ſich genöthiget ſiehet. Ja, wie man ehedem ſagte: An augur augurem poteſt intueri ſine riſu, ſo ſagt auch noch heutiges Tages mancher kluger Staatsmann. Kann auch ein Geſandter den andern ohne Lachen anſehen? Man findet aber auſſerdem noch itzt unter den ſogenannten Staatsleuten verſchiedene, welche die geringſten Kleinigkeiten als die wichtigſten Geſchåfte betrachten, welche die Eigenſchaften, die einen Staatsmann zieren, ſo weit treiben, daß ſie lächerlich

lich werden, welche demjenigen, was andre ihnen ſagen, nicht den geringſten Glauben beylegen, weil das Mißtrauen in Staatsſachen für eine Tugend gehalten wird, welche auch bey den allergleichgültigſten Dingen ſtumm ſind, und das Stillſchweigen ohne Unterſcheid als eine unentbehrliche Eigenſchaft eines Staatsmannes anſehen. Dieſe letztern ſind jenem Schreiber ähnlich, welcher ſich nicht erkühnte, jemanden zu ſagen, daß der Bürgermeiſter ſeinen Halstuch mit Dinte befleckt, weil er glaubte, daß die in der Rathsſtube vorgegangenen Dinge müſten verſchwiegen werden. Wer alſo beſchaffen iſt, der hat keine Urſache, ſich über die Pedanterey bey einem Schulmanne aufzuhalten. Denn er mag ein Envoye, Ambaſſadeur, Plenipotentiarius, Miniſter oder Ambaſſadeur extraordinaire ſeyn, ſo iſt er doch dabey ein ganz auſſerordentlicher Pedante.

Es giebt noch eine andere Art Pedanten, welche die Franzoſen Pedans de robe nennen, und aus Richtern, Advocaten und andern Bedienten in den Collegiis beſtehen, mit denen die Welt dermaſſen angefüllet iſt, daß man daraus die fünfte Monarchie aufrichten könnte. Es würde zu weitläuftig fallen, die Pedanterey, welche bey Leuten von dieſem Stande angetroffen wird, umſtändlich zu erörtern. Dieſe Perſonen haben den Schulleuten nichts vorzuwerfen. Ein Juriſt kann eben ſo viele Materie zu einem Schauſpiel geben, als ein Grammatikus, und wenn man eine Muſterung anſtellen wollte, ſo würde man eben ſo viele unnütze Subtilitäten, und nichts bedeutende Diſtinctionen in der Rechtsgelahrheit, als in der Philoſophie antreffen.

Sie

Sie halten es vielleicht für ſchwer, auch in dem Kriegsſtande Pedanten anzutreffen, und glauben, daß es mir wie jenem Prediger gehen werde, welcher ſeinen Text in drey Theile theilte, ob er gleich nur Materie zu zweyen hatte. Obgleich der Kriegsſtand ſonſt allerhand Fehlern unterworfen iſt, ſo hält man doch insgemein dafür, daß er von der Pedanterey frey ſey; und daher wird ſich auch nicht leicht jemand mehr über die Pedanten aufhalten, als ein Kriegsmann. Ich habe aber bereits oben beygebracht, daß nichts gewöhnlicher iſt, als daß ein Pedant ſich über den andern aufhält, welches lediglich daher rühret, daß man ſeine eignen Fehler nicht ſiehet, wohl aber die Fehler andrer Leute erkennet. Wenn man die Sache etwas genauer überlegt, ſo wird man finden, daß es auch dieſem Stande nicht an Pedanten fehle. Ein Harniſch verändert die Natur des Menſchen nicht. Man mag einen Pedanten in eine Löwenhaut wickeln, und ihm die Keule des Herkules in die Hand geben, ſo bleibt er doch ein Pedant. Man ſagt zwar, daß der Stand die Leute verändere, welches ich gegenwärtig dahin geſtellt ſeyn laſſe. Was werden Sie aber ſagen, wenn ich ihnen zeige, daß der Kriegsſtand ſelbſt etwas pedantiſches an ſich habe. Ich darf nur zum Beweis einige bey dem Kriegsweſen angenommene Gewohnheiten, Regeln und Geſetze anführen. Was kann ungereimter ſeyn, als das eingebildete Point d' honneur, wodurch die Kriegsleute verbunden zu ſeyn glauben, mit einander zu duelliren, oder welches einerley iſt, Leib und Seele aufs Spiel zu ſetzen, und zwar entweder wegen eines Worts,

wegen

wegen einer Mine, oder einer andern Sache halber, die nicht von der geringſten Wichtigkeit, und mehr einer Verachtung als eines Zorns, oder einer tödlichen Rache würdig iſt, oder eines wirklichen Unrechts halber, wovon der Obrigkeit die Ahndung zuſtehet. Indeſſen geſchiehet dieſes doch täglich, weil man es für eine Schande hält, der Obrigkeit einen Streit zu übergeben, damit ſolcher nach den Geſetzen des Landes möge entſchieden werden. Dieſes iſt aber noch nicht genug. Dergleichen barbariſche Handlungen geſchehen mit großer Politeſſe, und nach vielen vorher gegangenen Formalitäten, daß man alſo wohl mit dem Poeten ſagen kann:

C'eſt avec Reſpect enfoncer le poignard.

Eine ſolche Beſchaffenheit hat es mit den ernſthaften Duellen. Andere Duelle ſind nicht ſo tadelnswürdig, ſondern mehr pedantiſch, und können mit den Schuldiſputationen verglichen werden, welche ſich, nach einem Gezänke von einigen Stunden, mit Ruhm und Glückwünſchungen von beyden Theilen endigen. Und wie man hier einen Reſpondenten annimt, welcher wohl Acht geben muß, daß der Opponens dem Präſes nicht zu nahe komme, ſo nimt man dorten Secundanten an, welche verhüten müſſen, daß die Parteyen kein Blut vergieſſen, ſondern den entblößten Degen wieder ganz trocken in die Scheide ſtecken, und nach abgelegten tiefen Complimenten von der Wahlſtatt in ein Weinhaus gehen. Was erhellet anders daraus, als daß Mars unter ſeinen Kindern eben ſo viele Pedanten zählen könne, als Apollo, und daß ein Stand dem

andern

andern wenig vorzuhalten habe. Man entdeckt aber auch noch in verſchiedenen andern Dingen Beyſpiele und Exempel einer militairiſchen Pedanterey. Ich will bloß der Kriegs-Exercitien erwehnen, wobey alles nach einem gewiſſen Tempo und andern feſtgeſetzten Regeln geſchehen muß. Man frägt nicht, wie bald ein Soldat ſein Gewehr zu laden vermögend ſey, ſondern ob er daſſelbe nach dem Takt laden könne. Die Arme müſſen vom Leibe gehalten werden, und die Füße müſſen in einer gewiſſen Poſitur ſtehen. Ein jeder Schritt muß gleichſam nach Noten, und nach einer gewiſſen Cadance geſchehen, und eine jede Bewegung wird in drey Tempo eingetheilt; Ein, Zwey, Drey. Ein commandirender Officier hat demnach mit einem Tanzmeiſter, der ſeinen Scholaren Lectiones giebt, viel Aehnliches, und es fehlt nichts weiter, als daß er auch eine Violine in der Hand haben ſolte. Ich gedenke bey dieſer Gelegenheit an einen gewiſſen Bürger-Capitain in meiner Vaterſtadt, der ein mäßiger Officier, aber ein vernünftiger Kaufmann war. Wie derſelbe einmal die Bürgerſchaft exercirte, und ihm in der Geſchwindigkeit das gewöhnliche: Rechts um ſtellt euch, nicht beyfallen wollte, ſo ſagte er: Kehrt den Rücken wieder nach dem Rathhauſe. Er ward zwar von einigen desfalls ausgelacht; er entſchuldigte ſich aber dadurch, daß es auf eines hinaus liefe, wenn der Zweck nur erhalten würde. Wenn dieſer Mann alſo gleich kein Soldat war, ſo war er doch auch kein Pedant. Die Exercitia ſind nothwendig,

wendig, aber die vielen Umſtände, welche dabey vermacht ſind, könnten eingeſchränkt und gemindert werden, Ich enthalte mich weiter hiervon zu reden. Die angeführten Stücke ſind hinlänglich, zu beweiſen, daß dieſer Stand ſich eben ſo wenig, wie die übrigen, von dieſem Laſter frey ſprechen könne, und daß die Herrſchaft dieſer Göttin ſich weiter erſtrecke, als man insgemein denket. Kein Stand aber iſt unter allen Ständen der Pedanterey weniger unterworfen, als der Baurenſtand. Die Bauren bekümmern ſich um nichts, als um ihre Arbeit, und ſuchen den kürzeſten Weg, ihre Abſicht zu erreichen. Sie wiſſen zwar nicht ſo viel, als andre, ſie wiſſen aber auch nicht ſo viele unnütze Dinge. Ihre tägliche Arbeit beſteht darinn, daß ſie dem Ackerbau obliegen. Sie überlaſſen es den Gelehrten, die alten Schriften von den Schreibfehlern zu reinigen. Sie reinigen ihren Acker inzwiſchen vom Unkraut. Sie laſſen andre Bücher ſchreiben, ſie zeugen Kinder, und verrichten das eine ſo wol als das andre, ohne viele unnöthige Formalitäten. Ich will meinen Brief mit einer Betrachtung endigen, die ein berühmter franzöſiſcher Scribent über die Hofleute und Bauren anſtellet: Ich weiß nicht, ſagt er, wer dem Staate am nützlichſten iſt, ein gepuderter Herr, welcher auf das genaueſte weiß, wenn der König ſich niederlegt, und aufſtehet, oder ein Bauer, welcher das Land ernähret und bereichert. Ich bin ꝛc.

Der

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir den Tod des Cardinals Fleury, und meynen, daß Frankreich mit demſelben ſehr viel verloren. Ich glaube es auch, und halte die Satiren, welche man vor kurzer Zeit über ſeine Perſon gemacht, für ungegründet. Wenn er nicht der anſehnlichſte Miniſter geweſen, den Frankreich gehabt, ſo iſt er doch für den nützlichſten zu halten. Denn er beſaß die Eigenſchaft, die beſonders von einem Staatsmanne erfordert wird, daß er andern ſehr erhabene Gedanken von ſeiner Treue und Redlichkeit beyzubringen wuſte. Wenn ſein Herz mit ſeinen Werken und Thaten übereingeſtimmet, ſo iſt er nicht nur ein geſchickter, ſondern auch ein tugendhafter Miniſter geweſen. Wenn er ſich aber nur ſo geſtellet, ſo kann man ihm den Namen eines ächten Politici nicht ſtreitig machen, und er hat alſo den Richelieu und Mazarin weit übertroffen, auf deren Wort und Verſprechungen ſich niemand mehr verließ, und unter deren Miniſterio Frankreich eben ſo viel von dem öffentlichen und guten Glauben einbüſte, als es an Macht zunahm. Man kann einem Menſchen nicht ins Herze ſehen, ſondern man muß denſelben bloß nach ſeinen Thaten beurtheilen. Wenn man aber auf die Handlungen des Cardinals Fleury ſie-

 het,

Digitized by Google

het, ſo muß man denſelben für einen ehrlichen und aufrichtigen Miniſter halten, weil man in ſeinem ganzen Leben, und zwar ſo wenig vorher, ehe er Miniſter ward, als auch nachher, da er dieſe Stelle wirklich bekleidete, kein Merkmahl einiger Falſchheit jemals bey ihm wahrgenommen. Ob er durch ſeine Rathſchläge den großen Krieg veranlaſſet, der nun geführet wird, ſolches kann niemand mit Gewißheit behaupten. Dieſes iſt aber gewiß, daß er ſich ſeit einigen Jahren alle Mühe gegeben, dieſe gefährliche Unruhe zu ſtillen, und nicht nur die Hitze der Franzoſen zu dämpfen, ſondern auch einen allgemeinen Frieden in Europa zu Stande zu bringen. Weil er währender ſeiner ganzen Miniſterſchaft nichts ſo ſehr als die Erhaltung des Friedens ſuchte, ſo brachte er es dahin, daß der franzöſiſche Hof, den man vorher ſtets als eine Quelle und Haupturſache aller Unruhen angeſehen, zu ſeinen Zeiten für ein allgemeines und unparteyiſches Tribunal und Richthaus gehalten ward, wohin die andern Potentaten appellirten. Dadurch verwandelte er den Haß und das Mistrauen gegen Frankreich bey andern Völkern in Hochachtung und Vertrauen, und das franzöſiſche Reich nahm auf ſolche Art nicht allein an Ruhm, ſondern auch an Macht überaus merklich zu. Denn der itzt regierende König konnte gleichſam durch einen Wink andern Geſetze vorſchreiben, und das Reich war wirklich mächtiger, als es jemals unter Ludwig dem XIV. geweſen. Es iſt daher nicht wahrſcheinlich, daß ein Herr, welcher bey nahe 90 Jahre erreicht, und den einen Fuß ſchon im Grabe hatte, vor ſeinem ſo nahen Ende

noch

Digitized by Google

noch ein Gebäude wieder ſollte umgeworfen haben, welches er mit ſo großer Mühe aufgerichtet. Es iſt vielmehr glaublicher, daß er den Meynungen der jüngern Räthe weichen, und geſchehen laſſen müſſen, was er durch ſeine Macht, und durch ſein Anſehen nicht mehr hindern können. Man kann dieſes aus einem artigen Briefe abnehmen, den er an den Herrn **Fontenelle** abgehen ließ, welcher ihn aufgemuntert hatte, daß er als ein Staatsmedicus die zwiſchen Spanien und England entſtandenen Unruhen ſtillen möchte. Denn er antwortete demſelben: Es iſt nöthig, daß die Könige von beyden Reichen etwas von den Arzneyen des Abts von Saint Pierre einnehmen.

Sie machen übrigens bey dieſem Todesfall die Anmerkung, daß dieſes Seculum weder ſo viele grundgelehrte Männer, noch auch ſo viele große Staatsminiſter, wie das vorige, aufweiſen könne. Denn wo findet man, wie ſie ſich ausdrücken, nun einen Richelieu, einen Mazarin, einen Cronwell, einen Uhlefeld, einen Greifenfeld, einen Oxenſtierna, einen de Witt, und andere, welche das vorige Alter hervorgebracht. Sie meynen, daß Fleury der einzige zu unſern Zeiten ſey, welcher mit den eben angeführten Männern könne verglichen werden. Ich gebe ihnen in dieſem Stücke Beyfall; ich glaube aber, daß dieſes nicht von der Unfruchtbarkeit unſerer Zeiten, ſondern lediglich von dem Mangel der Gelegenheit herrühret. Denn die in vorigen Zeiten unter den Regenten eingeführte Gewohnheit, die ganze Regierungs-Laſt, gewiſſen Perſonen auf-

zulegen, höret gegenwärtig an den meiſten Orten völlig auf. Die Könige und Fürſten legen itzt insgemein ſelbſt die Hand an das Ruder, und wollen von keinem Premier-Miniſter etwas wiſſen. Wie alſo der Mond keinen Glanz von ſich geben kann, ſo lange die Sonne zugleich am Himmel iſt, ſo wird auch der Glanz unſerer heutigen Staatsminiſter durch ein höheres Licht verdunkelt. Daß Richelieu und Mazarin zu ihren Zeiten in einem ſo großen Anſehen waren, ſolches rührte daher, weil der erſte unter einem Könige lebte, der nicht ohne einen Premier-Miniſter regieren konnte, der andere aber, wie der König noch minderjährig war. Man hat zwar auch verſchiedene berühmte Staatsminiſter unter ſolchen Königen und Fürſten gefunden, welche ſelbſt arbeitſam geweſen, und ſich der Regierungsgeſchäfte mit großem Eifer angenommen, wovon man einen Uhlefeld, einen Greifenfeld, und einige andere zu Beyſpielen anführen kann. Dieſes iſt aber etwas ſeltenes, und wenn es geſchehen, ſo hat eine ganz ausnehmende Liebe, welche die Regenten zu gewiſſen Perſonen getragen, daran Theil gehabt. Denn man findet ſonſt, daß die europäiſchen Potentaten vielmehr einige hohe Aemter eingehen laſſen. So iſt in Frankreich kein Maire du Palais oder Connetable, in England kein High Stewart, und in den nordiſchen Reichen kein Droſt, kein Reichshofmeiſter, und bisweilen kein Großkanzler mehr. Daß die Großveziers in der Türkey, ungeachtet ihnen eine große Gewalt übertragen wird, nicht das Anſehen, wie einige europäiſche Premier-Miniſter beſitzen, ſolches rührt theils daher, weil ihre Regie-

rung

rung ſelten lange dauret, theils auch, weil ſie insgemein aus dem Schaum des Pöbels genommen, und in dieſe wichtige Stelle geſetzt werden. Wenn Richelieu unter Ludwig dem XIV. gelebt hätte, ſo dürfte ſein Name nicht ſonderlich bekannt geworden ſeyn, und der Ruhm des Mazarins würde ſehr abgenommen haben, wenn er noch einige Zeit nachher gelebt hätte, nachdem dieſer König die Regierung ſelbſt angetreten. Die Umſtände der damaligen Zeiten aber gaben dieſen Männern Anlaß, ihr großes Talent zu zeigen, und ihren Ruhm auf den höchſten Gipfel zu bringen. Sie waren beyde mit großen Eigenſchaften ausgerüſtet, obwol nicht auf gleiche Art, und es ſcheint, wenn man einen vollkommenen Staatsminiſter hätte bilden wollen, daß man ſie beyde mit einander hätte vereinigen, und das Feuer des Franzöſiſchen Cardinals mit der Kaltſinnigkeit des italieniſchen Prälaten hätte vermengen müſſen. Denn der erſte war kühn und dreiſt. Der letzte aber furchtſam und vorſichtig. Richelieu unternahm groſſe und höchſtgefährliche Dinge, und ſetzte ſolche mit einer ganz ausnehmenden Hurtigkeit und Geſchicklichkeit ins Werk. Mazarin folgte zwar ſeinem Exempel, jedoch mit der gröſten Behutſamkeit. Der eine lief alſo, der andre aber kroch zum Ziele, ſie erreichten es aber beyde glücklich. Der letzte brachte dasjenige zur Vollkommenheit, was der erſte angefangen hatte, nämlich Frankreich groß und anſehnlich zu machen, und die Königliche Gewalt zu vermehren Richelieu beſaß alles, was Frankreich nur an groſſen Gemüthsgaben hervor zu bringen fähig iſt. Er

faßte und begriff alles ungemein wohl und geſchwinde, es fehlte ihm nicht an Rathſchlägen, er wuſte alles überaus klug auszuführen, und beſaß Herz und Muth, ſeine Handlungen zu vertheidigen, und ſeinen Feinden die Stange zu halten. Bey dem Mazarin aber bemerkte man diejenigen Eigenſchaften, welche man insgemein an den Italienern wahrzunehmen pflegt. Er war vorſichtig, liſtig, und ein Meiſter in der Kunſt, ſich zu verſtellen. Denn er wich klüglich aus, wenn er ſahe, daß er nicht durchkommen konnte, und nahm gerne einen Schlag an, um bey einer ſichern Gelegenheit zweene wieder austheilen zu können. Er pflegte insgemein zu ſagen: Laiſchons les dire, pour vou qu'is nous laiſchent faire. Was alſo Richelieu durch ſein Feuer zu Stande brachte, daß erhielt Mazarin durch ſein Nachgeben. Dieſer letzte wuſte die Segel einzuziehen, wenn der Sturm gar zu ſtark raſete, und ließ ſeine Feinde ſo lange reden, bis ſie müde wurden. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß der Schüler ſich bey ſolchen Eigenſchaften länger als der Meiſter erhalten. Denn der eine war ein größerer Staatsmann, der andere aber ein größerer Hofmann. Der eine hatte die Umſtände des franzöſiſchen Staats, und worinn die Schwäche und Stärke des Reichs beſtand, auf das genaueſte ausgeforſchet. Der andere aber kannte den Hof beſſer, und richtete ſich nach den Aſpecten und Veränderungen deſſelben. Sie waren beyde liſtig und verſchlagen. Richelieu aber war doch noch ehrlicher, als Mazarin. Denn dieſer war ſtets ein Fuchs, und blieb ſich immer ähnlich. Daher

her konnte man noch bisweilen auf die Zuſagen des erſten, niemals aber auf die Worte des letztern bauen. Sie waren beyde Geldgeizig. Die Begierde des letztern aber, große Schätze zuſammen zu ſcharren, hatte keine Gränzen. Denn er ſchämte ſich nicht, Ehrenſtellen, Aemter, und alles für Geld zu verkaufen. Wenn ihm dieſes von einigen vorgerückt ward, ſo beantwortete er ſolches mit Lachen. Wie man ihm einmal vorſtellte, daß er ſo viele Ducs in Frankreich machte; ſo antwortete er lächelnd: Je ſerai tant de Ducas, qu'il ſera honte de l'être & de ne l'être pas. Er war aber im Gegentheil nicht ſo rachgierig als Richelieu. Denn er war ſtets willig, ſich mit ſeinen Feinden wieder auszuſöhnen, woran aber ſeine natürliche Gemüthsbilligkeit und Frömmigkeit nicht ſo vielen Antheil hatte, als weil er von Natur furchtſam war. Ich bin ꝛc.

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen die von Nathan Ben Saadis geſchriebene Kronike der engliſchen Könige zuzuſenden. Das Werk iſt ſinnreich. Ich wünſchte aber, daß der Verfaſſer ſeinen Witz auf eine andere Art hätte blicken laſſen. Ich habe ein großes Mitleiden mit den Irrenden, inſonderheit wenn ſie nicht aus Bosheit und Vorſatz irren. Zu dieſem Mitleiden werde ich durch eine gedoppelte Urſache angetrieben; 1) weil irren menſchlich iſt, und man unzählige Exempel anführen kann, daß viele wohlgeſinnte und redliche Männer, indem ſie ſich gar zu ſehr in eine Sache vertiefet, ſowol in der Theologie als in der Moral, auf wunderliche Meynungen gerathen ſind. 2) Weil die Wiſſenſchaften dadurch ausgebreitet und erweitert werden. Denn wenn wir nicht ſo viele Ketzer gehabt hätten, ſo würden wir auch nicht ſo viele große Gottesgelehrte und Philoſophen gehabt haben. Wie alſo Carneades ehedem bekannte: wenn er den Chryſippum nicht zum Gegner gehabt hätte, ſo würde er nicht ſo gelehrt geworden ſeyn, ſo kann auch mancher Lehrer ſagen: Wenn keine Ketzereyen geweſen wären, ſo wäre ich auch nicht ein ſo großer Theologus geworden. Denn die Ketzereyen ſind gleichſam der Schleifſtein, woran die Geiſtlichen ihr Schwerdt

Schwerdt wetzen, welches ſonſt leicht ſtumpf werden, und verroſten würde. Aus dieſer Urſache vergönnt man auch an gewiſſen Orten inſonderheit in England, daß die Verfaſſer ſo frey ſchreiben dürfen. Denn wie die Religion an keinem Orte leicht heftiger angefochten worden, ſo hat man ſolche auch an keinem Orte ſtärker vertheidiget. Unter dieſer Toleranz aber begreife ich ſolche Skribenten und Irrende nicht, die wie der Verfaſſer der oben angeführten engliſchen Kronike beſchaffen ſind. Denn ein anderes iſt, wider die Religion ſchreiben, ein anderes aber, über dieſelbe ſpotten. Das erſte kann aus einer aufrichtigen, obgleich irrigen Abſicht geſchehen; das andere aber legt von dem Muthwillen, der Bosheit und der Gottloſigkeit des Verfaſſers ein Zeugniß ab. Die Irrenden muß man durch freundliche Ermahnungen wieder auf den rechten Weg zu bringen ſuchen. Die Spötter aber muß man weit ſchärfer angreifen. Dieſes aber wird nicht beobachtet. Denn die erſten werden ins Gefängniß geworfen, excommunicirt, und mit andern Leibesſtrafen belegt. Die letzten aber hält man für beaux Esprits, und läßt ſie ungeſtraft hingehen. Wie oft höret man nicht, daß einige mit den bibliſchen Worten und Redensarten ein Geſpötte treiben; wie viele ärgerliche Parodien ſind nicht über das Gebet des Herrn, und über die Paßions-Hiſtorie gemacht worden! So viel mir aber wiſſend iſt, ſo hat man niemals jemanden deswegen zu Rede geſetzet. Ich ſehe die Kronike des Ben Saadis eben mit denſelben Augen an; und wenn daher der Verfaſſer derſelben, nebſt an-

 dern

dern Ketzern gefangen wäre, und man mich fragte, welchen ich los haben wollte; ſo würde ich ohne Bedenken antworten, daß man die Ketzer loslaſſen, den Kronikenſchreiber aber gefangen behalten möchte. Ein Ketzer fehlet, und befindet ſich auf einem Irrwege, weil er den rechten Weg nicht finden können, den er doch vielleicht mit Fleiß geſuchet. Ein Atheiſt enthält ſich des Gottesdienſtes, weil er keinen Gott glaubt. Ein Spötter aber erkennt einen Gott, den er doch zugleich verlacht. Der erſte iſt einem ſchwachen, der zweyte einem fremden, und der dritte einem ſchädlichen Bürger in einer Stadt ähnlich. Man kann ſolche Leute mit niemanden beſſer vergleichen, als mit dem Caligula, welcher den Jupiter bald verehrete, und bald über denſelben ſpottete, bald ſich für ſeinen Zorn fürchtete, und bald ihm wieder drohete. Wenn es donnerte, ſo glaubte er, daß Jupiter erzürnt ſey, und verbarg ſich deswegen bisweilen aus Furcht. Zu einer andern Zeit aber äfte er durch eine gewiſſe Maſchine dem Donner nach, und bediente ſich dabey der Worte des Homers ἤ μ᾽ ἀγάειρ, ἤ ἐγώ σε. Entweder du muſt mich umbringen, oder ich will dich tödten. Ich urtheile daher gelinder von dem Diagoras, als von dem Lucian. Beyde fochten die Religion an; der letzte aber ſpottete über die Götter, welche er doch, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, glaubte. Es iſt kein guter Character eines Menſchen, wenn er mit einer Religion ein Geſpötte treibt, auch wenn er dieſelbe für falſch hält. Denn andere zu verhöhnen, welche in ihrer Andacht begriffen ſind, ſie mag übrigens wahr oder falſch ſeyn,

ſolches

ſolches kann GOtt nicht gefallen. Es fehlt nicht an Beyſpielen in der Hiſtorie, daß GOtt auch diejenigen geſtraft, welche aus Bosheit oder Muthwillen die heydniſchen Tempel beraubet. Man hat Urſache zu glauben, daß dieſe Strafe nicht ſowol wegen der That an ſich ſelbſt, als vielmehr wegen des Muthwillens und der böſen Abſicht über die Thäter verhängt worden. Wenn dieſes ſich aber alſo verhält; was ſoll man denn von denen urtheilen, welche mit ihrer eignen Religion und mit ihren eignen heiligen Schriften ein Geſpötte treiben. Der Verfaſſer der oben angeführten engliſchen Kronike, mag ſein Vorhaben durch hundert Vorreden zu beſchönigen ſuchen, ſo ſiehet man doch, daß er die Abſicht gehabt, die bibliſchen Redensarten, und die in der heiligen Schrift vorkommenden Ausdrücke höniſch durchzuziehen, aus keiner andern Urſache, als bloß, um für witzig und aufgeweckt gehalten zu werden. Aber auch dieſen Zweck, welcher ſehr eitel iſt, hat er nicht einmal erhalten. Denn ein jedes Seculum und ein jedes Land hat ſeine beſondern Redensarten, und es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn man auch die zierlichſte europäiſche Schrift von Wort zu Wort in das Perſiſche oder Chineſiſche überſetzen wollte, ſolche dennoch den Perſern und Chineſern ſehr rauh und widrig klingen würde. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie wunderten ſich, da wir letzthin von den alten römiſchen Kayſern redeten, daß ich den Kayſer Claudius vertheidigte, und behauptete, daß derſelbe weder unter die böſen noch unter die unvernünftigen Regenten könne gerechnet werden. Ich habe nachher die Hiſtorie dieſes Kayſers mit groſſem Bedacht durchgeleſen, und bin dadurch in meiner Meynung beſtärket worden. Ich glaube, daß das Böſe, welches er begangen, mehr den verderbten Zeiten, als ihm ſelbſt, müſſe zugeſchrieben werden. An den Höfen Tiberii und Caligulä ſahe man nichts, als was ärgerlich und gotlos war, und weil Claudius an denſelben erzogen worden, ſo muß man ein gelindes Urtheil über ſeine Fehler fällen, über ſeine guten Eigenſchaften aber ſich deſtomehr wundern, weil ſolche von einem beſonders löblichen Naturell herrühren, welches durch die Bosheit der damaligen Zeiten nicht mit hingeriſſen worden. Diejenigen, welche ihn tadeln, längnen zwar nicht, daß er bisweilen einige gute Handlungen ins Werk geſetzt. Sie legen aber ſolche andern bey, und ſprechen ihm alle Vernunft ab. Ich hege in dieſem Stücke ganz andre Gedanken. Pallas, Narciſſus, Caliſtus, Meßalina, und Agrippina, in deren Hände er zu fallen das Unglück hatte, waren gewis nicht

Digitized by Google

nicht fähig, ihm eine gute Erziehung zu geben, und daher muß man das Gute, welches er verrichtet, lediglich ſeinem guten Naturell zuſchreiben. Zeigen gleich einige von ſeinen Verordnungen, daß er nicht der Aufgeweckteſte geweſen, ſo bemerkt man doch, daß es ihm nicht an einer gewiſſen Ueberlegung gefehlet. Die Beſcheidenheit, welche er gleich bey dem Antrit ſeiner Regierung blicken lies, da er ſich wegerte, die Ehrentitel ſeiner Vorfahren anzunehmen, iſt billig zu rühmen. Er verbeſſerte hiernächſt verſchiedene Fehler, welche ſich unter der vorigen Regierung eingeſchlichen hatten. Er ermahnte die römiſchen Rathsherren unabläßig, ihre Pflichten wohl zu beobachten; ja er wohnte ſelbſt beſtändig den Gerichten bey, und entſchied viele Sachen in eigner Perſon auf eine ſehr vernünftige und billige Art. Dieſes wird von allen einhellig beſtätiget, und daher kann man das Urtheil des Seneca mit Recht für parteyiſch halten. Von ſeiner Geſchicklichkeit, eine verborgene Sache im Gericht an den Tag zu bringen, zeugt folgende Hiſtorie. Eine Frau wegerte ſich, einen jungen Menſchen für ihren Sohn zu erkennen und anzunehmen, ſondern betheuerte ſtets, daß es ein fremder Menſch ſey, den ſie ſonſt niemals geſehen. Weil man ſie nun nicht bewegen, noch durch andre hinlängliche Beweiſe überführen konnte, ſo befohl Claudius, daß ſie dieſen Menſchen heyrathen ſollte, wodurch er dieſelbe endlich dahin brachte, die Wahrheit zu bekennen. Dieſes iſt faſt eben ein ſolches Urtheil, als was in der heiligen Schrift von der Weisheit des Königes Salomons angeführt wird. Zu einer andern Zeit ent-

entſetzte Claudius einen Richter ſeiner Würde, weil er ſich mit einem gar zu groſſen Eifer um dieſes Amt bemühet hatte, welches doch niemand, wie der Kayſer ſagte, anders, als mit Furcht und Zittern übernehmen müſte. Wenn ihm andere dankten, die durch ſeine Güte zu hohen Aemtern befördert worden, ſo antwortete Claudius, daß es ihm vielmehr zukäme, ihnen Dank abzuſtatten, daß ſie ſich entſchlieſſen wollen, ihm ſeine Bürde zu erleichtern; wobey er zugleich ſagte, daß ihm nichts angenehmer ſeyn würde, als wenn ſie ihren Pflichten in den ihnen anvertrauten Aemtern ſtets nachkommen würden. Ich finde nichts ſchöners und prächtigers in der Hiſtorie der beſten Kayſer. Er befohl auch, daß eine Perſon nicht drey Aemter zu gleicher Zeit bekleiden ſollte, welches eine ſehr vernünftige Anordnung war, indem das geringſte Amt ſchon einen Mann hinlänglich zu beſchäftigen vermögend iſt, wenn er daſſelbe recht beſorgen will. Er verordnete ferner, daß kein Freygelaſſener mit ſeinem vorigen Herrn einen Proceß führen ſollte, und daß diejenigen, welche ſich undankbar gegen ihre alten Herren bezeugen würden, in die vorige Knechtſchaft ſollten geſetzt werden. Nach ſeiner Verordnung muſte auch ein jeder ſeine Sache vor Gericht ſelbſt führen, ohne ſich eines Advocaten zu bedienen, weil er vielleicht gemerkt hatte, daß die Advocaten durch ihre Beredſamkeit das Recht bisweilen zu verkehren pflegten. Und weil er die Sachwalter nicht gänzlich abſchaffen, noch ihnen verbieten konnte, ſich für ihre Mühe bezahlen zu laſſen; ſo ſchrieb er ihnen eine gewiſſe Taxe vor, die ſie nicht überſchreiten durften.

Kurz,

Kurz, alle gute Verordnungen, die zu ſeinen Zeiten gemacht wurden, rührten von ihm ſelbſt her, die böſen aber ſind ſeinen Bedienten zuzuſchreiben. Man ſiehet alſo hieraus, daß diejenigen zu weit gehen, welche ihm eine ganz unmenſchliche Einfalt beylegen. Er war der lateiniſchen und griechiſchen Sprache vollkommen mächtig, und legte in beyden zierliche Reden ab. Er liebte auch die Gelehrſamkeit, und ging gerne mit gelehrten Männern um. Zu den Zeiten Caji war er freylich mehr einer lebloſen Statue als einem Menſchen ähnlich. Er ſtellte ſich aber einfältiger, als er wirklich war, und legte dadurch von ſeiner Einſicht und von ſeinem Verſtande ein deutliches Zeugniß ab, weil er ſein Leben unter ſeinem gottloſen Vorfahren ſonſt unſtreitig würde haben einbüſſen müſſen.

Uebrigens war er von Natur furchtſam, nnd dieſer Furchtſamkeit bedienten ſich diejenigen, welche um ihn waren, ihre Feinde zu fällen. Denn weil ſie ihm einbildeten, daß dieſelbe eine Conſpiration wider ihn angeſtiftet, ſo ließ er alle diejenigen, welche man ihm nannte, ſeiner eignen Sicherheit halber, hinrichten. Dieſes iſt es, was man unparteyiſch von dem Claudio ſagen kann. Ich will übrigens keine Schutzſchrift für ihn ſchreiben, ſondern füge nur noch bloß dieſes hinzu, daß er ein beſſeret Regent würde geweſen ſeyn, wenn er nicht ſo gar fromm, gütig und gefällig geweſen wäre. Ich bin ꝛc.

Der

Der ſechszehnte Brief.

Mein Herr,

Ich danke Ihnen für die Anmerkungen, welche Sie über meine jüdiſche Hiſtorie haben machen wollen. Ich nehme ſehr gerne Erinnerungen an, und ſuche meine Gedanken und Handlungen beſtändig darnach einzurichten. Sie meynen, daß dasjenige, was ich von dem Sündenfall geſchrieben, mit der gewöhnlichen Lehre unſerer Orthodoxen nicht völlig übereinſtimme, indem es ſchiene, als wenn ich behauptete, daß die Erbſünde, welche von den erſten Eltern auf die Nachkommen fortgepflanzt wird, nicht ſowol eine Strafe der Sünde, als vielmehr eine natürliche Folge der Geburt zu nennen ſey. Wo ich in dieſem Stücke geirret, ſo will ich mich gerne eines beſſern belehren laſſen. Denn niemand hat wohl von je her lieber Unterricht von andern angenommen, als ich; und wenn ich ja bisweilen einige beſondere Meynungen vorgebracht, ſo habe ich doch dieſelben allemal dem Urtheile anderer unterworfen. Uebrigens habe ich bereits an verſchiedenen Orten in meinen Schriften die Erklärung von mir gegeben, daß ich nichts glaube oder annehme, was mit den göttlichen Eigenſchaften ſtreitet. Von dieſem Grundſatz weiche ich nicht ab, um den Feinden der Religion nicht das Schwerdt in die Hände zu geben. Und daher ſind mir

Digitized by Google

mir die Gedanken anderer immer ſehr angenehm, welche hierauf gleichfalls abzielen. Einige gelehrte und rechtſchaffene Männer haben desfalls, um ſich wider dergleichen Feinde deſto ſtärker zu bewafnen, hierüber eine ſolche Erklärung gemacht, daß die Strafe, welcher die Kinder Adams durch den Sündenfall unterworfen worden, nicht ſowol als eine Strafe, ſondern als eine mit der Geburt verbundene Folge anzuſehen, und zwar theils, weil es mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes ſtreitet, die Kinder bis in das hundert tauſendſte Glied wegen der Miſſethat der erſten Eltern zu ſtrafen, theils auch, weil man von kleinen Kindern, die keinen rechten Begriff haben, und nicht wiſſen, was gut oder böſe iſt, nicht eigentlich ſagen kann, daß ſie Sünde begehen. Sie halten es alſo, um ſich aus dieſem Labyrinth heraus zu wickeln, für das ſicherſte, zu behaupten, das alle Kinder Adams für verdorbene Pflanzen zu achten, welche mit der Neigung zur Sünde und Bosheit und in eben demſelben Zuſtande, wie ihre Eltern, geboren werden, und daß demnach darinn die Sünde beſtehe, welche den Kindern bey der Geburt beygelegt wird. Durch dieſe Erklärung meynen ſie die Feinde der Religion zum Stillſchweigen zu bringen. Denn auf ſolche Art kann niemand ſagen, daß die Kinder mit der Schuld ihrer Eltern gebohren werden, ſondern bloß, daß ſie verderbt, und mit der Neigung zu ſündigen in die Welt kommen, und daß das Sündige, welches bey allen angetroffen wird, eine natürliche Folge der Geburt ſey, ſo wie einer, der von auſſätzigen Eltern geboren wird, auch auſſätzig iſt, und ein böſer Baum nichts anders

als böſe Früchte hervorbringen kann. Niemand kann ſich in dieſer Abſicht hierüber beſchweren, ſondern ein jeder muß geſtehen, daß wie ein verfaulter Stamm keine friſche Aeſte zu treiben vermögend iſt; ſo kann auch aus dem ſündlichen Saamen Adams natürlicher Weiſe nichts anders, als was verderbt und ungeſund iſt, hervorkommen. Einige Kirchenväter haben dieſes bereits auf ſolche Art erkläret. Inſonderheit redet Chryſoſtomus folgendergeſtallt davon: Man pflegt die Frage aufzuwerfen, wie es zu verſtehen ſey, daß durch eines Ungehorſam viele Sünder geworden? Es iſt leicht zu begreifen, daß, wenn jemand wegen ſeiner Miſſethaten ſterblich geworden iſt, deſſen Nachkommen auch ſterblich ſind. Wenn man aber ſagt, daß durch ſeine Sünde ein anderer auch ein Sünder geworden; ſo iſt es unverſtändlich. Denn es ſcheint, daß derjenige, der nicht ſelbſt geſündiget, auch nicht könne geſtraft werden. Ich weiß wohl, daß einige dieſe Erklärung nicht für annehmlich halten, weil ſie glauben, daß das Werk der Erlöſung dadurch geſchwächt werde. Andere aber ſagen, daß die Nothwendigkeit der Erlöſung dadurch nicht geleugnet werde. Denn da alle Kinder mit einer Neigung und einem Zunder zur Sünde geboren werden, und daher alle wirklich Sünde an ſich haben; ſo bleibt die Erlöſung, was man auch für eine Meynung annimt, gleich nothwendig. Ich entſcheide indeſſen doch in dieſem Stücke nichts. Iſt aber dieſe Erklärung

klärung irrig, ſo iſt dieſer Irrthum, meinem Bedünken nach, alſo beſchaffen, daß er GOtt nicht misfallen kann; weil ſolche Auslegungen einzig und allein dahin abzielen, die heiligen Eigenſchaften Gottes zu erheben, und zu zeigen, daß dieſelben nicht mit einander ſtreiten. Ich glaube, daß derjenige, welcher ſich bemühet zu zeigen, daß die Revelation in allen Stücken mit der geſunden Vernunft übereinſtimme, die Pflicht eines Chriſten erfülle, und eben ſo ſehr zu rühmen ſey, als derjenige getadelt zu werden verdienet, welcher lieber alles aufopfern, als von ſeiner einmal angenommenen Meynung weichen will. Das eine rührt aus Liebe zur Religion, das andere aus Liebe zu ſich ſelbſt her. Aus der erſten Aufführung leuchtet eine heilige Demuth, aus der andern aber Hartnäckigkeit und Hochmuth hervor. Aus dieſer Urſache freue ich mich oft über ſolche Meynungen, welche von den bisher angenommenen allgemeinen Sätzen in einer ſo lautern Abſicht abweichen; und die obenangeführte Erklärung gefällt mir, daß die kleinen Kinder nicht eigentlich ſelbſt Sünder, ſondern nur verderbte Pflanzen ſind, welche mit den Sünden der Eltern beſchmitzt auf die Welt kommen. Non tam peccatores, quam peccaminoſi. Dieſer Erklärung aber trete ich deswegen bey, weil ich mich von meinem Hauptſatz in Abſicht auf die göttlichen Eigenſchaften nicht abwendig machen laſſe. Und daher billige ich die Erklärungen nicht, wodurch GOtt zu einem willkührlichen Richter gemacht wird, der die Kinder bis ins tauſendſte Glied wegen des Verſehens der Eltern ſtrafet, und alſo

dasjenige ſelbſt thut, was er doch allen Menſchen aufs ſtrengſte verbietet. Ich unterwerfe übrigens dieſe Meynung herzlich gerne dem Urtheile anderer Gottesgelehrten, und will ſolche gleich fahren laſſen, wenn ich des Gegentheils überführt werde. Die Ueberzeugung aber muß alſo beſchaffen ſeyn, daß die allgemeine Erklärung mit der göttlichen Gerechtigkeit beſtehen kann. Auf dieſe Bedingung will ich meine Feſtung übergeben, und ihr Proſelyt werden. Wenn man ſich aber, wie oft geſchiehet, nur auf die von andern beygebrachten Erklärungen und Zeugniſſe beruft, ſo nehme ich meine weiße Fahne wieder ein, und bereite mich zu einer neuen Gegenwehr. Ich wünſchte, daß die gelehrten Theologi möchten angehalten werden, die Uebereinſtimmung der Revelation mit der geſunden Vernunft durch gründliche Schriften darzuthun, und darnach ihre Erklärungen auf eine ſolche Art einzurichten, daß ſie, ſo oft ein Ort in der Schrift vorkommt, der ſchwer zu ſeyn ſcheinet, lieber von den Buchſtaben, und von den allenthalben angenommenen Meynungen abwichen, als ſich auf die Unvollkommenheit der Vernunft und Gottes unbegreifliche Wege beriefen, wodurch alle Religionen können autoriſiret werden, und wodurch gewiſſen Männern ein erwünſchter Vorwand gegeben wird, die nicht Luſt haben, ihre Kräfte anzuſtrecken, und eine Stelle der Schrift mit der andern zu vergleichen, um endlich die gründlichſte und beſte Meynung zu entdecken. Ich bin ꝛc.

Der

Der ſiebzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich ſehe aus dem an mich vor einigen Tagen abgelaſſenen Schreiben, daß ſie meinen Satz von der Erbſünde, welchen ich ihnen letzthin eröfnet, noch nicht recht faſſen können, und daß ſie daher ihr Urtheil ſo lange aufzuſchieben, für gut befunden, bis ich mich deutlicher erkläret. Sie eröfnen mir vielmehr ihre Gedanken über einen andern Satz, den ich in meinem Briefe nur obenhin berührt, von dem ich aber in dem LXXXIV. Stück meiner moraliſchen Gedanken ausführlicher gehandelt, und meynen, daß dasjenige, was ich von dem Licht der Natur beygebracht, etwas anſtößig ſey, indem es ſcheine, als ob ich demſelben die Revelation gleichſam unterwerfen wollte. Diejenigen, welche dieſe Lehre aus meinen Schriften ziehen, haben ſolche niemals mit der gehörigen Achtſamkeit geleſen. Denn ich erwähle die Mittelſtraſſe zwiſchen den Naturaliſten und den mähriſchen Brüdern, zwiſchen denen, welche die Vernunft gänzlich verwerfen, und welche ihr gar zu viel einräumen. Man hat gegenwärtig zwo zahlreiche Secten, welche beyde eine gleich ſchädliche Lehre führen, weil ſie beyde auf ſchädliche Extremitäten verfallen. Die erſten verbannen die Vernunft gänzlich, unter dem Vorwand, daß dieſelbe zu nichts anders diene, als die Men-

ſchen zu verführen, und in allerhand ſchädliche Irthümer zu ſtürzen. Sie bedienen ſich, um ihre Meynung zu behaupten, gewiſſer Schriftſtellen, worinn die Weisheit dieſer Welt eitel genannt, und den Menſchen befohlen wird, die Vernunft unter dem Gehorſam des Glaubens gefangen zu nehmen. Es ſcheint, daß ſie dieſe Stelle alſo erklärt wiſſen wollen, daß ein Menſch ſich in Religionsſachen des Gebrauchs ſeiner Vernunft gänzlich entſagen ſolle, da doch GOtt ſelbſt uns befohlen, nachzuforſchen und zu unterſuchen, um das Beſte zu erwählen, und uns zu dem Ende eine vernünftige Seele gegeben, wodurch wir von allen andern Creaturen unterſchieden ſind. Der Verſtand muß ſich allerdings mit einer frommen Lehrbegierde dem geoffenbarten Worte unterwerfen. Wenn man aber behauptet, daß man die Vernunft ſolchergeſtalt unter dem Gehorſam des Glaubens gefangen nehmen müſſe, ſo verwirft man dadurch den Glauben ſelbſt, weil es unmöglich iſt, ohne Beyhülfe der Vernunft zu glauben. Denn ohne dieſelbe kann ich keine Verſicherung von der geoffenbarten Wahrheit erhalten; und die Vernunft iſt niemals gehorſam, wo ſie nicht ſelbſt urtheilet, daß ſie zum Gehorſam verpflichtet ſey. Daher ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, (Eſſay de l'entendement) **Wer der Vernunft entſagt, um der Revelation Platz zu machen, der löſchet beyde Lichter auf einmal aus.** Es iſt nicht zu beſchreiben, wie viel Nachtheiliges durch eine ſolche Lehre geſtiftet worden. Denn obgleich verſchiedene in einer redlichen Abſicht dieſen Satz annehmen, weil

ſie

ſie die Vernunft für verführeriſch halten, und meynen, je ſchwerer und unbegreiflicher eine Sache zu glauben ſey, deſto gröſſer ſey das Verdienſt desjenigen, der da glaubt, ja es für ein unſtreitiges Merkmahl eines wahren Chriſten anſehen, ſich gegen die Vernunft zu bewafnen, und ſich zu bemühen, daß derſelben Feſſeln mögen angelegt werden; ſo haben doch an der andern Seite einige dieſe Lehre auf eine ſtrafbare Art gemißbraucht, und ſich des Satzes der erſten bedienet, um die Religion zu untergraben, und derſelben alle Vorzüge abzuſchneiden. Niemand hat ſich dieſes in neuern Zeiten beſſer zu Nutze zu machen gewußt, als Herr **Bayle**, welcher alle Kräfte angewandt, um zu zeigen, daß die Schrift der Vernunft und den allgemeinen Begriffen widerſpreche. So oft er wegen dieſer Kühnheit von einigen Geiſtlichen zu Rede geſetzt ward, ſo ſuchte er ſie mit ihren eignen Waffen zu beſtreiten, und hielt ihnen den Schild entgegen, den ſie ihm ſelbſt in die Hände gegeben hatten. Denn es muſte ſtets heiſſen; daß ſein Satz bloß dahin abziele, die Vernunft zu demüthigen, und daß das Verdienſt eines Chriſten darinn beſtünde, der Revelation zu glauben, ungeachtet dieſelbe mit der Vernunft und den allgemeinen Begriff nicht übereinkomme. Dieſes war ſeine Hauptſchanze, worinn er gegen alle Anläufe ſeiner Feinde ſicher zu ſeyn glaubte. Und die Gottesgelehrten, welche ſo heftig auf einen blinden Glauben und auf die Gefangennehmung der Vernunft dringen, haben ihn auch nicht mit Nachdruck widerlegen können. Denn er bediente ſich eben derſel-

den Redensarten, welche ſie gebrauchten, ungeachtet er andre Folgen daraus zog, und die chriſtliche Religion mit andern falſchen Religionen in eine Claſſe ſetzte, welche nicht durch vernünftige Gründe, ſondern allein durch die Macht vertheidiget werden. In dieſer Abſicht hat auch ein engliſcher Skribent vor nicht gar langer Zeit eine Schrift unter dem Titel ans Licht geſtellet: *Chriſtianity not founded on arguments.* Der Verfaſſer ſtellt ſich, wie Herr **Bayle**, daß ſeine Abſicht blos dahin gerichtet ſey, die Vernunft zu demüthigen, und zu zeigen, daß der Glaube allein eine Gabe Gottes ſey, und durch Studiren und Nachſinnen nicht könne erlangt werden. Es zeigt ſich aber nichtsdeſtoweniger der Naturaliſt auf allen Blättern, und ſeine Schrift kann mit Recht für die giftigſte gehalten werden, welche jemals ans Licht getreten. Er ſcheint den Glauben eine heftige Bewegung der Seele zu nennen, welche den Glaubenden gleichſam mit Gewalt zwinge, die Religion anzunehmen. Er ſagt: Wenn der Glaube durch Studiren und nachforſchen könnte erhalten werden; ſo wäre es ungereimt, denjenigen eine Belohnung zu verſprechen, welche ſich einen Glauben erworben, den doch die eigne Vernunft der Gläubigen nicht zugelaſſen, zu verwerfen. Ferner ſagt er: Weil der Glaube durch die Unterſuchung nicht auf einmal erhalten wird, was ſoll man denn von denen, die noch in ihren Lehrjahren ſind, oder von Kindern und gewiſſen andern Menſchen urtheilen, welche nicht das Vermögen haben, eine Sache zu unterſuchen. Endlich drückt er ſich folgendergeſtalt aus: Die einfältig-

ſten

ſten Menſchen ſind die beſten Chriſten, und die Unwiſſenheit iſt eine Mutter der Andacht ꝛc. Einige haben ſich Mühe gegeben, dieſe Schrift zu widerlegen, ungeachtet es nicht der Mühe werth iſt. Denn ſie enthält nichts, als lauter Ironien, und die Worte des Verfaſſers ſtimmen nicht mit ſeinen Gedanken überein. Seine Abſicht iſt lediglich dahin gerichtet, die heilige Schrift und das geoffenbahrte Wort Gottes zu ſchwächen, wovon man, wie er ſagt, durch die Vernunft und durch das Nachforſchen keine Erkenntniß erlangen kann, und aus dieſer Urſache ſind, ſeinem Vorgeben nach, die blinden Menſchen und andere Ignoranten, die beſten Chriſten. Wenn unſere Mißionarien ſich ſolcher Predigten bedienen wollten, ſo würden ſie gar keine Proſelyten machen. Denn die Catechiſation würde alſo lauten: **Wir ſind hieher gekommen, um euch zu überreden, eine Religion anzunehmen, welche der geſunden Vernunft entgegen iſt.** Ein jeder kann leicht gedenken, was ein ſolches Exordium für eine Wirkung haben würde. Eine andere Secte begreift diejenigen Menſchen, welche gar nichts annehmen wollen, was über die Vernunft iſt, und dieſe verfallen dadurch auf das andere Extremum, welches eben ſo ſchädlich iſt, als das erſte. Denn wie die erſten die Menſchen in geiſtlichen Dingen zu Maſchinen machen, ſo machen dieſe ſolchen zu gewiſſe Weſen, welche berechtiget ſind, alle göttliche Geheimniſſe einzuſehen, und von dem Schöpfer zu fordern, daß er ihnen von ſeiner Lehre Gründe und

Urſachen angeben, und ſolche auf eiue mathematiſche Art beweiſen ſoll. Ein jeder ſieht leicht, daß man bey ſolchen Umſtänden den Mittelweg ergreifen müſſe, um nicht in die Brutalität, oder in den Hochmuth zu verfallen, um den Menſchen nicht mehr oder weniger beyzulegen, als ſie wirklich fordern können, und um dieſelben nicht zu Thieren, aber auch nicht zu Beyſitzern in der geheimen Raths-Stube Gottes zu machen. Man muß daher einen Unterſcheid machen unter den Dingen, welche über die Vernunft ſind, und welche mit den menſchlichen allgemeinen Begriffen ſtreiten. Die erſten ſind geiſtlich, die andern leiblich. Geiſtliche offenbahrte Dinge, welche über die Vernunft gehen, müſſen wir glauben, ungeachtet wir dieſelben nicht begreifen. Denn ſolche Dinge ſtoſſen nicht an unſere Sinnen an, ſondern zeigen allein, daß die menſchliche Vernunft ihre Gränzen habe, und weil wir davon nicht urtheilen können, was recht oder unrecht iſt; ſo müſſen wir blindlings glauben, was uns zu glauben befohlen worden. Hieher ſind die Lehren von der heiligen Dreyeinigkeit, von der Annehmung der menſchlichen Natur Chriſti, von dem göttlichen Weſen, von den Geiſtern und der Seele, zu rechnen. Solche Dinge ſind auſſerhalb der Sphäre der menſchlichen Sinne, weil ſie geiſtlich, die Sinne aber leiblich ſind. Was alſo davon gelehret wird, dem muß man nicht widerſprechen, ſondern man iſt verbunden, ſolches mit Gehorſam und Demuth anzunehmen. Man muß dabey bedenken, daß wir Menſchen ſeyn, deren Verſtand der Schöpfer auf eine ſolche Art eingeſchränkt, daß wir die

die geiſtlichen Dinge wahrnehmen ſollen, bloß, um dieſelben zu bewundern, nicht aber, um ſie zu begreifen. Ein Menſch kann ſich eben ſo wenig darüber beſchweren, als daß ihm GOtt keine Flügel zum fliegen, keine Augen, um die Sonnenſtäubgen zu ſehen, und keine Ohren gegeben, um zu hören, was in einem andern Planeten geredet wird. Eine ſolche Forderung iſt in der That nichts anders, als wenn jemand ſagen wollte: Warum bin ich nicht mehr, als ein Menſch. Dieſes iſt aber ein Hochmuth und eine Rebellion wider den Schöpfer, und eben ſo viel, als wenn ein Unterthan ſagen wollte: Warum bin ich nicht König? Ganz anders aber verhält es ſich, wenn von leiblichen Dingen die Rede iſt, die in die Sinne fallen. Darüber zu urtheilen, haben wir nicht nur das Vermögen, ſondern Gott hat uns auch befohlen, uns unſrer Sinnen zu bedienen, um das Gute von den Böſen zu unterſcheiden, um die Wahrheit anzunehmen, und die Lügen zu verwerfen. Man ſieht daraus, daß unſre Sinnen in ſolchen Dingen nicht allein berechtiget ſind, das Richteramt zu übernehmen, ſondern daß wir auch unbillig handeln, wenn wir ihnen dieſes verſagen. GOtt könnte auch ſonſt die gröbſten Irrthümer nicht beſtrafen, und die Kreaturen könnten ihren Unglauben und Aberglauben, und alle ihre Handlungen durch den Betrug der Sinne entſchuldigen, und ſagen: Wir haben geſehen, gefühlt, und geſchmeckt, weil aber die Sinnen uns immer betriegen, ſo haben wir uns nicht darnach richten können. Denn ob wir gleich ſehen und hören, ſo ſind wir doch tumm und blind.

Digitized by Google

Wir hören die kräftigſten Beweiſe, wir können uns aber nicht auf unſer Gehör verlaſſen, wir ſehen Zeichen und Wunder, wir dürfen aber unſern Augen nicht trauen. Ein ſolcher Pyrrhoniſmus aber kann uns nicht entſchuldigen. Denn Gott ſelbſt ſagt: Ihr habt geſehen und gehört, und doch nicht glauben wollen, wodurch er ausdrücklich anzeigt, daß wir die Sinnen nicht allein gebrauchen können, ſondern auch ſollen, und zwar als ein Mittel die Wahrheit ausfündig zu machen, und die Lügen zu verwerfen. Ja Gott hat uns befohlen nichts zu glauben, was den allgemeinen Begriffen entgegen iſt, weil auf ſolche Art alles aufs ungewiſſe hinaus laufen, und kein Glaube auf Erden ſtatt haben würde. Man nennet diejenigen Dinge ſtreitig, welche nicht mit einander beſtehen können, als ein Quadratcirkel, und ein Berg ohne Thal; Wenn wir ſie ſelbſt widerſprechend nennen, ſo geſtehen wir ja, daß ſie nicht möglich ſind. Es iſt thöricht, ſich in dieſem Fall auf die Allmacht Gottes zu berufen. Denn dieſes iſt eben ſo viel, als wenn man ſagen wollte, Gott kann machen, daß ein Ding zugleich ſey, und nicht ſey. Wenn wir Dinge glauben, die einander gerade entgegen ſtehen, ſo glauben wir, und glauben auch nicht, und zwar zu gleicher Zeit. Wer ſagt, daß er glaube, ein Zirkel ſey ein Quadrat, der giebt dadurch zu erkennen, daß er nicht glaubt, was er ſagt. Denn wer einen Zirkel nennet, der läugnet, daß es ein Quadrat ſey, und wer einen Quadrat nennet, der läugnet, daß es ein Zirkel ſey. Hieraus erhellet, daß diejenigen irren, welche ſich in meiner Schrift daran

daran geſtoſſen haben, was ich von den Sinnen beygebracht, nämlich, daß wir bey allen Dingen, welche in die Sinnen fallen, dieſelben zu Richtern gebrauchen, und alles verwerfen müſſen, was dagegen ſtreitet. Wenn alſo jemand ſagt: Das Feuer iſt Waſſer, das Fleiſch iſt Brod ꝛc. ſo kann uns niemand zwingen, dieſes zu glauben. Denn man würde widrigen Falls ſeinen und andrer Menſchen Geſchmack, Geſicht und Empfindung verläugnen, und ſich lächerlich, und der Geſellſchaft andrer Menſchen unwürdig machen. Aus dieſem Grunde verwerfen ſo wol die Lutheraner als die Reformirten die Transſubſtantiation, weil ſie ſehen, fühlen, ſchmecken, fühlen und riechen, daß dasjenige Brod iſt, was die Römiſchcatholiſchen für Fleiſch ausgeben. Man muß hiebey folgende Regel feſtſetzen. Wir müſſen alles glauben, was die Vernunft ſagt: Kommt aber eine Redensart vor, die nach den Buchſtaben nicht kann verſtanden werden, wo wir nicht unſre eigne Sinnen verläugnen wollen, ſo müſſen wir von den Buchſtaben abweichen, und eine andre Erklärung annehmen. Ganz anders iſt es mit geiſtlichen Dingen beſchaffen, welche über die Vernunft gehen, und die wir glauben müſſen, ungeachtet wir dieſelben nicht begreifen. Wenn z. E. die Schrift uns befiehlt, die heilige Dreyeinigkeit zu glauben, ſo ſind wir doch nicht berechtiget, dagegen zu diſputiren, ungeachtet wir nicht begreiffen, wie eins drey, und drey eins ſeyn könne. Denn dieſes iſt eine geiſtliche Lehre, welche mit den Sinnen keine Verwandtſchaft hat. Denn in dieſen und in andern derglei-

chen

Digitized by Google

chen Dingen können wir nicht ſagen, daß wir ſehen und erkennen, daß ſich die Sache anders verhält, ſondern bloß, daß es ein Geheimniß iſt, welches wir nicht begreiffen können, ſondern für ein non plus vltra, des menſchlichen Verſtandes halten müſſen. So viele Unterſuchungen auch bereits angeſtellet worden, ſo kennen wir unſre eigne Seele noch nicht recht, ſondern glauben, daß dieſelbe ein von dem Leibe abgeſondertes Weſen ſey, und dieſes, ohne auf unſre Sinnen Verzicht zu thun, weil die Lehre, welche wir von der Seele haben, nicht den allgemeinen Begriffen widerſtreitet, ſondern bloß der Vernunft verborgen iſt. Wenn wir die Seele mit Augen ſehen und mit Händen greifen könnten, und gewiſſe Lehrer uns alsdenn ſagen wollten, daß dieſelbe eine Geſtalt habe, die der Geſtalt, die wir ſehen und fühlten, gerade entgegen wäre, ſo könnten wir uns mit Recht dagegen ſetzen, und uns auf unſre Sinne berufen. Weil aber die Seele ein Geiſt, und folglich unſichtbar iſt, ſo müſſen wir glauben, was uns davon offenbaret worden. Denn wir können keine Einwendungen dagegen machen, weil wir uns nicht auf die Sinne beruffen können, unter deren Gerichtsbarkeit die geiſtlichen und unſichtbaren Dinge nicht gehören. Dieſes iſt meine Meynung. Anders habe ich nicht geſchrieben, und die Geheimniſſe habe ich allemal ausgenommen. Wenn man ſich ſolchergeſtalt erklärt, ſo hoffe ich, daß ein ehrlicher Ketzer wieder für orthodox kann gehalten werden. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits aus einer langen Erfahrung angemerkt, daß es faſt nicht möglich iſt, von theologiſchen oder philoſophiſchen Materien zu reden, oder zu ſchreiben, ohne gleich allerhand Irrthümer beſchuldiget zu werden. Ich erſehe mit Vergnügen aus Ihrem letzten Briefe, daß Sie mit der Erklärung zufrieden ſind, die ich Ihnen über dasjenige mitgetheilet, was ich in meinen Schriften von den menſchlichen Sinnen angeführet. Ich merke aber auch zugleich, daß Ihnen der Ausdruck anſtößig geweſen, da ich geſagt: daß wir aus der Philoſophie die Immaterialität der Seele, und daß dieſelbe ein von dem Leibe abgeſondertes Weſen ſey, noch nicht demonſtriren können. Sie meynen alſo, daß ich wider die philoſophiſche Orthodoxie angeſtoſſen. Es iſt mir überaus lieb, zu vernehmen, daß Sie mich für kein theologiſches Gericht fordern, ſondern mich nur mit gewiſſen Philoſophen in einen Streit verwickeln wollen. Ich ſage nicht ohne Urſache, mit gewiſſen Philoſophen; denn die meiſten und gründlichen bekennen aufrichtig, daß ſie, je mehr ſie dieſer Materie nachgedacht, deſto weniger davon ergründen können, und daß alſo ihr Nachſinnen ihnen keinen andern Nutzen gebracht, als ſie von ihrer Unwiſſenheit zu überzeugen. Ich meines

Theils

Theils glaube, daß die Seele ein Geiſt, und ein von dem Leibe unterſchiedenes Weſen ſey. Ich gründe aber meinen Glauben auf die Offenbarung, welche dasjenige demonſtrirt, was die Philoſophie allein möglich und wahrſcheinlich machet. Ich geſtehe, daß es der Vernunft ſchwer fällt, zu begreifen, wie eine Materie denken könne. Der große engliſche Philoſophus, Lock, welcher in dem Streit mit Doctor Stillingfleet, die Möglichkeit der Materialität der Seele zuläßt, hat auch zugleich geſtanden, daß ein Menſch nicht begreifen könne, wie eine todte Materie durch die Organiſation lebendig werden, und denken könne. Er ſagt bloß, daß man doch daraus nicht ſchlieſſen könne, daß GOtt, welcher allmächtig iſt, nicht einen gewiſſen Grad der Gedanken und des Begriffs einer Sammlung der Materie geben könne, wenn er es für gut findet. Er ſagt: daß alle Schwierigkeiten, welche dagegen können gemacht werden, aus unſerer Unwiſſenheit und eingeſchrenkten Begriffe herrühreten, wodurch man aber die Allmacht Gottes nicht einſchrenken könne ꝛc. Das Bekenntniß eines ſo anſehnlichen Mannes von der Unbegreiflichkeit dieſer Sache, giebt übrigens der Meynung derjenigen ein großes Gewichte, welche die Materialität der Seele leugnen, wesfalls man ihn auch unter die orthodoxen Philoſophen rechnen kann. Ich trete dieſer Partey gerne bey, und behaupte mit derſelben, daß die Philoſophie uns wahrſcheinliche Beweiſe an die Hand giebt, daß die Seele ein Geiſt ſey, die Demonſtration aber muß alleine aus den geoffenbahrten Worte hergenommen werden. Denn die großen Streitigkeiten, welche desfalls

falls entſtanden, und auch noch nicht beygelegt ſind, zeigen, daß die Sache aus philoſophiſchen Gründen noch nicht entſchieden worden, und daß es daher nothwendig ſey, ſeine Zuflucht zu der Offenbarung zu nehmen. Hier haben Sie mein Bekenntniß von dieſer Sache, welches Sie als ein Theologus nicht tadeln können, weil ich dafür halte, daß dasjenige, wesfalls man ſo lange geſtritten, durch die Lehre Chriſti demonſtrirt worden. Ich habe die Gründe der Philoſophen von beyden Seiten geleſen, und befunden, daß die Argumente derjenigen, welche die Immaterialität der Seele, und das von dem Leibe unterſchiedene Weſen derſelben behaupten, die andern weit übertreffen, welche ſolche mit dem Leibe vermengen, ob ich gleich dabey geſtehen muß, daß verſchiedene Gründe, welche von den erſtern angeführt werden, nicht ſo unüberwindlich ſind, als ſie insgemein ſelbſt vorgeben. Die Kürze des Briefes erlaubt mir nicht weitläuftig zu ſeyn, und ich will daher nur zweene anführen. Herr Bayle, welcher ſonſt in der Philoſophie nicht allzu orthodox iſt, und insgemein die herrſchenden Meynungen zu beſtreiten ſuchet, hat auch unter andern den Dicäarchum widerlegt, welcher ſagt: daß die Seele nichts anders ſey, als ein bloßer Name, und, daß die Kraft, wodurch wir bewegt werden, und wodurch wir urtheilen, ſich durch alle Glieder ausbreite, und davon nicht könne wider geſchieden werden ꝛc. Dieſe Lehre kann durch philoſophiſche Gründe widerlegt werden. Herr Bayle bedient ſich hier eines beſondern Arguments, welches er für unüberwindlich, und ohne Widerrede hält. Er ſagt: Wenn die Seele, wie Dicäarchus

H vorgiebt,

vorgiebt, nicht ein von dem Leibe unterſchiedenes Weſen, und nichts anders, als eine Kraft iſt, welche ſich über alle lebendige Dinge ausbreitet, und alſo nur ein Weſen mit den Leibern ausmacht, die man lebendig nennt; ſo führt er entweder eine Lehre, welche einem Philoſophen unanſtändig iſt, und zeigt, daß er ſelbſt nicht weiß, was er ſagt; oder er behauptet auch, daß dieſe Kraft ſtets mit dem Leibe verbunden ſey. Daraus aber folgt, daß die Kraft zu fühlen und zu erkennen, in den todten Leibern nicht aufhöret, ſondern daß der geringſte Theil des Leibes, nachdem ſolcher durch die Fäulniß davon abgeſondert worden, eine Seele und einen Leib mit ſich nimt. Dieſes Argument iſt indeſſen doch nicht ſo ſtark, daß nicht Dicäarchus noch verſchiedenes darauf antworten könnte. Es ſcheint, daß derſelbe durch die Kraft, welche ſich über alle Leiber ausbreitet, oder dieſelben erfüllet, dasjenige verſtanden, was andere die Seele der Welt nennen, welche todte Leiber lebendig machen, und ihnen nach Maaßgebung der Beſchaffenheit der Leiber, oder wie die Theile derſelben mehr oder weniger künſtlich zuſammen geſetzt ſind, Gefühl und Erkenntniß verleihen kann, welches ſie aus der Erfahrung glauben beweiſen zu können, weil eine Creatur, nachdem ſolche mehrere und beſſere Organa, als eine andere hat, auch mehr Lebhaftigkeit, Begriff und Verſtand beſitzet. Wenn aber die Organa beſchädiget werden, und aus ihrer Ordnung kommen, ſo höret das eine mit dem andern auf, und die Creatur wird gleichſam todt und fühlloß. Aus dieſem Grunde, welcher zwar an ſich ſelbſt falſch iſt, aber doch von

großen

großen Philoſophen angenommen worden, könnte Dicäarchus die Einwendung des Herrn Bayle ſolchergeſtalt beantworten, daß die bemeldete Kraft, oder die Seele der Welt keine Wirkung haben könne, wo ſie nicht in ſolche Leiber wirke, deren Organa in der rechten Ordnung ſind: und wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo folgt es nicht aus dem Lehrbegriff des Dicäarchs, daß ein jedes Stück des Leibes, welches von demſelben abgeſondert worden, ſeine Seele, oder eben dieſelbe Kraft behalten müſſe, welche in dem ganzen organiſirten Leibe, oder in der ganzen Maſchine befindlich iſt, ſondern die Stücke ſind todt, weil die bemeldete Kraft, welche durch Hülfe der Organiſation ganzen Leibern Leben nnd Bewegung giebt, zugleich mit der Entſtehung der Mittel aufhören muß. Meiner Meynung nach triumphirt alſo Herr Bayle zu früh, und pocht zu viel auf dieſes Argument, inſonderheit da man viele beſſere hat, wodurch das Syſtema des Dicäarchus kann beſtritten werden. Das andere Argument, deſſen ſich faſt alle bedienen, wenn ſie beweiſen wollen, daß die Seele ein von dem Leibe unterſchiedenes Weſen ſey, und worinn ſie ſich dergeſtalt verliebt haben, daß ſie es für unüberwindlich anſehen, beſteht darinn: Um zu zeigen, daß der Leib mit aller ſeiner künſtlichen Organiſation kein Leben habe, oder bekommen könne, ſo vergleichen ſie denſelben mit einer Orgel, und die Seele mit einem Organiſten. Sie ſagen: Gleichwie eine Orgel, und wenn dieſelbe auch noch ſo künſtlich eingerichtet iſt, keinen Laut, geſchweige denn eine Harmonie hervor bringen kann, wo ſie nicht von

dem Organiſten gerührt wird: ſo wird auch die Maſchine des Leibes, welche an ſich ſelbſt todt iſt, durch die Seele in Bewegung geſetzt. Dieſes Argument wäre vortreflich, und das Gleichniß ſehr wohl ausgeſonnen, wenn man nicht aus der Erfahrung bemerkt hätte, daß, ſo bald die Organa in einem Leibe beſchädiget werden, und der Leib in eine Verwirrung und Ohnmacht geräth, die Seele auch gleich aufhört zu wirken, und gleichſam mit dem Leibe in Ohnmacht fält, da im Gegentheil der Organiſt, in was für eine Verwirrung und Unordnung auch ſeine Orgel gerathen mag, nichts von ſeiner Wiſſenſchaft in der Muſik verlieret. Niemand darf mich beſchuldigen, als ob ich dieſes blos zu dem Ende anführte, um das Syſtema der Materialiſten dadurch zu beſtärken: Ich habe bloß die Abſicht, zu zeigen, daß man ſowol hier, als in der Theologie bisweilen mit ſolchen Argumenten ſich brüſtet, welche doch bey einer genauen Unterſuchung nicht beſtehen können, und zu nichts anders dienen, als eine gute Sache verdächtig zu machen. Derjenige vertheidigt eine Sache am beſten, welcher wenige, aber kräftige Beweiſe anführet, und da wir andere Beweiſe von der Immaterialität der Seele haben, und die Philoſophie lehret, daß dieſelbe ein beſonders Weſen ſeyn muß, welches dem Leibe das Leben gibt, und ſolchen in Bewegung ſetzt, indem todte Partikuln, wie ſie auch geſammlet, und in welche Ordnung ſie auch geſetzt werden, dadurch kein Leben erhalten können, denn aus nichts kann nichts entſtehen; ſo handelt man nach meiner Einſicht am beſten, wenn man ſich an ein ſolches Argument hält, welches niemand

leicht

Digitized by Google

leicht umſtoſſen kann, wo er nicht zugleich ſeine eigne Philoſophie umſtoſſen will. Man kann ſich auſſerdem auch noch anderer Argumente bedienen, und zeigen, daß, weil die Menſchen nicht allein lebendige, ſondern auch vernünftige Creaturen ſind, und einen freyen Willen haben, eine ſolche Schöpfung nicht zum Mechanißmo gerechnet werden, oder eine Wirkung einer ſubtilen Materie, oder wie ſich andere ausdrücken, des allgemeinen Weltgeiſtes ſeyn könne. Wenn aber alles fehl ſchlägt, und die Materialiſten ſich nicht durch philoſophiſche Gründe wollen überführen laſſen, ſo thut man am beſten, wenn man zu der Offenbarung ſeine Zuflucht nimt, welche uns in dieſem Stücke eine vollkommene Ueberzeugung verleihet. Dieſes iſt der Weg, den ich erwählet, und für den ſicherſten befunden habe, und von dem ich auch nicht glaube, daß er zu einer Ketzerey führet. Denn mein Bekenntniß beſteht darinn: was die Philoſophie wahrſcheinlich macht, das macht die heilige Schrift gewiß. Ich bin ꝛc.

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Bey unſerer letzten Unterredung waren wir wegen der Regierungsform in England nicht völlig einig. Sie ſagten: daß Sie lieber eine mäßige Grafſchaft beſitzen, als über die drey Reiche England, Schottland und Irrland herrſchen wollten, wo man ſich täglich mit einem Parlament herum zu zanken, und allerhand Gefahr zu beſorgen hätte, welche ſich, wie die Hiſtorie zeigte, bisweilen ſo weit erſtreckt, daß die Könige das Leben laſſen, oder das Land räumen müſſen. Ich glaube aber doch, wenn man Ihnen die Wahl lieſſe, ob Sie lieber eine mäßige Grafſchaft regieren, oder eine ſolche Herrſchaft annehmen wollten, Sie würden das letztere vorziehen. Das Amt iſt in der That nicht zu verachten, wobey man 1000000 Pfund Sterling jährlich zur Unterhaltung des Hofes genieſſet. (Denn ſo hoch geht die ſogenannte civile Liſte, und bisweilen noch höher.) Und wo wird man doch jemals ein Amt finden, welches nicht mit Gefahr und Verdruß verbunden wäre. Die Gefahr, worinn die Könige von England ſich befinden, iſt bey weiten ſo groß nicht, als man ſich ſolche insgemein vorſtellet. Die widrigen Fälle, welche das Geſchlecht der ſtuartiſchen Könige erfahren müſſen, können in dieſem Fall nicht zum Beweiſe

dienen,

dienen, weil daran bekannter maſſen die Verfaſſung der Regierung keinen Theil gehabt. Wenn nur ein König in England nicht den Grundſätzen Jacobs des Erſten folgt, ſondern ſich beſtändig vorſtellt, daß die Monarchie durch gewiſſe Geſetze eingeſchränkt worden, ſo iſt er faſt ein abſoluter Monarch. Denn der Unterſcheid unter einem ganz ſouverainen Herrn, und unter einem durch gewiſſe Geſetze eingeſchränkten König von England, beſteht faſt allein darinn, daß, wenn der erſte alles durch ſeine Befehle auszurichten vermögend iſt, ſo erhält der andere alles durch ſeine Vorſtellung. Beyde erreichen demnach ihre Abſicht, wiewol auf eine ungleiche Art. Denn ein König von England, der die Regierungskunſt verſtehet, kann allezeit der meiſten Stimmen im Parlament verſichert ſeyn, und daher alles erlangen, was er begehret. Ein Parlaments-Schluß iſt ihm eben ſo nützlich, wenn derſelbe gleich nicht einhellig abgefaßt worden, und die Subſidien ſind gleich groß, wenn gleich der dritte oder vierte Theil der Parlamentsglieder dagegen proteſtiret. Hauptſächlich aber wird die Macht eines Königs von England, durch folgende zwey Stücke beſtärket. 1) Weil der König freye Macht hat, alle hohe Aemter, Würden und Ehrentitel auszutheilen, ſo iſt er vermögend, ſich Freunde, inſonderheit in dem Oberhauſe, zu erwerben, woſelbſt die königliche Partey insgemein durch ſolche Mittel die ſtärkſte wird. 2) Weil der Hof bey der Wahl der Glieder des Unterhauſes ſich ſtets bemühet, daß ſolche Männer mögen erkohren werden, welche der Partey des Hofes zugethan ſind. Das

Parlament hat zwar ſchon zu verſchiedenen malen getrachtet, den König dieſer beyden Vortheile zu berauben. Man hat geſucht, alle Hofbediente und Penſionairs von dem Parlament auszuſchlieſſen. Man hat auch aufs genaueſte nachgeforſcht, ob jemand Geld gegeben, oder andre Mittel angewandt, um zu einem Deputirten im Unterhauſe erkohren zu werden, und die Stimme einer Stadt oder Provinz zu führen. Das erſte, welches zu Cromwells Zeiten Self Denying genannt ward, iſt oft vorgeſtellt, aber auch jederzeit von den meiſten verworfen worden. Das andre aber hat man für unnütz gehalten, weiter zu treiben, weil es doch nicht möglich ſeyn würde, ſolches zu verhindern. Ich weiß nicht, ob man jemals das Loß bey dieſer Gelegenheit in Vorſchlag gebracht hat. Ich finde wenigſtens nichs davon in der engliſchen Hiſtorie aufgezeichnet. Wenn man aber auf die Gedanken fiele, durch die meiſten Stimmen eine gewiſſe Anzahl Perſonen zu erwählen, und durchs Loß hernach wieder denjenigen auszumachen, der im Unterhauſe ſitzen ſollte, ſo wäre dieſe Sache noch eher möglich. Denn die Hiſtorie zeigt, daß bey den gegenwärtigen Umſtänden, ſo oft der Hof ſich nur Mühe geben will, alles nach deſſen Wunſch ausfällt. Zu den Zeiten Henrichs des VIII. hatte das Parlament eben denſelben Glauben, wie der König, und hielt dafür, daß man zwar die Gewalt des Pabſtes abſchaffen, die Religion des Pabſtes aber beybehalten müſte. Unter der Regierung Eduard des VI. war das ganze Parlament eifrig proteſtantiſch, weil der Hof der Reformation geneigt

neigt war. Unter der Herrſchaft der Königin Maria, ward es wieder eifrig catholiſch, und verfolgte die Proteſtanten aufs äuſſerſte. Endlich bezeugte es unter der Königin Eliſabeth abermals einen eben ſo groſzen Eifer zu reformiren, als es vorher beſchäftigt geweſen war, die Ketzer zu verbrennen. Man ſieht hieraus, was für einen groſzen Einfluſz der Hof in die Wahl der Deputirten hat, und daſz daher ein jeder kluger Regent, durch dieſe beyden Mittel der Stärke und des Beyfalls der Nation ſtets feſt verſichert ſeyn kann.

Bey ſo geſtallten Sachen irren diejenigen, welche ſich einbilden, daſz es unmöglich ſey, eine Souverainität in Groſzbritannien einzuführen. Sie pflegen ſich um ihren Satz zu behaupten, theils auf die Hitze und den Eyfer des Volks in Beſchützung ihrer Freyheit, theils auch auf die betrübten Schickſale zu beziehen, welche einige Regenten erfahren müſſen, die den Engländern dieſe Freyheit zu rauben geſucht haben. Was die Hitze der Einwohner betrift, ſo iſt ſolche zwar groſz und heftig, wiewol nicht allezeit gleich ſtark. Sie iſt wie eine Fieberhitze, welche oft mit der Kälte abwechſelt, und daher iſt die Sache gar nicht unmöglich, wenn ein Regent nur die rechte Zeit in acht zu nehmen weiſz. Wenn man aber, in Abſicht auf die aus einem ſolchen Vorhaben entſtandenen widrigen Folgen, aus dem Exempel Carls des Erſten und Jacobs des II zeigen kann, wie gefährlich es für einen König von England ſey, eine unumſchränkte Macht einzuführen, ſo kann man im Gegentheil, aus dem Beyſpiel Henrich des VII, Henrich des VIII, und

Digitized by Google

Carls des II ſehen, daß es nicht ſchlechterdings unmöglich iſt. Ein ſolches Vorhaben kann überdem noch durch andre Nebenumſtände befördert werden. England iſt in viele verſchiedene Staats- und Religionsſecten getheilt, welche gegen einander mit einem ſo bittern Haſſe eingenommen ſind, daß ſie darüber das gemeinſchaftliche Intereſſe aus den Augen ſetzen. Dieſes kann ſich ein kluger Regent zu Nutze machen, um ſeinen Zweck zu erreichen. Er kann bald der einen und bald der andern Parthey ſich geneigt erzeigen, und bald dieſer bald jener Faction Hofnung zu ſeinem Schutze machen, und ſie ſich dadurch alle verbinden. Er kann ſich auch für die ſtärkſte erklären. Und wenn eine ſolche Parthey nur erſt feſt überführt iſt, daß der Hof mit ihr einſtimmet, und dahin trachtet, ihre Parthey zu beſtärken, und die Gegenfaction zu demüthigen, ſo wird ſie ſich aufs äuſſerſte beſtreben, die königliche Gewalt zu befeſtigen, und immer höher zu treiben. Man hat davon ein ſehr merkwürdiges Exempel an Carl dem II. Denn da derſelbe ſich ſtellte, daß er bloß diejenigen befördern, und in Anſehen bringen wollte, welche der engliſchen Kirche zugethan wären, ſo wirkte er dadurch aus, daß alle diejenigen, welche dieſer Confeßion beypflichteten, ihn aufs äuſſerſte unterſtützten. Man ſprach in einer langen Zeit von nichts anders, als von der obedientia paſſiua, und einem unbedingten Gehorſam, den man den Regenten ſchuldig wäre. Bis es endlich ſo weit kam, daß der König ſich im ſtande ſahe, das Parlament ohne Gefahr aufzuheben, ſeine Leibtruppen zu vermehren, und allen Städten, Societäten und

Aemtern

Digitized by Google

Aemtern zu befehlen, ihre Chartres und Privilegien zu überliefern. Auf die Hitze der Engländer, welche einige als den stärkſten Schutz für die Freyheit des Landes anſehen, iſt nicht viel zu bauen. Denn man bemerkt bey den Engländern nichts als Extremitäten, und man kann verſchiedene Exempel anführen, daß eben daſſelbe Volk, welches mit der äuſſerſten Hartnäckigkeit für den geringſten Artikel der Fundamentalgeſetze des Reichs gefochten, nicht lange nachher mit einem eben ſo groſſen Eifer ſie alle aufgeopfert. Eben dieſelbe Nation, welche Carln den I. aller ſeiner Regalien zu berauben ſuchte, bemühete ſich zu den Zeiten ſeines Sohnes, ihre eigene Freyheit zu unterdrücken, und die königliche Gewalt auf den höchſten Gipfel zu bringen. Es kommt alſo nur darauf an, daß ein König ſich der Geſinnung des Volks, und der Umſtände der Zeiten zu bedienen weiß, ſo kann er dasjenige durch einen Wink ausrichten, was er zu gewiſſen Zeiten mit aller ſeiner Macht nicht zu ſtande zu bringen vermögend iſt. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich ſehe aus ihrem letzten Schreiben mit Vergnügen, daß ſie mit meinem Bedenken über die engliſche Regierung zufrieden ſind; und weil ſie zugleich eine etwas nähere Nachricht von dem Urſprunge des dortigen Parlaments zu haben verlangen, ſo will ich ihnen davon einige Umſtände mittheilen, die ich in der engliſchen Hiſtorie gefunden habe. Ich will mich aber nicht weitläuftig bey dem Zuſtand der Regierung in England unter den älteſten britanniſchen Königen aufhalten. Der groſſe Reichsrath, welcher zu den damaligen Zeiten eingeführt war, und Kif-Rithin hieß, beſtand aus lauter Adelichen, oder ſo genanten Edelins, welche alle groſe Güter im Reiche beſaſſen. Die übrigen Einwohner aber, welche unter dem Namen Villains begriffen wurden, waren davon ausgeſchloſſen. Dieſe Nachricht geben uns die engliſchen Skribenten von der alten britanniſchen Regierung. Meinem Bedünken nach aber iſt dieſes den Zeiten der Angelſachſen gemäſſer, weil die Worte Kif-Rithin und Edelin, ſächſiſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen. Ich übergehe gleichfalls die groſſen Verſammlungen der Stände oder Wittenagemots, unter der Heptarchie oder den 7 ſächſiſchen Reichen. Ein jedes von dieſen Reichen hatte

te ſein eignes Wittenagemot, oder Parlament, und wie Alfred dieſe 7 Reiche zuſammen vereinigte, ſo ward auch aus dieſen ſieben Parlamentern nur eines gemacht, welches nachher aus einer auſſerordentlichen Verſammlung der Stände beſtand. Denn die ordentlichen Verſammlungen, welche zu gewiſſen Zeiten gehalten wurden, hießen Courts de More.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß das engliſche Frauenzimmer in alten Zeiten Sitz und Stimme in dem groſſen Rath gehabt. Denn man findet, daß die Aebtißinn Hilda einmal bey einer geiſtlichen Verſammlung präſidirt. Dieſes währte von den Zeiten der alten angelſächſiſchen Könige an, bis auf Eduard den III. Denn dieſer lud noch die Dames zu den großen Reichstägen, und zwar wie es in dem Einladungsſchreiben heißt: Ad colloquium et tractatum ein.

Unter den normänniſchen Regenten hatte es mit dem Parlamente folgende Beſchaffenheit. Wilhelmus Conqueſtor behielt die ſächſiſche Gewohnheit bey, und ſtellte dreymal im Jahre ein ſo genantes Court de More an. Diejenigen, welche das Recht hatten, Glieder dieſes Raths oder Parlaments zu ſeyn, waren reiche Proprietarien, Erzbiſchöffe, Biſchöffe, Aebte, Grafen, Barons, Ritter, und alle diejenigen, welche verpflichtet waren, dem Könige in den Krieg zu folgen. Die Anzahl war damals nicht groß, weil ein jeder groſſe Ländereyen beſaß; nachdem aber dieſe Güter unter mehrere getheilt wurden, ſo ward auch die Anzahl der Mitglieder des Raths vermehret. Wie weit

ſich

Digitized by Google

ſich aber die Gewalt dieſes Raths oder Parlaments zu den Zeiten Wilhelms und einiger von ſeinen Nachkommen erſtrecket, darüber ſind die Skribenten nicht einig. Denn verſchiedene behaupten, daß die königliche Macht ſehr eingeſchränkt geweſen, andre aber wollen, daß die Könige ganz unumſchränkt regieret. Es ſcheinet übrigens, daß Wilhelmus eine abſolute Gewalt ausgeübet, welche aber unter ſeinen Nachkommen gemäßiget worden. Es iſt daher am ſicherſten, wenn man ſagt, daß das Anſehen und die Macht des engliſchen Parlaments zu den Zeiten des Königs Johannes ſeinen Anfang genommen. Denn weil unter deſſen Regierung ſehr unruhige Zeiten einfielen, ſo ſahe er ſich genöthiget, die königliche Gewalt einzuſchränken, und ſeinen mißvergnügten Unterthanen, um dieſelben zufrieden zu ſtellen, groſſe Freyheiten einzuräumen.

Bis hieher findet man in der engliſchen Hiſtorie nichts von den Gemeinen angeführt, und es ſcheinet alſo, daß dieſelben von den groſſen Reichsverſammlungen gänzlich ausgeſchloſſen geweſen. Man findet bloß, daß den Gemeinen zu den Zeiten Henrichs des III. zugelaſſen worden, 12 Deputirte zu dem Parlament abzuordnen. Denn die übrigen Mitglieder deſſelben waren alle Biſchöffe, Barons, und anſehnliche Proprietarien. Unter Eduard dem III. aber ſiehet man, daß die Gemeinen ordentlich von allen Provinzen gewiſſe Perſonen bevollmächtiget, bey dem Parlament zu erſcheinen. Denn der König ließ einen Befehl an alle Cherifs in England ergehen, daß eine jede Grafſchaft oder Provinz 2 Ritter, eine jede Stadt 2 Bürger, und eine

ne jede groſſe Landſchaft, (Bourg) 2 Einwohner ernennen, und ſolche zu dem Parlamente, welches der König zn Weſtmünſter angeſetzt, abordnen ſollte, um daſelbſt zugegen zu ſeyn, und ihre Einwilligung zu demjenigen zu geben, was die Grafen, Barons, und Pairs des Reichs beſchlieſſen würden. Man ſieht daraus, daß das Unterparlament zu den damaligen Zeiten noch kein Recht gehabt, ſeine Stimme zu geben, ſondern daß die Glieder deſſelben mehr Zuhörer, als Mitglieder des Raths geweſen. Es war alſo hiemit ſo beſchaffen, wie mit den alten Reichstagen in Dännemark, wo die Gemeinen bloß in die Anordnungen des Adels willigten. Jedoch die Gemeinen in England erlangten nicht nur mit der Zeit das Recht, ihre Stimmen zu geben, ſondern die Verſammlung derſelben ward endlich auch ſo anſehnlich, daß die Stärke der Regierung gegenwärtig darauf beruhet. Die zwiſchen dem Könige und dem Adel entſtandenen Streitigkeiten haben den Gemeinen zu ihrem gegenwärtigen Anſehen den Weg gebahnet. Denn wie beyde Parteyen merkten, daß ihnen die Hülfe des Volks unentbehrlich war, ſo bemüheten ſie ſich, die Gunſt der Gemeinen zu gewinnen. Die Könige verſprachen denen, welche ſich zu ihrer Partey ſchlugen, daß ſie das ihnen von dem Adel aufgelegte Joch erleichtern wollten. Der Adel aber verſprach, ſie wider die Könige zu beſchützen. Weil ihnen alſo beyde Parteyen ſchmeichelten, ſo muſten ſie nothwendig an Macht und Anſehen zunehmen. Die Könige merkten, daß ſie bey den Streitigkeiten, welche ſie mit den Baronen des Reichs hatten,

Digitized by Google

ten, den Kürzern zogen, weil die Baronen durch das Volk unterſtützt wurden. Sie faßten daher den Entſchluß, dem Volke, worauf die Stärke des Landes beruhete, immer mehr Gewalt einzuräumen, und es ſolchergeſtalt einzurichten, daß die eine Partey der andern die Stange halten könnte. Sie ſahen dieſes als das einzige Mittel an, die königliche Macht zu beſtärken. Man fand alſo für gut, die Gemeinen dem groſſen Rathe einzuverleiben, und rief zu dem Ende im Anfange das ganze Volk zuſammen. Weil aber dieſe verſammlete Menge eine groſſe Verwirrung verurſachte, ſo ward für rathſam gehalten, daß die Gemeinen einige Deputirte erwählen ſollten, welche im Namen des ganzen Volks zu den wichtigſten Geſchäften des Reichs könnten gezogen werden. Und weil dazu die anſehnlichſten und vernünftigſten Männer ernannt wurden, ſo kamen ſie dadurch in den Stand, nicht nur den Reichsbaronen die Stange zu halten, ſondern dieſelben auch gar zu überwiegen. Und endlich merkten die Gemeinen, daß es den Groſſen mehr um ihre Gunſt, als ihnen um die Gunſt der Groſſen, zu thun war. Die Könige hatten den gröſten Nutzen davon, weil ſie ſich dadurch das ganze Volk nebſt dem geringern Adel verbindlich machten, welcher letztere mit zu den Gemeinen gerechnet wird, und mit ihnen eine Claſſe ausmacht. Dadurch wurden die Groſſen veranlaſſet, alle nur mögliche Mittel anzuwenden, die verlohrne Liebe der Gemeinen wieder zu gewinnen. Sie giengen daher nicht nur aufs freundlichſte mit ihnen um, ſondern ſie vereinigten ſich auch mit ihnen durch Ehe-

bünd-

bündniſſe, und durch andere dergleichen Mittel, und brachten es auch wirklich dadurch bey ihnen ſo weit, daß ſie ſich, nebſt ihnen, der königlichen Macht widerſetzten. König Henrich der VII. welcher die Sache tiefer einſahe, als ſeine Vorfahren, merkte gleich, was dieſe Vereinigung für Folgen haben würde, und war daher auf ein Mittel bedacht, denſelben vorzubeugen. Er befohl daher, daß die Großen, welche ſich insgemein in den Provinzen aufhielten, und ſich durch den täglichen Umgang bey dem Volke beliebt machten, nach Hofe kommen ſollten, wobey er ſich des Vorwandes bediente, daß er ihrer Gegenwart nöthig hätte. Dieſe Staatsmaxime haben ſeine Nachkommen gleichfalls beobachtet. Man ſieht alſo, daß das Parlament ehedem nur aus den Reichsbaronen und Prälaten beſtanden, daß das Unterparlament zu den Zeiten Eduards des III. ſeinen Anfang genommen, ob gleich die Abgeordneten deſſelben den Verſammlungen bloß beywohnten, ohne ihre Stimme zu geben, und endlich, daß die Gemeinen durch die oben angeführten Mittel ihrem Parlament das Anſehen verſchaft, worinnen es noch gegenwärtig iſt. Ich übergehe ſowol die Verrichtungen des Parlaments, als die engliſchen Geſetze, und will nur zum Beſchluß eine alte Anordnung berühren, welche in der däniſchen Hiſtorie angeführt zu werden verdienet. Wie die Engländer bey dem König Canuto Magno anhielten, ſein Kriegsheer wider nach Dännemark zurück zu ſchicken, und dieſer König glaubte, daß es nöthig ſey, ſolches im Lande zu behalten, um die Dänen zu beſchützen, welche von der allgemeinen

Digitized by Google

Maſſacre, die an ihnen begangen worden, noch übrig geblieben waren; ſo verbunden ſich die Engländer, für einen jeden Dänen 46 Marck Silbers zu bezahlen. So oft nachher ein Mord geſchah, ſo unterſuchte man, ob die ermordete Perſon ein Däne, oder ein Engländer ſey, um darnach die Strafe einzurichten, welche in dem erſten Fall am größten war. Dieſe Anordnung ward insgemein Englishire genannt, und währte bis auf die Zeiten Eduard des III. da ſolche erſtlich durch eine Parlamentsakte abgeſchafft ward. Ich bin ꝛc.

Der
ein und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf Ihrem Befehl die Schrift des Mandevils durchgeleſen, welche den Titel führt: Fable of the Bees, oder Fabel von den Bienen. Sie iſt ſinnreich, aber zugleich eben ſo gottlos, als ungegründet. Denn obgleich der Verfaſſer ſeinen Satz durch ſolche Gründe hätte beſtärken können, welche ſchwer zu widerlegen würden geweſen ſeyn; ſo iſt und bleibt es doch allemal ärgerlich und ſtrafwürdig, von der Nothwendigkeit der Laſter zu predigen, und eine Lehre auszuſtreuen, wodurch die Menſchen noch ärger können gemacht werden, als ſie ſchon wirklich ſind. Aber ſeine in dieſer Schrift vorgetragenen Lehrſätze ſind eben ſo thöricht ausgeführet, als ſie an ſich ſelbſt ärgerlich ſind, und können überaus leicht widerlegt werden. Er bauet ſeine ganze Schrift von der Nothwendigkeit der Laſter und Untugenden, auf eine Fabel von den Bienen, folgenden Inhalts: Die Bienen hatten in ihrem Korbe einen großen Ueberfluß an allen Dingen; ſie waren aber auch zugleich in alle Arten der Laſter verſunken. Sie wurden endlich der daraus entſtehenden Unordnungen müde, und baten den Jupiter, ſolchen abzuhelfen. Sie wurden auch ih-

res Wunſches gewähret. Denn Jupiter ließ durch den Mercurium alle Arten der Laſter austreiben, und an deren ſtatt eben ſo viele Tugenden wieder einführen. Hiedurch erhielt die Republik der Bienen gleich eine andere Geſtalt. Der Preiß der Waaren fiel, die Richter und Advocaten hatten nichts mehr zu thun, die Richthäuſer ſtunden ledig, kurz: Handel und Wandel hörte auf, und Künſte und Wiſſenſchaften wurden nicht weiter getrieben. Dadurch gerieth der Bienenkorb in die äuſſerſte Armuth, und die Bienen flogen endlich davon, uud krochen in einen hohlen Baum, wo ihnen von ihrer vorigen Glückſeligkeit nichts übrig blieb, ſondern ſie waren gezwungen, ihre übrige Lebenszeit in einer beſtändigen Tugend und Armuth hinzubringen. Hierüber macht der Verfaſſer nun eine weitläuftige Erklärung, und bemühet ſich zu zeigen, daß die Laſter zur Erhaltung und zum Wohlſtande einer Societät nöthig ſind. Es würde zu weitläuftig fallen, alle diejenigen Gründe anzuführen, wodurch derſelbe dieſen ärgerlichen und paradoxen Satz zu beſtätigen ſucht. Ich will nur ein Argument anführen, woraus man auf die übrigen einen Schluß machen kann. Er ſagt: Die Dieberey hat auch ihren Nutzen, und wenn jemand einem reichen und dabey geizigen Mann 1000 Pfund ſtiehlt, ſo verſchaft er der Societät dadurch einen eben ſo großen Vortheil, als wann ein Erzbiſchof den Armen eine eben ſo große Summe ſchenket. Denn das Geld kömmt auf beyde Art unter die Leute, und bringt eine Societät in Bewegung.

Nun iſt es freylich an dem, daß eine Stadt, wie London und Amſterdam, welche Städte wegen ihres Handels und Reichthums, und wegen der Menge ihrer Einwohner, für blühend gehalten werden, ihr Anſehen verliehren, nicht aber, wie der Bienenkorb, in Armuth gerathen würden, wenn der Geiz, die Wohlluſt und der Neid ꝛc. auf einmal aufhörten. Aber die Frage iſt: Ob die Stadt dadurch ärger werden würde, und ob die Societät könne blühend genannt werden, worinn gewiſſe Bürger große Reichthümer und Schätze ſammlen, die ihnen zur Laſt ſind, und andere hingegen in der äuſſerſten Armuth leben. So iſt der Zuſtand überhaupt in allen ſo genannten florirenden Städten beſchaffen, welche als ein Zierrath der Welt angeſehen werden. Denn alle Einwohner leben in einer beſtändigen Knechtſchaft, und in einer unaufhörlichen Bekümmerniß. Die Reichen werden durch die Furcht, und die Armen durch den Neid geplagt, und man weiß nicht, ob man diejenigen, welche zu viel, oder welche zu wenig haben, am meiſten beklagen ſoll. Findet man in reichen und mächtigen Städten mehrere Kunſtſtücke und prächtigere Gebäude, ſo findet man auch mehrere öffentliche Gerichtsſtätten. Wir wollen uns zwo Societäten vorſtellen, von welchen die eine aus den alten Eſſäern, Gymnoſophiſten ꝛc. die andere aber aus ſo genannten tüchtigen Bürgern beſtehen ſoll, dergleichen nun in den anſehnlichſten europäiſchen Städten angetroffen werden. In der einen Societät wird man vernünftige Menſchen in kleinen

Hütten und ſchlechten Kleidern antreffen, in der andern aber wilde und ſchädliche Thiere, welche ſchön von auſſen gleiſſen. Die erſten ſind ein Zierrath in den Augen eines Philoſophen, die andern aber wie ein verfaulter Kern unter einer ſchönen Schale. Man muß den Zuſtand der Menſchen nicht nach dem äuſſerlichen Anſehen beurtheilen. Der Reichthum, die Gebäude und Kunſtſtücke, der Handel und verſchiedene Wiſſenſchaften, legen vielmehr einen Beweis von der Unglückſeligkeit und dem Elend der Menſchen ab. Eine befeſtigte Stadt zeigt, daß man ſich für den Feind fürchte. Viele Wiſſenſchaften, die mit Fleiß getrieben werden, rücken den Menſchen ihre Eitelkeit vor, und ein jedes prächtiges Rathhaus in einer Stadt iſt wie ein Fehler und Geſchwür an einem Leibe. Denn ſiehet man auswärts Vergüldungen, Marmor, Bildhauerarbeit, und andere Zierrathen; ſo findet man inwendig Folterbänke, Gefängniſſe und dergleichen, woraus erhellet, daß die Stadt überhaupt nicht viel taugt. Ich weiß ſchon, was man hier gegen einwenden kann, nämlich, daß alles dasjenige, was ich ſo gering ſchätze, doch bey den gegenwärtigen Umſtänden des menſchlichen Geſchlechts nützlich und nöthig ſey, und daß eine jede Societät, welche die angeführten Eitelkeiten wollte fahren laſſen, mit leichter oder gar keiner Mühe von ihren mächtigen Nachbaren würde unterdrückt werden. Denn man bauet Schiffe und Flotten, um damit Handlung zu treiben; man treibt Handlung, um damit Reichthum zu erwerben: man ſammlet Schätze, um dadurch in

Kriegs-

Kriegszeiten Truppen anzuwerben; und man befeſtiget Städte, um nicht überrumpelt zu werden. Es iſt alſo dieſes alles nothwendig, und man kann daher ſagen, daß der Wohlſtand und die Sicherheit einer Societät bey den gegenwärtigen Umſtänden durch Laſter und Eitelkeiten befördert werde. Man kann aber darauf zweyerley antworten. Ich verſtehe zuförderſt hierdurch nicht eine Societät inſonderheit, ſondern alle und jede überhaupt. Es iſt die Frage nicht, ob es rathſam ſey, auf den Reichthum und diejenigen Mittel Verzicht zu thun, wodurch man Schätze ſammlen kann, und durch eine freywillige Armuth eine Societät dergeſtalt zu ſchwächen, daß dieſelbige unartigen Leuten zur Beute werden muß. Es iſt die Frage nicht, ob es rathſam ſey, ſich den Räubern unbewafnet darzuſtellen! ſondern es iſt die Rede allein davon, ob die Laſter und Untugenden überhaupt den Wohlſtand und die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts befördern, welches man keinesweges behaupten kann. Denn wenn alle Societäten die Fehler und Laſter verbannten, ſo würde dasjenige, was nun bey dem verderbten Zuſtande des menſchlichen Geſchlechts für einen Wohlſtand gehalten wird, in ein Unglück verwandelt werden, und dasjenige, was man nun einen Zierrath nennet, würde ſodann ein Uebelſtand ſeyn. Es iſt alſo thöricht, die Laſter überhaupt für nothwendig auszugeben, welches der Satz des Hrn. Mandevils zu ſeyn ſcheinet. Geſetzt aber, daß er einwendete, daß dieſes nicht ſeine Meynung ſey, ſondern daß er ſeinen Satz al-

 lein

kein auf den verderbten Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts gründe, und es folglich nöthig ſey, mit den Wölfen zu heulen, mit den Dieben zu ſtehlen, und mit den Räubern zu rauben; ſo kann man, um ſich ganz genau an ſeinen Satz zu binden, darauf 2) antworten, daß eine Societät ohne Fehler und Laſter ſich nicht nur ſehr gut gegen andere beſchützen, ſondern auch in einem beſtändigen Flor, Sicherheit und Freyheit leben könne. Der lacedämoniſche Geſetzgeber, Lycurgus, hat durch ſeine Stiftung gezeigt, daß ein Land ohne ſolche Laſter, von deren Nothwendigkeil Mandeville prediget, nicht allein gegen andre ſich beſchützen, ſondern auch anſehnlich werden könne. In Lacedämon bekümmerte ſich niemand, Güter zu ſammlen, weil ſolche von keinem Nutzen waren. Aus der Verachtung des Geldes floſſen viele andere gute Folgen her. Dadurch wurden die Streitigkeiten und Proceſſe, die Mißgunſt, der Haß, und andere Laſter ausgerottet. Kurz, die Stadt war ganz nicht nach dem Catechiſmo des Herrn Mandeville eingerichtet, und war alſo auch nach ſeinem Begriffe, von keiner Wichtigkeit. Jedoch ſo arm und unerfahren ſie auch in vielen Künſten und Wiſſenſchaften war, ſo beſchützte ſie ſich nicht nur wider ihre Nachbarn, ſondern ward auch als eine Königinn unter allen griechiſchen Städten angeſehen. Weil die Lacedämonier keine Begierde blicken lieſſen, die Gränzen ihres Staats zu erweitern, ſo blieben ſie nicht allein von ihren Nachbarn unangefochten, ſondern die andern griechiſchen Städte nahmen ſie auch bey

ihren

ihren Streitigkeiten zu Richtern an. Lacädemon ward alſo als ein gemeinſchaftliches Tribunal für ganz Griechenland angeſehen. Was hätte wol die andern Griechen bewegen ſollen, die Lacedämonier anzugreifen, welche der Herrſchſucht, dem Reichthum, und andern dergleichen Dingen entſagten, die allein vermögend ſind, Krieg und Feindſeligkeiten zu erwecken. Und wenn einer ja Luſt bekommen hätte, die Stadt anzugreifen, ſo würde er bey der Annäherung tapfere und ehrliebende Bürger vorgefunden haben, welche alle, bis auf Kinder und alte Leute willens waren, ſich für die Republik aufzuopfern, und mit dem Schwerdte in der Hand zu ſterben. Ja man hätte durch die Eroberung der Stadt nichts anders gewonnen, als einige kleine Häuſer und Hütten, oder etwas weniges an Kupfermünze, welche allein anſtatt der goldenen und ſilbernen Münzen im Gebrauche war. Die Stadt war alſo ihrer Armuth, ihrer Unwiſſenheit in den meiſten griechiſchen Wiſſenſchaften, und ihres Mangels an äuſſerlicher Pracht ungeachtet, dennoch anſehnlich, blühend, ſtark und faſt unüberwindlich. Sie war wegen der obenangeführten Urſachen ſicher für auswärtige Feinde, weil niemand dieſelbe weder angreifen wollte noch konnte. Sie war auch für innerliche Unruhen ſicher, weil keine Gelegenheit zu Streitigkeiten vorhanden war. Sie war wegen ihrer Unpartheylichkeit und Redlichkeit in einem großem Anſehen, und hatte ſich die Herrſchaft über die Griechen erworben, bloß weil ſie dieſelbe verachtete. Eine ſolche Societät kann mit Rechte blühend ge-

 nannt

nannt werden. Und dieſer Zuſtand währte einige 100 Jahre, bis endlich die Lacedämonier anfingen, die Fußſtapfen ihrer Väter zu verlaſſen, und den Laſtern die Thore zu öfnen, deren Nothwendigkeit Herr Mandeville zur Macht und zum Anſehen eines Staats erfordert. Denn die Stadt ward nicht eher klein, bis ſie den Vorſatz faßte, groß zu werden. Man ſieht hieraus, daß die Lehre des Hrn. Mandeville, von der Nothwendigkeit der Laſter zur Aufnahme eines Staats eine ungegründete und paradoxe Meynung ſey. Eben dieſelben Tugenden, welche Lacedämon, Sicherheit, Wohlſtand und Anſehen erworben, können eine gleiche Wirkung in andern Societäten haben, ja noch mehrern Nutzen ſchaffen, wenn die Einrichtung gründlicher gemacht wird, als von dem Lycurgo geſchehen. Ich geſtehe gerne, daß verſchiedene Künſte und Wiſſenſchaften mit den Fehlern und Laſtern gänzlich in die Vergeſſenheit gerathen würden. Die Zankſucht und die Streitigkeiten de meo et tuo, haben den Grund zu der Rechtsgelahrheit gelegt, und dieſelbe in die Höhe gebracht. Das unordentliche Leben der Menſchen, welches allerhand Krankheiten verurſachet, hat die Medicin befördert. Die Gewalt und Bosheit hat uns gelehrt, Feſtungen anzulegen, und Städte zu fortificiren, und treibt die mathematiſchen Wiſſenſchaften noch täglich höher. Der Hochmuth hat prächtige Palläſte, Kirchen und Hoſpitäler gebauet, und uns die Architectur kennen gelernet. Der Geiz hat uns in der Schiffahrt unterwieſen, und uns nicht nur gezeigt, wie man

Schiffe

Schiffe bauen müſſe, ſondern uns auch eine Erkenntniß von weit entlegenen und unbekannten Nationen zuwege gebracht. Man kann aber darauf antworten, daß alle dieſe Herrlichkeiten nur in der bloſſen Einbildung beſtehen, und daß der Nutzen derſelben ſich bloß auf eine gewiſſe Art der Nothwendigkeit gründe, welche verſchiedene böſe Neigungen der Menſchen erpreſſet. Denn wenn die Laſter aufhörten, ſo würden dieſe Wiſſenſchaften und Künſte in ein bloſſes Geſchwätz, und in Sachen von nicht der geringſten Bedeutung verwandelt werden. Sobald z. E. die Streitigkeiten aufhörten, ſo wurde der Preiß, den man auf die Rechtsgelahrtheit ſetzt, wegfallen, und was wäre es denn für ein Unglück, wenn einige hundert Advocaten in eben ſo viele Ackersleute verwandelt würden. Eben daſſelbe kann man auch von andern Wiſſenſchaften ſagen. Wenn die Krankheiten, die aus einem unordentlichen Leben herkommen, aufhörten, ſo würde es eine Thorheit ſeyn, ſich mit einem ſolchen Eyfer auf die Medicin zu legen. Eben dieſelbe Beſchaffenheit hat es auch mit der Fortification und Baukunſt, welche keine Künſte mehr bleiben würden, ſobald man der Feindſeligkeit, dem Hochmuth und der Eitelkeit entſagte. Was die Schiffarth betrift, ſo iſt es allerdings angenehm, ſich dadurch eine Erkenntniß von fremden und weit entlegenen Nationen zu erwerben, und daher kann dieſe Wiſſenſchaft niemals für unnütz und überflüßig gehalten werden. Dieſelbe würde deswegen in dem unſchuldigen Stande, den ich

mir hier vorſtelle, auch nicht aufhören. Man könnte fortfahren, nach fremden Orten zu ſegeln, blos um eine Nachricht davon zu erwerben, und dieſes würde auch nur die einzige Abſicht ſolcher Reiſen ſeyn: im Gegentheil, daß man nun nur lediglich darauf bedacht iſt, ſich zu bereichern, und unnöthige, ja oft der menſchlichen Geſundheit ſchädliche Waaren mit nach Hauſe zu bringen, da doch die Natur ein jedes Land mit nöthigen und ſolchen Producten ſehr reichlich verſehen hat, welche den Einwohnern am dienlichſten ſind. Endlich iſt hierbey noch zu merken, daß, wenn die Menſchen von unnützen Beſchäftigungen befreyet, und die Wiſſenſchaften vermindert würden, ſo würde man in den wichtigſten Wiſſenſchaften, die annoch übrig blieben, deſto beſſer fortkommen. Die Wiſſenſchaften, welche man alsdenn in einem ſolchen unſchuldigen Stande annoch treiben dürfte, würden die Theologie, die Phyſick, die Sternkunde, der Ackerbau und einige andere ſeyn, welche das Vergnügen des Gemüths befördern, und zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, wie auch zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit dienen. Man würde auf ſolche Art gründlichere Gottesgelehrten und Naturkündige haben, als die gegenwärtigen nun ſind, oder jemals werden können. Die ganze Erde, worvon ein groſſer Theil wegen andrer Beſchäftigungen der Menſchen und wegen des Mangels an Ackersleuten ungebauet lieget, würde in einem Garten verwandelt werden, und mehrere und beſſere Früchte tragen. Kurz, da man itzt gar zu viele Halbgelehrte antrifft, ſo würde

würde man alsdenn in einigen Wiſſenſchaften grundgelehrte Männer antreffen. Und diejenigen, welche nun kaum das äuſſerſte einer Sache berühren, wurden ſodann in das innerſte derſelben dringen. Wenn man dieſes alles überlegt, ſo findet man, daß die Catechiſation des Herrn Mandeville übel gegründet und thöricht iſt, und wenn er die Arzneykunſt nicht beſſer, als die Moral verſtehet, ſo iſt es gefährlich, ſich ſeiner Cur zu unterwerfen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
zwey und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Es iſt mir überaus angenehm, daß ſie in dem Stück mit mir einerley Meynung ſind, daß man eine Sache vorher aufs genaueſte überlegen, und ſo viel nur immer möglich, unpartheyiſch unterſuchen müſſe, ehe man darüber ein Urtheil fället, oder derſelben Glauben beylegt. Sie ſchreiben, daß ſie dieſes von je her zu thun gewohnt geweſen. Weil aber ein jeder, mit dem ich zu reden die Ehre habe, eben daſſelbe ſagt, und nichts deſtoweniger bey dem einmal angenommenen Satz beharret, ſo kann ich nicht glauben, daß die Unterſuchung nach der Vorſchrift einer geſunden Philoſophie angeſtellt worden. Denn dieſelbe befiehlt, alle Vorurtheile, welche einem durch die Erziehung und Unterweiſung beygebracht worden, an die Seite zu ſetzen, und ſodann erſtlich zu der Unterſuchung einer Sache zu ſchreiten. Daß aber dieſes nicht geſchiehet, ſolches zeigt die tägliche Erfahrung. Denn obgleich ein jeder vorgiebt, daß er die Wahrheit mit groſſem Fleiße, und mit aller nur möglichen Unpartenlichkeit unterſuchet, ſo bleibt doch ein jeder bey der Religion, welche an dem

Orte

Orte herrſchet, wo er geboren worden. Ja ich glaube, wenn in einem jeden Lande eben ſo viele Religionen als Kirchſpiele wären, ſo würde ein jeder eben dieſes Bekenntniß ablegen, und ſich doch zu dem Glauben ſeines Kirchſpiels halten. Ich glaube, daß die meiſten hierinn aufrichtig verfahren, und daß ſie ſelbſt in dieſem Stücke von ihrer Unparteylichkeit überzeugt ſind, mit welcher ſie die Sache unterſucht haben. So lange aber jemand ſich nicht bemühet, die von der Erziehung übrig gebliebenen Begriffe zu dämpfen, und ſich vorher nicht ſelbſt unterſucht, und kennen lernet, ehe er zu der Unterſuchung der Wahrheiten ſchreitet, die er glauben ſoll, ſo lange kann er ſich von ſeinem Vorhaben keinen guten Ausgang verſprechen. Denn die alte Falte muß vorher eben gemacht werden, ehe man eine neue zu legen vermögend iſt, und die alten Vorurtheile müſſen zuförderſt verbannet werden, ehe die Wahrheit Platz greifen kann. Dieſes aber wird von den Menſchen insgemein aus der acht gelaſſen. Sie ſuchen bloß ſolche Gründe aufzutreiben, welche zur Befeſtigung des Glaubens dienen, den ſie von ihren Vätern und Vorfahren empfangen haben. Sie bemühen ſich die Einwürfe abzulehnen, welche dagegen können gemacht werden, und nehmen alles, was zu ihrem Zwecke dienet, auch wenn es nur wahrſcheinlich iſt, dennoch für eine Demonſtration, und für eine ausgemachte Sache an. Sie berühren zwar die Gründe ihrer Gegner, jedoch in keiner andern Abſicht, als um dieſelben zu widerlegen. Sie laden andere, welche mit ihnen nicht übereinſtim-

ſtimmen, zu einem Religionsgeſpräche ein, jedoch mit dem Vorſatz, der Gegenpartey nicht das allergeringſte einzuräumen. Wenn ſolche Einwürfe auf die Bahn gebracht werden, die ſchwer zu beantworten ſind, ſo ſuchen ſie ſich durch Diſtinctionen zu helfen, und geben alſo aufs deutlichſte zu erkennen, daß ſie durch dergleichen freywillige Unterredungen und Conferenzen, ſich nicht eine größere Erkenntniß zu erwerben, ſondern bloß ihre Gegner aufzuhalten, und die Ausbreitung der gegenſeitigen Sätze zu verhindern ſuchen. Es bezeugt zwar eine jede Parthey, ehe die Diſputation ihren Anfang nimt, daß die unpartheyiſche Unterſuchung der Wahrheit der einzige Zweck ihrer Unterredungen ſey. Der Ausgang aber zeigt, daß eine jede Parthey nur darauf bedacht iſt, ihre alten Sätze unbeſchädigt zu erhalten, und ein jeder glaubt, den Sieg erhalten zu haben, weil er ſeinem Gegner einigermaſſen Widerſtand zu thun vermögend geweſen. Die meiſten Menſchen wollen alſo entweder nicht von ihren angenommenen Meynungen abweichen, weil ſie denenſelben einmal beygepflichtet, oder ſie ſind auch nicht im Stande, dieſes zu thun, und zwar wegen der ſtarken Wirkung der Erziehung und des Unterrichts in der Jugend, wodurch allen andern Betrachtungen, die dem einmal erlangten Begrif widerſtreiten, der Eingang verſchloſſen wird. Die meiſten vermengen in dieſem Fall die Eigenſchaft eines Richters und eines Advocaten mit einander. Ein Advocat ſucht die ihm aufgetragene Sache auf alle nur mögli-

che

Digitized by Google

che Art zu vertheidigen. Er ſammlet alle Argumente ſie mögen viel, oder wenig beweiſen, zuſammen, um die Sache ſeines Principals zu beſtärken, und ſeinem Gegner Abbruch zu thun, und vertieft ſich endlich dergeſtallt in dieſe Beſchäftigung, daß, da er im Anfange die Schwäche ſeiner eignen Sache, und die Stärke der Gründe des Gegners nicht einſehen wollen, er dieſelbe nachher nicht mehr einſehen kann. Ein Richter aber geht ganz kaltſinnig in das Richthaus, und ſieht nicht auf den Stand und die Eigenſchaften der ſtreitenden Perſonen. Es iſt ihm gleich viel, wer gewinnt oder verlieret. Er ſucht nur aus der Beſchaffenheit und dem Vortrag der Sachen die Wahrheit heraus zu bringen, und ſein gröſtes Vergnügen beſteht darinn, wenn man von ihm ſagt: daß er ein unparteyiſches Urtheil gefället: Hier verhält es ſich auf eben dieſelbe Art. Die meiſten Lehrer vertheidigen die Religion mehr, als daß ſie ſolche lehren und vortragen ſollten, und ſind mehr den Advocaten als den Richtern ähnlich, ob ſie gleich nicht nur behaupten, ſondern auch wirklich ſelbſt glauben, daß ſie vollkommene Lehrer ſind, und die Wahrheit ohne alle Partenlichkeit unterſuchen. Ich bitte Sie, mein Herr, dieſes genau zu überlegen, und da ſie ſich vorgenommen haben, ein Freund der Wahrheit zu ſeyn, welcher Vorſatz nicht genug kann geprieſen werden; ſo rathe ich, daß Sie ſich vorher ſelbſt wohl prüfen, und unterſuchen, welche Begriffe ihnen durch die Erziehung, und durch die Unterweiſung beygebracht worden. Wenn Sie merken, daß Ihnen dieſelben in der Unterſuchung der

Wahrheit hinderlich ſind, ſo räumen Sie, ehe Sie zur Unterſuchung ſelbſt ſchreiten, und ſich auf den Weg zur Wahrheit begeben, alle ſolche Steine des Anſtoſſes aus dem Wege. Man muß in dieſem Stücke dem Beyſpiel der Ackersleute folgen. Dieſelben reinigen die Aecker vorher, ehe ſie die Saat ausſtreuen, damit ſolche deſto beſſer hervorkeimen, und das Korn zu ſeiner völligen Größe gelangen möge. Ich bin ꝛc.

Der drey und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß Sie vor kurzer Zeit des Tillemonts Hiſtoire des Empereurs durchgeleſen, und eröfnen mir zugleich Ihr Bedenken, ſowol über den Verfaſſer ſelbſt, als auch über die römiſchen Kayſer, welche unter dieſen Ihnen die beſten und preiswürdigſten zu ſeyn ſcheinen. Ich bin mit Ihnen in ſo weit einig, daß der Verfaſſer ſeine Geſchichte mit großem Fleiße abgefaßt. Mir ſind aber inſonderheit die harten und unmenſchlichen Urtheile anſtößig, welche er über verſchiedene römiſche Kayſer fället, die von ihm, ungeachtet ſie unter den Sterblichen als helle Lichter geglänzet, dennoch mit einer unverſchämten Dreiſtigkeit zur Hölle verdammet werden, und zwar aus keiner andern Urſache, als weil ſie ſich in der Religion eifrig bezeige, worinn ſie waren erzogen worden. Wenn er die fruchtbaren Tugenden eines Trajans, eines Antonins, und andrer erzehlet, ſo ſchließt er insgemein, mit dieſer Sentenz: Dem allen ungeachtet aber, müſſen ſie doch ewig in der Hölle brennen, weil ſie keine Chriſten geweſen. Durch ſolche Urtheile macht man ſich des Namen eines Menſchen, geſchweige denn eines Chriſten, unwürdig. Die Regenten aber verlieren

dadurch nichts, indem Gott ſein Urtheil nicht auf den Atteſt eines franzöſiſchen Abts gründet, ſo wie das Frauenziumer ganz wol in den Himmel kommen kann, wenn Mahometh demſelben gleich die Thüre des Paradieſes verſchlieſſet. Was ihre Gedanken betrift, die Sie von den römiſchen Kayſern hegen, ſo dünkt mich, daß ſie von einigen Kayſern nur kaltſinnig urtheilen, welche doch, meiner Meynung nach, an die Spitze der übrigen verdienen geſtellt, und vor allen andern hervor gezogen zu werden. Viele Regenten und große Männer ſind mehr oder weniger berühmt worden, nachdem ihnen die Zeiten mehr oder weniger gewogen gewesen, und nachdem ihre Geſchichte von mehr oder weniger billigen und vernünftigen Skribenten abgefaßt worden. Man kann hieher ziehen, was Salluſtius ſagt: Quia prouenere ibi magna ſcriptorum ingenia, athenienſium facta pro maximis celebrantur. Von dem Kayſer Probo wird nicht viel erzählt, und der Name dieſes Herrn iſt daher faſt unbekannt. Den Diocletianus mahlen die Skribenten aufs gehäßigſte ab, und rechnen ihn unter die ärgſten Tyrannen. Wenn die Hiſtorie des erſten von einem Livio oder Tacito wäre beſchrieben worden, ſo würde man viel erhabnere Gedanken von ſeiner Perſon hegen, und wenn der letztere nicht aus einem blinden Eyfer zu der Religion ſeiner Väter eine ſolche Strenge gegen die Chriſten hätte blicken laſſen, ſo würden die Nachkommen ein ganz anderes Urtheil von ihm fällen. Ich habe bereits an einem andern Orte den Fehler bey unſern Kirchenſkribenten angemerkt, daß ſie es

gleich-

gleichſam für eine Pflicht halten, alle diejenigen anzuſchwärzen, welche ihrem Glaubensbekenntniſſe nicht beypflichten, da ſie ſich doch vor allen andern durch unpartheyiſche Urtheile hervor thun und die Tugend rühmen ſollten, wo ſie dieſelbe anträfen. Der Kayſer Probus fand das Reich bey dem Antritt ſeiner Regierung in einem verwirrten Zuſtande, und hinterließ daſſelbe blühend und glücklich. Er hatte die Regierungskunſt vollkommen inne, und in der Kriegserfahrenheit übertraf er alle ſeine Vorfahren. Zum wenigſten hat niemand in einer kurzen Zeit ſo groſſe Unternehmungen zu ſtande gebracht. Er war ſehr gnädig und großmüthig, und übte die Tugend in einem ſolchen Grad aus, daß er von allen geliebt und geehrt ward. Sein Leben ſtimmte mit ſeinem Namen Probus vollkommen überein. Denn die Frömmigkeit war ſein Hauptcharacter. Das Kriegsheer, welches ſo unbändig und unregierlich war, ward von ihm im Zaume gehalten, und nichts deſtoweniger liebte daſſelbe dieſen Herrn ungemein. Er dämpfte alle Rebellionen unverzüglich, und mit einer großen Klugheit. Er befreyete gleich bey dem Anfang ſeiner Regierung Gallien von der Herrſchaft einiger barbariſchen Völker. Er nahm denenſelben 70 große Städte ab, und ſetzte ſie in eine ſolche Furcht, daß ſich neun Könige zu ſeinen Füſſen niederwurfen, und alle Städte in Gallien ihm goldne Kronen entgegen trugen. Ich finde keinen ſo prächtigen Umſtand in der Hiſtorie des Cäſars. Auf eben dieſelbe Art brachte er auch alle andere Völker zum Gehorſam, welche das römiſche Kay-

 ſer-

ſerthum beunruhigten. Wie die hochmüthigen Perſer von ſeinen Thaten Nachricht erhielten, ſo wurden ſie ſo beſtürzt, daß ihr König Varanes der II. unverzüglich eine Geſandtſchaft an ihn abfertigte, um den Frieden zu erbitten. Die Geſandten trafen den Probus auf der Erde ſitzend, und bey der Mahlzeit an, welche aus nichts weiter, als aus gekochten Erbſen beſtand. Er wies ihnen ſeinen kahlen Kopf, und ſagte, daß er Perſien innerhalb einer kurzen Zeit eben ſo kahl machen wolte, wenn ihr König ſich nicht bald eines beſſern beſinnen würde. Die Geſandten gaben ihrem Könige von allem Nachricht, was ſie geſehen und gehöret hatten, und derſelbe ward dadurch ſo niedergeſchlagen daß er dem Kayſer alles einräumte, was er verlangte. Kurtz, er regierte ſechs Jahre mit einem ſolchen Anſehen, daß keine Nation ſich ferner gegen das Kayſerthum auflehnen durfte, an ſtatt daß ſolches vorher von allen war überſchwemmet worden. Nachdem er den Frieden allenthalben befeſtiget, ſo hielt er das Kriegsvolk zu allerhand nützlichen Arbeiten an, er verſahe die leer gewordenen und verlaſſenen Städte mit neuen Einwohnern, und verwandelte, indem er allenthalben Bäume und Weinberge pflanzte, ganze unfruchtbare Länder in die ſchönſten Gärten. Der Kayſer Julianus bezeugt, daß er ſiebzig Städte theils wieder zu ihrem vorigen Flor verholfen, theils ganz von neuen angelegt, und erbauet. Hieraus erhellet, daß er einen größeren Namen in der Hiſtorie verdiene, als er wirklich hat. Dem Diocletian hat man keine Stelle unter den guten Regenten

ten eingeräumet, ungeachtet man mit Erlaubniß des Lactantius, und andrer Kirchenſkribenten ſagen kann, daß er den allerbeſten beygezählt zu werden verdienet. Einige Dinge, welche man ihm zur Laſt legt, zeugen vielmehr von ſeinem großen Verſtande, und von ſeiner herrlichen Einſicht. Vor ſeinen Zeiten war es etwas ſeltenes, daß ein Kayſer eines ordentlichen Todes ſtarb. Denn ſie wurden meiſt alle von den Leibtruppen ermordet. Dieſem Uebel aber ſuchte Diocletianus durch eine gedoppelte Anordnung vorzubeugen. Er nahm zuförderſt einige Mitgehülfen in der Regierung an, und begegnete denſelben ſo freundlich und liebreich, daß ſie ihn als ihren Vater anſahen. Das Kriegsvolk ward dadurch abgehalten, ſich an einem von dieſen vereinigten Kayſern zu vergreifen, wo ſie dieſelben nicht alle zugleich umbringen konnten, welches ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich war. Die andere Staatsmaxime beſtand darinn, daß er die Anzahl der Leibtruppen verminderte, wodurch der Uebermuth derſelben fiel, und ihre Macht geſchwächt ward. Die Regierung ward alſo aus einer militäriſchen Demokratie in eine Monarchie verwandelt, und er ſowol als ſeine Nachkommen haben eine geraume Zeit in aller Sicherheit regieret. Ob er gleich drey Kayſer auf einmal erkläret, ſo wuſte er dieſelben doch in einer ſolchen Ehrfurcht gegen ſich zu erhalten, daß Galerius, da derſelbe einmal in einem Treffen wider die Perſer einen Fehler begangen hatte, eine ſolche Furcht für den Diocletian hatte, daß er ſeinem Wagen, wie der geringſte Unterthan, zu Fuße folgte. Im Kriege war er ſo

Digitized by Google

glücklich, daß er ſich im Stande ſahe, das mächtige perſiſche Reich zu einer römiſchen Provinz zu machen. Er fand aber für gut, es allein bey der Abtretung von vier Provinzen bewenden zu laſſen. Kein Kayſer hat mehrere und nützlichere Anordnungen gemacht. Und da er endlich Alters und Schwachheits halber nicht mehr vermögend war, der Regierung mit der gewöhnlichen Munterkeit vorzuſtehen, ſo legte er das Regiment nieder, und führte neun Jahr ein philoſophiſches Leben. Ich hoffe, wenn Sie dieſes alles zu überlegen geruhen, ſo werden Sie Ihr Urtheil ändern. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der vier und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe neulich die bewuſte Schrift durchgeleſen, welche in der deutſchen Sprache geſchrieben worden, und von der Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt, und andern wichtigen Dingen handelt. Der Verfaſſer hat für gut befunden, ſeine Sätze in Geſtalt eines Geſprächs vorzutragen. Das ganze Werk beſteht aus einigen Fragen, und ſcheinet mehr einigen hin und wieder zuſammen geraften Sätzen, als einer ordentlich und gründlich ausgeführten Schrift ähnlich zu ſeyn. Der Verfaſſer aber hätte dieſer Mühe überhoben ſeyn können, indem dieſer Satz ſchon vor langer Zeit von andern vorgetragen, und auch bereits hinlänglich widerlegt worden. Man ſtreitet gegenwärtig nur noch darüber, ob die Welt aus nichts hervorgebracht worden, oder ob ein gewiſſes Chaos oder eine unförmliche Materie bereits vorhanden geweſen, welcher Gott die Geſtalt beygeleget, die wir nun an der Welt wahrnehmen. Diejenigen welche das letzte behaupten, gründen ihren Satz auf das bekante philoſophiſche Axioma, Ex mihilo nihil fit. Man hat nicht Urſache ſich zu wundern, daß die heydniſchen Weltweiſen, welche ſich keinen rechten Begriff von Gott gemacht, ſondern deſſen Macht eingeſchräncket, und ſolche dem

 Schick-

Schickſal unterworfen, alſo geurtheilet. Aber daß Chriſten, welche die unendliche Allmacht Gottes erkennen, dieſes Axioma anführen, das iſt überaus ſeltſam, gerade, als wenn es einem allmächtigen Weſen nicht eben ſo leicht wäre, etwas aus nichts zu erſchaffen, als einer rohen Materie eine Geſtalt zu geben. Ich wollte, daß man es bloß hierbey bewenden lieſſe, ohne ſich in andere weitläuftige Beweiſe einzulaſſen, um ſowol die Erſchaffung der Materie, als der Form, darzuthun. Die Gründe, die man insgemein in dieſem Falle anzuführen pflegt, ſind folgende. 1) Wenn man ein Weſen annimt, welches ewig, unerſchaffen, und von GOtt unterſchieden iſt, ſo würde dieſes Weſen von niemanden dependiren, als von ſich ſelbſt, und GOtt hätte auf ſolche Art keine Macht über daſſelbe, noch das Recht gehabt, eine Veränderung damit vorzunehmen, und demſelben eine andere Geſtalt zu geben. 2) Die Materie hätte keiner Reformation bedurft, weil dieſelbe ſchon in dem vollkommenſten Stande war, worinn ſie von Ewigkeit her geweſen. 3) Das Uebel, welches in der Materie verborgen lag, war vorher todt, und ohne Wirkung, bis demſelben durch eine ſolche Veränderung Leben und Wirklichkeit gegeben ward. Die Materie war alſo ein Weſen, welches man nicht hätte anrühren, ſondern in ſeinem natürlichen Stande laſſen ſollen. 4) Weil man GOtt keine Unwiſſenheit beylegen kann, ſo iſt es ſchwer, die Einwendung zu beantworten, welche man insgemein zu machen pflegt, wesfalls GOtt nicht lieber die Materie in ihrem natürlichen und unſchuldigen Stande gelaſſen, da er wuſte, daß alles

Digitized by Google

alles Böſe, welches darinn, wiewol ohne Wirkung verborgen war, hervorbrechen, und ſich durch die betrübteſten Folgen äuſſern würde. Dieſe und andere dergleichen Argumente bringt man insgemein wider die Ewigkeit der Materie vor, um zu zeigen, daß dieſelbe von eben demſelben müſſe erſchaffen ſeyn, welcher ihr die Form und Geſtalt gegeben, da doch wieder ein jedes Argument verſchiedenes kann eingewandt werden. Denn 1) iſt es ungereimt zu ſagen, daß GOtt keine Macht über ein beſonderes Weſen haben könne, welches er nicht erſchaffen, ſondern welches mit ihm gleich ewig iſt, recht, als wenn ein lebendiges Weſen nicht berechtiget wäre, einer todten Materie eine Geſtalt zu geben, oder, als wenn eine todte Materie, welche ſich bloß paſſiue verhält, wider eine ſolche Reformation proteſtiren könnte. 2) Das Argument, als ob die Materie keiner Veränderung bedürfe, weil ſie ſich bereits in dem natürlichen Stande befinde, worinn ſie von Ewigkeit her geweſen, iſt eben ſo wenig gegründet, wo man nicht behaupten will, daß ein jeder roher Stein, und ein jeder Kloß vollkommner iſt, als ein zierliches und künſtliches Bild, welches von einem Bildhauer oder Steinſchneider verarbeitet worden, und daß es am beſten ſey, eine jede natürliche Maſſe in ihrem natürlichen Zuſtand zu laſſen. Was das dritte Argument betrifft, nämlich, daß das Uebel, welches in der Materie verborgen gelegen, durch eine ſolche Reformation ausgebrochen, und Kräfte erlangt; ſo iſt es thöricht, ſich deſſelben zu bedienen. Denn es iſt gleichviel, ob das Uebel aus nichts, oder aus der Materie entſtanden, und der Einwurf wieder

der die Schöpfung bleibt auf ſolche Art gleich groß, wie man dieſes auch immer drehen mag. Man muß überdem geſtehen, daß, wenn viel Böſes in der Materie enthalten geweſen, auch viel Gutes darinn verborgen gelegen, welches durch die Bereitung derſelben hervor gekommen. Das vierte Argument iſt von gleicher Beſchaffenheit, und kann alſo auch auf eine gleiche Art beantwortet werden. Wir wiſſen, daß bey GOtt kein Unterſcheid unter ſchwer und leicht, unter klein und groß, ſtatt habe, ſondern daß es ihm eben ſo leicht geweſen, alles aus Nichts zu erſchaffen, als der Materie eine Geſtalt zu geben. Ariſtoteles führt als einen Beweis von der Ewigkeit der Welt an, daß das Meer ſtets eben denſelben ſalzen Geſchmack behalten. Andere ſagen: Eben ſo unmöglich es iſt zu behaupten, daß das Ey älter iſt, als das Huhn, weil das Huhn aus dem Ey, und das Ey wieder von dem Huhn kommt, eben ſo unmöglich iſt es auch, den Anfang der Welt feſtzuſetzen. Ocellus Lucanus ſuchte die Ewigkeit der Welt aus der runden Figur derſelben darzuthun. Er ſagt: Gleichwie ein Zirkel weder Anfang noch Ende hat, ſo hat auch die Welt weder Anfang noch Ende. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünf und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ermahnen mich in Ihrem letzten Schreiben, mit mehrerm Ernſt auf die Erhaltung meiner Geſundheit bedacht zu ſeyn. Ich bin nicht ſchuld daran, daß ich mich beſtändig mit allerhand Krankheiten ſchleppen muß. Denn ich nehme alle Geſundheits-Regeln aufs genaueſte in acht. Was aber die Arzneyen betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß dieſelben mir niemals auch nur die geringſte Erleichterung verſchaffet. Ich empfehle mich demnach der Vorſorge Gottes, und bewafne mich mit Gedult. Eine gewiſſe angeborne Zärtlichkeit plagt mich indeſſen weit mehr, als die Krankheit ſelbſt. Denn wenn ich nur einen Hund bellen, oder eine Thüre hart zufallen höre, ſo verliere ich oft alle Faſſung des Gemüths. Ich bemühe mich aufs äuſſerſte, dieſe Zärtlichkeit zu überwinden, es hat mir aber bisher nie gelingen wollen. Sie geben mir unter andern den Rath, nicht gar zu viel in Religionsſachen zu grübeln, wodurch das Gemüth nur beunruhiget würde, und wodurch man auf allerhand Meynungen gerathen könnte, welche nicht nur vermögend wären, einem allerhand widrige Gerüchte und Verfolgungen zuzuziehen, ſondern auch in ſolche Zweifel zu ſtürzen, daß man nachher

nachher nichts mehr glaubte. Sie bedienen ſich der Worte der *Madame des Houlieres*: Vous ne prouvez que trop, que chercher de connoitre n'eſt ſouvent, qu' apprendre à douter. Ich unterſuche aber die Religion, weil ich ſolches für die Pflicht eines Menſchen halte. Und wenn ich hierbey bisweilen auf beſondere Meynungen verfalle, ſo iſt dieſes eine unvermeidliche Folge dieſer Unterſuchung. Ein Menſch, welcher ſeine Zeit in einer beſtändigen Schwachheit und Betrübniß zubringet, denkt mehr auf das Zukünftige, als andere, denen es weder an einem geſunden Körper, noch an andern Ergötzlichkeiten fehlet. Die Kürze dieſer Zeit, und die Hofnung eines beſſern Lebens, wenn ich das Gegenwärtige werde geendiget haben, ſind mein einziger Troſt. Und daher machen mich die kühnen Schriften, welche zu unſern Zeiten ans Licht treten, weit unruhiger, als andere, weil es ſcheint, daß ſolche den Menſchen dieſe freudige Hofnung, und dieſen ſüßen Troſt rauben wollen. Aber eben dieſes verurſachet auch, daß ich einen jeden Satz aus dem Grunde unterſuche. Es iſt unmöglich, wenn man alles unparteyiſch überlegt, daß man nicht bisweilen Schwierigkeiten antreffen ſollte. Diejenigen, welche dergleichen nirgends wahrnehmen, geben aufs deutlichſte zu erkennen, daß ſie alles nur obenhin angeſehen, und ſich niemals bemühet, eine rechte Unterſuchung anzuſtellen. Ich bitte GOtt um Beyſtand, ſo oft ich mich hiermit beſchäfftige, und laſſe die Regeln, welche die Auslegungskunſt vorſchreibt, niemals aus den Augen. So wenig ich alſo an dem ſchwächlichen Zuſtand meines

meines Körpers ſchuld bin, ſo wenig iſt es auch meine Schuld, wenn ich in meinen Gedanken irre. Ich glaube daher auch, daß GOtt mit einem Irrenden, der durch ein bekümmertes Nachſuchen auf einen Abweg gerathen, viel eher Geduld haben werde, als mit gewiſſen gemächlichen Conformiſten, welche mit einer unbeſchreiblichen Kühnheit alle diejenigen verdammen, die nicht blindlings ihren Meynungen folgen, welche ſie doch niemals ſelbſt gründlich unterſucht haben. Ich will hiervon nicht weitläuftiger handeln, weil ich dieſe Materie bereits in einigen von meinen andern Schriften hinlänglich ausgeführet. Ich will zum Beſchluß nur noch dieſe Betrachtung hinzufügen. Der Irrthum iſt bisweilen ein eben ſo großes Merkmaal eines wahren Chriſten, als eine blinde Orthodoxie ein Kennzeichen eines unächten Chriſten iſt. Denn das erſte giebt eine Bekümmerniß zu erkennen, aus dem andern aber leuchtet eine Unachtſamkeit hervor. Das erſte zeigt, daß man gerne einen gewiſſen Grund haben, und von der Wahrheit überführt ſeyn wollen; das andere aber, daß man im Blinden herum tappet. Wo man nicht ſagen will, daß kein Artikel in der Religion, zu welcher man ſich bekennet, dem geringſten Irrthum unterworfen ſey, welches man doch niemals behaupten kann; indem alle Secten eben dieſelbe Sprache führen. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der ſechs und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich hatte in der abgewichenen Woche die Ehre, mit dem Herrn D. K. in Geſellſchaft zu ſeyn. Derſelbe iſt in der Diſputirkunſt ſehr erfahren, und vertheidigte einen gewiſſen und ganz irrig ſcheinenden Satz mit einer ſolchen Geſchicklichkeit, daß ich genöthiget ward, um einen Stillſtand anzuhalten, um die Sache etwas genauer zu überlegen. Im Anfange waren wir beyde einig, daß man unſere Religions-Artikel eher einſchränkten, als weiter ausdehnen, und bisweilen eine allenthalben angenommene Meynung entweder aufopfern, oder doch wenigſtens etwas anders einrichten müſte, um das ganze Religions Syſtema zu retten. Hiervon redeten wir eine lange Zeit ohne die geringſte Hitze, ob mich gleich dünkte, daß er bisweilen zu weit gieng. Wie er aber zuletzt ſagte, wenn man die allgemeine Lehre de futuris contingentibus, fahren lieſſe, und geſtünde, daß GOtt die bloſſen und ganz zufälligen Begebenheiten, die von dem freyen Willen der Menſchen abhingen, nicht vorher ſähe, ſo könnte man viele Schwierigkeiten heben, und ſich in den Stand ſetzen, die Einwürfe zu widerlegen, welche einige wider die andern heiligen Eigenſchaften Gottes, insonderheit wider ſeine

ne Güte und Gerechtigkeit vorgetragen, ſo ward ich auf einmal aufgebracht, und fragte ihn, ob er dem höchſten Weſen die Allwiſſenheit ſtreitig machen wollte. Er gab mir darauf folgendes zur Antwort: Weil es nicht möglich zu ſeyn ſcheinet, daß etwas kann vorher geſehen werden, welches von undeterminirten oder ſolchen Dingen abhängt, die nicht vorher beſtimmt worden, daß ſie geſchehen ſollen, ſo wird die Allwiſſenheit Gottes dadurch eben ſo wenig geläugnet, als ſeine Allmacht, wenn man ſagt, daß GOtt nichts zu thun vermögend iſt, was einander widerſpricht, welches doch alle vernünftige Theologi geſtehen. Es wäre zu wünſchen, fuhr er fort, daß ſie auch das erſte geſtehen möchten, weil eine gleiche Nothwendigkeit eine gleiche Lehre erfordert. **Cicero** ſagt, wenn man ungefähre Begebenheiten und Zufälle vorher weiß, ſo ſind es keine Zufälle mehr. (Rerum fortuitarum nulla eſt praeſenſio, et ne in Deum quidem cadere videtur. **Le Vayer** redet folgendergeſtalt davon: Daß GOtt die ganz zufälligen Begebenheiten nicht vorher ſiehet, ſolches zeigt eben ſo wenig einen Mangel des Erkenntniſſes an, als es ein Beweiß von dem Mangel der Allmacht iſt, daß er nicht machen kann, daß eine geſchehene Sache ungeſchehen werde, oder daß er nicht miteinander ſtreitende Dinge zu gleicher Zeit möglich machen kann. Ich wandte ein, daß man nicht nur frey ſagen könne, daß GOtt nicht vermögend ſey, zwey einander offenbar entgegen geſetzte Dinge zu gleicher Zeit wirklich zu machen, ſondern daß man auch genöthiget ſey,

dieſes zu behaupten, weil die Allmacht Gottes dadurch nicht eingeſchränkt, ſondern vielmehr gezeigt würde, daß GOtt ſich ſelbſt nicht entgegen ſeyn könne, ſondern ſich ſelbſt ſtets ähnlich ſey, daß er ſich ſelbſt nicht verläugnen, und unbarmherzig und ungerecht ſeyn, oder welches einerley iſt, ſolche Dinge ausüben könne, welche mit ſeinen heiligen und göttlichen Eigenſchaften ſtreiten. Ganz anders iſt es beſchaffen, fuhr ich fort, wenn man behauptet, daß GOtt zufällige Begebenheiten nicht vorher ſiehet. Denn dieſe Lehre tritt ſeiner Allwiſſenheit zu nahe, und zeigt eine gewiſſe Art der Unvollkommenheit an. Sie iſt auch um ſo viel tadelnswürdiger, weil keine Nothwendigkeit uns verbindet, dieſelbe anzunehmen. Er antwortete: Die Allwiſſenheit Gottes wird dadurch nicht eingeſchränkt, wenn man ſagt, daß GOtt die zufälligen Begebenheiten nicht vorher ſiehet. Denn wenn man dieſes behauptet, ſo iſt man im Gegentheil auch genöthiget, zu ſagen, daß GOtt dieſelben dirigire, und auf ſolche Art ſind es keine Zufälle mehr. Was die Nothwendigkeit betrift, fuhr er fort, ſo iſt dieſelbe hier eben ſo groß als dorten; denn dieſe Lehre zielt auch dahin ab, die heiligen Eigenſchaften Gottes ſo wol, als den freyen Willen der Menſchen zu retten. Man weiß, wie ſchwer es den Philoſophen und Gottesgelehrten geworden, die Güte Gottes und den freyen Willen der Menſchen mit dieſem Vorherſehen der zufälligen Begebenheiten zu vergleichen. Ich wandte zwar dagegen ein, daß er meinem Bedünken nach, die Vorherſehung mit der Prädeſtination vermengte, weil es etwas anders

Digitized by Google

ders ſey, eine Sache vorher zu ſehen, ein anders aber, dieſelbe zu beſtimmen, und daß dieſes der Hauptſtreit ſey, welchen wir mit den Reformirten hätten. Er aber ſagte: Es iſt bloß ein Wortſtreit. Denn beyde Parteyen kommen ſonſt in der Sache ſelbſt mit einander überein, indem das Vorherſehen eines allmächtigen Weſens eine gewiſſe Art der Direction bey ſich führet. Ich fragte ihn hierauf, ob er den Unterſcheid unter einer Zulaſſung und Beſtimmung nicht einſehen könnte, und erhielt die Antwort: Bey einem allmächtigen Weſen nicht. Denn eine Sache zulaſſen, die man vorher geſehen, und welche man hindern können, iſt eben ſo viel als dieſelbe beſtimmen. Ueberdem benimmt eine ſolche Vorherſehung den Menſchen ihren freyen Willen. Denn was von GOtt vorhergeſehen wird, das muß unfehlbar geſchehen, und was unfehlbar geſchiehet, ſolches iſt nöthig. Ein Menſch kann eine Sache vorher ſehen, und dieſelbe, ohne ſich eine Schuld aufzuladen, zulaſſen, wenn er ſolche nicht zu verhindern im ſtande iſt. Mit GOtt aber verhält es ſich ganz anders. Derſelbe weiß alle bevorſtehende Unglücksfälle, und kann denſelben zuvor kommen. Derſelbe weiß, daß ein Menſch verdammt wird, und läßt denſelben nichts deſtoweniger gebohren werden, da es ihm doch frey ſtünde, eine Creatur zu erſchaffen oder nicht. Ich erſuchte ihn, dasjenige zu leſen, was ſo viele groſſe Skribenten gegen den Herrn Bayle von dem freyen Willen der Menſchen und der Nothwendigkeit deſſelben beygebracht. Er antwortete: Ich räume die Nothwendigkeit des freyen Wil-

Willens ſehr gerne ein, aber die Vorherſehung der Dinge, welche daraus flieſſen, ſchwächet denſelben. Der Streit mit dem Hrn. Bayle iſt daher noch nicht abgethan. Zum wenigſten glaubt er über alle ſeine Gegner triumphirt zu haben. Ich aber räume ihm den Sieg noch nicht ein, fuhr er fort, ſondern behaupte, daß alle Einwendungen, welche man wider die Güte Gottes macht, auf einmal aufhören würden, wenn man geſtehen wollte, daß bloße Zufälle und ſolche Dinge, welche aus dem freyen Willen der Menſchen herkommen, nicht können vorher geſehen werden. Man würde dadurch der Allwiſſenheit Gottes nicht zu nahe treten. Denn wie man nicht ſagen kann, daß ein Künſtler oder ein Uhrmacher, in ſeiner Vorherverkündigung fehlt, wenn er verſichert, daß eine Maſchine oder ein Uhrwerk ſtets richtig gehen ſoll, ſo lange keine unvermuthete Begebenheit hinzu kommen, oder der Beſitzer ſolche aus freyen Stücken verderben würde; und ſo wenig man einen Arzt beſchuldigen kann, daß er falſch geurtheilet, wenn er die Wirkungen und Veränderungen der Krankheit, und endlich auch den Ausgang derſelben anzeigt, ſo lange kein unvermutheter Zufall ſich eräugnet, oder der Patient ſich nicht ſelbſt verwahrloſet; ſo kann man auch von GOtt nicht ſagen, daß derſelbe nicht wiſſe, was in der Welt geſchehen ſoll oder wird, wenn man die zufälligen Begebenheiten, und ſolche Dinge ausnimmt, die von dem freyen Willen der Creatur abhangen. Die Schrift ſagt ja ſelbſt, daß der Menſch allerhand unvermutheten Zufällen unterworfen ſey, und giebt uns den Rath, behut-

ſam

Digitized by Google

ſam zu wandeln. Der freye Wille, welchen GOtt den vernünftigen Creaturen verliehen, ſtreitet wider alle Nothwendigkeit, und folglich auch wider alle unfehlbare Vorherſehung, und hebt alle Widerſprüche auf, welche man wider die göttliche Direction zu machen pflegt. Wenn Joh. Clericus, anſtatt zu dem Originiſmo ſeine Zuflucht zu nehmen, ſich mit dieſer Lehre gegen den Hrn. Bayle bewafnet hätte, ſo würde er ihn mehr in die Enge getrieben haben. Endlich hielte er mir vor, daß ich ſelbſt wider meinen eignen Hauptſatz ſtritte, welchen ich zu verſchiedenen malen in meinen Schriften mit einem ſolchen Eyfer vertheidiget, nämlich daß man nichts annehmen müſte, was mit den heiligen Eigenſchaften Gottes nicht beſtehen könnte. Er ſagte, daß er in eben dieſer guten Abſicht auf dieſe Erklärnng von der Allwiſſenheit Gottes gefallen ſey, und hofte, daß ihn niemand deswegen zu einem Ketzer machen, oder ihm ſolches auf eine widrige Art auslegen würde. Endlich fügte er noch dieſes hinzu: Laßt uns bloß die Schöpfung des erſten Menſchen betrachten. GOtt ſchuf einen Menſchen, von dem er wuſte, daß derſelbe gleich in ein großes Unglück würde geſtürzt werden. Er gab den erſten Eltern einen Befehl, von dem er vorher ſahe, daß ſie denſelben gleich übertreten würden. Er bereitete und räumte ihnen ein herrliches Paradieß ein, da er doch wuſte, daß ſie nur einige Tage darinn bleiben würden. Wie die erſten Eltern den gegebenen Befehl übertraten, ſo ward GOtt darüber erzürnet, welches etwas unvermu-

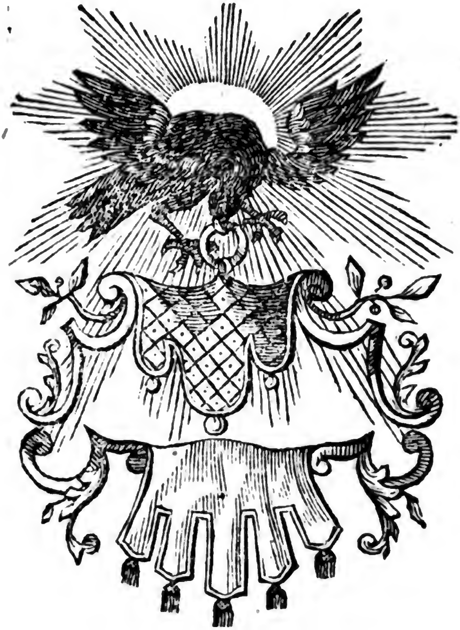
Digitized by Google

vermuthetes anzeigt. Man findet auch an einigen andern Orten, daß GOtt gezürnt, wenn er eine Miſſethat gehöret oder geſehen, welches alles nicht hätte ſtatt haben können, wenn er voraus geſehen, daß dieſes unfehlbar geſchehen würde. Wo will man ſich doch aus dieſem Labyrinth heraus wickeln, oder dieſe Schwierigkeiten heben, wo man nicht ſagt, daß die Allwiſſenheit Gottes ſich nicht auf bloſſe Zufälle, oder freywillige Handlungen der Menſchen erſtrecke? Wenn man ſich dieſes Mittels bedienen wollte, ſo könnte man viele wichtige Einwürfe ablehnen, und viele Schwierigkeiten auflöſen, ohne dadurch auch nur im geringſten den Eigenſchaften Gottes zu nahe zu treten. Denn wie kann man jemanden aufbürden, daß er die Allwiſſenheit Gottes läugne, welcher behauptet, daß GOtt alles weiß, was von Ewigkeit her geſchehen, und was noch im Himmel und auf Erden vorgehet, ſo daß nichts vor ſeinen Augen verborgen iſt. Wenn man es dabey bewenden läßt, ohne die Allwiſſenheit Gottes weiter auszudehnen, als ſolche kann ausgedehnet werden, ſo werden viele Dinge begreiflicher, die nun unbegreiflich ſind, und alle Einwendungen, welche man wider die göttliche Direction machet, verlieren ihre Stärke. Alsdann kann man, ohne einen Einwurf zu beſorgen, frey ſagen, daß GOtt den Menſchen aus Liebe, und nicht zum Verderben erſchaffen, daß er dem Menſchen einen vollkommenen freyen Willen verliehen, das Gute oder das Böſe zu erwählen,

len, und daß er ihnen ein Geſetze vorgeſchrieben, um zu ſehen, ob ſie ſich demſelben gemäß aufführen würden. Man ſieht ausdrücklich, daß das erſte Verbot zum Verſuch gegeben worden. Es kann aber kein Verſuch genannt werden, wenn GOtt die unfehlbare Uebertretung vorher geſehen. Es kann auch von GOtt nicht geſagt werden, daß es denſelben gereuet, die Menſchen erſchaffen zu haben, wenn er vorher gewußt, daß dieſelben die ihnen verliehenen Gaben mißbrauchen würden. Er ſchien hierauf meine Antwort zu erwarten, wesfalls ich endlich zum Beſchluß ſagte: Ich nehme mit ihnen alle Erklärungen an, welche auf die Erhaltung der heiligen Eigenſchaften Gottes abzielen, und vermögend ſind, uns in dem erhabenen Begrif zu beſtärken, den wir von dem Schöpfer haben müſſen. Ich habe auch ſelbſt zu mehrernmalen in meinen Schriften bezeugt, daß ich mich nicht bewegen laſſe, von dieſem Grundſatz abzuweichen, weil man dadurch ſeine Liebe und Ehrfurcht gegen GOtt bezeugt, und eine Abſicht hegt, die dem höchſten Weſen nicht mißfällig ſeyn kann. Ich habe oft geſagt, daß man ſich bemühen müſſe, alle Schwierigkeiten, welche dagegen können gemacht werden, zu heben, und daß man, wenn ſie unauflößlich ſind, das Schwerdt Alexanders gebrauchen müſſe. Was aber dieſe Lehre anlangt, ſo halte ich ſolche für ſehr paradox, und erkühne mich nicht eine Eigenſchaft Gottes aufzuopfern, um eine

 andere

andere zu erhalten. Hierauf endigten wir unſere Unterredung, und ich lud ihn zu einer neuen Conferenz ein, worin ich ihn, wenn ich der Sache erſtlich allein ein wenig genauer nachgedacht, von ſeinem Irrthum zu überzeugen hofte. Ich habe nicht ermangeln wollen, ihnen hiervon Nachricht zu geben, und mir ihr Bedenken darüber auszubitten. Ich bin ꝛc.



Der ſieben und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie halten es für einen Irrthum, daß man gewiſſe europäiſche Regenten ſouveraine Herren nennet, da doch ihre Macht durch die Geſetze eingeſchränkt iſt. Es hat aber das Wort Souverain verſchiedene Bedeutungen. Man zeigt dadurch zuförderſt einen Herrn an, welcher bloß nach ſeinem Wohlgefallen regieret, und über alle menſchliche Geſetze erhoben iſt. Man nennet auch diejenigen ſouverain, welche die höchſte Gewalt ausüben, ob ſie gleich ſonſt unter einem andern Souverain ſtehen. Solche Souverains ſind die deutſchen Fürſten, welche die Oberherrſchaft des Kayſers erkennen. Man legt auch dieſen Titel gewiſſen hohen Gerichten bey, von denen weiter keine Appellation ſtatt hat, wie in Frankreich dergleichen Cours ſouveraines gefunden werden. Wenn man das Wort in der erſten Bedeutung nimt, ſo kommt daſſelbe nicht ſolchen Regenten, die durch gewiſſe Geſetze eingeſchränkt werden, ſondern nur ganz wenigen Potentaten zu, von denen einige die Souverainität bloß facto, andere aber auch zugleich iure ausüben. Unter den europäiſchen und andern uns bekannten Regenten, iſt niemand iure ſouverain, als allein der König von Dännemark.

 Sie

Sie werden mir dieſes gleich zugeben, wenn Sie überlegen, auf welche Art ein jeder Potentat zu der unumſchränkten Gewalt, welche er ausübt, gelangt iſt. Den däniſchen Königen haben alle Reichsſtände eine ſolche unumſchränkte Macht, durch eine höchſt feyerliche Akte übertragen, wovon man vielleicht in keinem andern Reiche ein Beyſpiel antrifft, was man auch für eine Hiſtorie zu rathe ziehen mag. Daß die Könige von Frankreich mit einer ſouverainen Macht regieren, ſolches wird wohl niemand leugnen. Wenn man aber auf den Urſprung und Anfang derſelben ſiehet; ſo findet man, daß die Regierung ſich bequemer Conjuncturen bedienet, um die Gewalt der Parlamenter und des Adels zu beſchneiden, und die Reichstäge, oder die Verſammlung der Stände zu verhindern, worauf die Stärke des Reichs ehedem beruhete. Die ſpaniſchen und portugieſiſchen Könige haben auch bey aller Gelegenheit in dieſen letzten Zeiten ihre Macht vermehret. Doch iſt dieſelbe nicht ſo unumſchränkt, wie die Gewalt der Könige von Frankreich. Denn man findet in Spanien und Portugall noch Ueberbleibſel von dem iure Publico dieſer Reiche. In den andern europäiſchen Reichen, als in England, Pohlen, Schweden rc. iſt die Macht der Könige mehr oder weniger eingeſchränkt; und man findet demnach in Europa keine andere ſo ſouveraine Reiche, als Dännemark und Frankreich, jedoch mit dem Unterſcheid, daß die Könige von Dännemark ihre unumſchränkte Gewalt iure, die Könige von Frankreich aber nur facto ausüben. Daß die ſouveraine Macht der franzöſiſchen Regierung nicht ſowol gegründet

Digitized by Google

gründet iſt; ſolches erhellet aus der Art, wie ſie ſolche erhalten. Man findet auch, daß die Parlamenter und die Reichsſtände, ſo oft ein Zwiſchenreich, eine Minderjährigkeit, oder andere Begebenheiten eingefallen, ſtets ſich wieder empor gehoben, und die ihnen genommene Gewalt wieder zu erlangen geſucht haben. Man hält insgemein dafür, daß die Kayſer aus dem ottomanniſchen Hauſe mit einer abſoluten Gewalt regieren. Wenn man aber die Regierungsform recht betrachtet, ſo kann man ſolche mehr eine militäriſche Demokratie nennen. Denn ſobald die Miliz mit einem Kayſer misvergnügt wird, ſo hat ſeine Regierung ein Ende. Einige deutſche Fürſten ſcheinen zwar mit einer unumſchränkten Gewalt zu regieren; ſie ſtehen aber doch alle unter dem Kayſer, wo nicht facto, doch wenigſtens iure. Uebrigens kann eine ganz und völlig unumſchränkte Gewalt in keinem Lande ſtatt haben, wo die römiſche Religion eingeführt iſt. Denn dieſe Religion ſchränkt ſowol die Gewalt der Könige, als anderer Obrigkeiten ein, und verurſachet, daß die Regierung getheilt iſt, indem die anſehnlichſten Stände bey gewiſſen Gelegenheiten ſich unter der Jurisdiction eines fremden Potentaten verbergen, und an den römiſchen Pabſt appelliren können. Die orientaliſchen Könige regieren mit einer abſoluten Gewalt; ſie können aber weder eine Akte, noch ſonſt einen feyerlichen Schluß aufweiſen. Es erhellet alſo aus dem, was ich beygebracht habe, daß in keinem Reiche, als allein in Dännemark eine ſolche Souverainität gefunden wird, weil die andern ſich alle einzig und allein auf die Macht gründen. Ich bin ꝛc.

Der acht und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich danke Ihnen auf das verbindlichſte, daß Sie mir Ihr Bedenken, über meinen letzten Streit mit dem Herrn D. K. eröffnen wollen. Ich bin Ihrem Befehl nachgekommen, und habe dieſen Mann bey einer neuen Unterredung durch dasjenige Argument zu beſtreiten geſuchet, welches Sie mir gütigſt mitgetheilt. Wir kamen am abgewichenen Donnersſtag abermals zuſammen, und wiederholten alles, was wir ſchon vorher von dieſer Materie geſagt hatten. Ich ſtellte ihm vor, wie gefährlich es ſey, die Allwiſſenheit Gottes zu vermindern. Er wollte aber nicht geſtehen, daß ſeine Erklärung dazu Anlaß gäbe, ſondern behauptete vielmehr, daß man an der andern Seite dieſelbe weiter ausdehnte, als ſolche könnte ausgedehnt werden, und daß man dadurch gleichſam die ganze Religion aufopferte. Denn viele Theologi müſſen, wie er ſagte, geſtehen, daß nichts ſchwerer iſt, als die Schöpfung und Vorſicht Gottes mit der Güte und Gerechtigkeit deſſelben zu vergleichen. Ja ſie müſſen bekennen, daß dieſes ein non plus vltra vor aller menſchlichen Vernunft iſt. Und geſetzt, fuhr er fort, daß wir einen Theil von der Vorſtellung

ſtellung aufopfern, welche wir uns von der Allwiſſenheit Gottes zu machen pflegen; ſo kann dieſes doch nicht den tauſendſten Theil ſo gefährlich ſeyn, als GOtt zu einem Urheber der Sünde zu machen, und zu ſagen, daß er durch die Gabe des freyen Willens den Menſchen ins Netz gezogen, weil er vorher geſehen, daß dieſes Geſchenk den meiſten zu einem ewigen Verderben gereichen würde. Dadurch müſſen ja die Menſchen nothwendig auf die Atheiſterey verfallen, weil es beſſer iſt, gar keinen GOtt zu glauben, als denſelben einer Tyranney und Falſchheit zu beſchuldigen. Die hitzigen Reformirten mögen immerhin ſagen, was ſie wollen. Sie mögen ſagen: Daß die Herrlichkeit Gottes darinn beſtehe, alles nach ſeinem göttlichen Willen zu thun, daß dasjenige, was wir bey den Menſchen als eine Grauſamkeit und Ungerechtigkeit anſehen, bey GOtt ein Wohlgefallen zu nennen, daß GOtt keinem Geſetze unterworfen ſey, und daß er nach ſeinem Gefallen mit denen von Ihm erſchaffenen Dingen handeln könne. Wenn aber dergleichen Entſchuldigungen gültig ſind, ſo kann man auch die heydniſchen Götter und Göttinnen entſchuldigen, ob es gleich beſſer wäre, gar keinen Gottesdienſt auszuüben, als ihren Jupiter zu verehren. Ich fieng hierauf wieder zu reden an, und hielt ihm das Argument vor, welches Sie mir mitgetheilt haben. Ich ſagte: Ich erkühne mich nicht, eine von den Eigenſchaften Gottes aufzuopfern, um eine andere zu beſtärken, inſonderheit da die Schwierigkeit doch dadurch nicht kann gehoben werden. Man verringert dadurch nur die Allmacht Gottes, und erreicht doch ſeinen

Zweck

Zweck nicht. Denn wenn man gleich behauptet, daß GOtt die zufälligen Begebenheiten, und die freywilligen Handlungen der Menſchen nicht voraus ſiehet; ſo muß man doch geſtehen, daß er die Ausübung derſelben als ein gütiger Gott verhindern müſſe, und als ein allmächtiger GOtt auch verhindern könne. Da er alſo z. E. ſahe, daß Eva ſich durch die verführeriſche Rede der Schlange einnehmen ließ; ſo hätte er hindern können, daß dieſe Neigung nicht zum Ausbruch gekommen wäre, und ſo ferner auch bey andern Begebenheiten. Herr D. K. antwortete: Weil bey GOtt der Wille und die Ausführung deſſelben einerley iſt: ſo kann die Verhinderung des Ausbruchs hierbey nicht in Betrachtung gezogen werden, ſondern der Menſch bleibt dennoch dadurch gleich ſchuldig, und einer gleichen Strafe unterworfen. Der allergerechteſte Regent kann ein Geſetz verordnen, und den Uebertretern eine Strafe drohen, wenn er weiß, daß ſie demſelben nachkommen können, ob er gleich nicht vorher ſehen kann, ob ſie ſich ſeiner Verordnung gemäß bezeigen werden. Wenn er aber ein Geſetz geben, und zugleich alle Anſtalten vorkehren wollte, daß niemand von ſeinen Unterthanen, auch wenn er gleich Luſt hätte, daſſelbe brechen könnte, oder z. E. eine Strafe auf den Diebſtahl ſetzen, zugleich aber allen die Hände binden wollte, daß ſie nicht ſtehlen könnten, was würde man von einem ſolchen Geſetzgeber urtheilen. Es iſt alſo nichts ungereimters, als daß man ſich vorſtellet, daß GOtt einen Menſchen, ſo oft derſelbe die Hand zum Rauben oder zum Stehlen ausſtreckt, davon zurück halten ſollte. Es iſt

genug,

genug, um GOtt von aller Schuld zu befreyen, wenn man ſagt: daß GOtt die Menſchen erſchaffen, ohne ihren Fall vorher zu ſehen. Ich verſetzte, Herr Bayle hat auch geſucht, dieſes Argument zu beantworten, aber auch befunden, daß die Schwierigkeit dadurch nicht kann gehoben werden. Herr Bayle ſagt: Da GOtt merkte, daß die meiſten Menſchen, die ihnen verliehene Gabe des freyen Willens misbrauchten, und er wegen des Vorhergehenden auf das Künftige verſichert ſeyn konnte, daß die meiſten Menſchen ſich durch den Misbrauch dieſer Gabe ins Verderben ſtürzen würden; ſo entſteht die Frage: Wesfalls GOtt dieſe Gabe nicht wieder zurück genommen, wovon er die unfehlbar daraus entſtehenden böſen Folgen bereits aus dem Beyſpiele der erſten Eltern geſehen hatte? Herr D. K. antwortete, daß durch dieſe Einwendung, worauf Herr Bayle nicht wenig pocht, dieſer Satz nicht könne geſchwächt werden. Herr Bayle giebt, wie er ſagte, vielmehr zu erkennen, daß er dadurch recht in die Enge getrieben worden, und denenjenigen ähnlich ſey, welche ins Waſſer gefallen, und alles ergreifen, was ihnen zuerſt vorkommt, um ihr Leben zu retten. GOtt ſchuf die erſten Menſchen, und ſetzte ſie nicht nur in einen glückſeligen Stand, ſondern verliehe ihnen auch das Vermögen, ſich in demſelben zu erhalten. Er gab ihnen einen freyen Willen, um ſie zu recht vollkommenen und lebendigen Geſchöpfen zu machen. Und damit er endlich erfahren möchte, ob ſie ſich durch Gehorſam der ihnen erwieſenen Gnade wehrt machen würden; ſo ſchrieb er ihnen ein

Geſetz

Geſetz vor, welches ſie ganz leicht halten konnten. Zugleich aber zeigte er ihnen auch, was für Straſen darauf folgen würden, wenn ſie ſich erkühnten, daſſelbe zu übertreten. Dem allen ungeachtet aber übertraten ſie doch das Gebot, und unterwurfen ſich der Strafe. Stimmt eine ſolche Hiſtorie der Schöpfung nicht mit der Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers vollkommen überein? Herr Bayle aber meynt, daß dieſes noch nicht hinlänglich ſey, die Schwierigkeit zu heben. Er behauptet vielmehr, daß GOtt, nachdem die erſten Menſchen ſich durch einen ſolchen vorſetzlichen Ungehorſam ſeiner Gnade unwürdig gemacht, zum beſten ihrer Nachkommen, zu einer neuen Schöpfung hätte ſchreiten, und die andern in Engel, oder eigentlicher, in Maſchinen hätte verwandeln, und in Abſicht auf ſich ſelbſt der Eigenſchaft eines Regenten und Geſetzgebers entſagen ſollen. War es aber nicht genug, daß er durch die Strafe, welche er den erſten Eltern auflegte, den Nachkommen eine Erinnerung gab, ſich an ihrem Exempel zu ſpiegeln, und daß er ihnen einen Erlöſer verſprach, welcher die verfallenen Sachen wieder aufrichten ſollte, damit ſie, wenn ſie fernerhin ſeinen Befehlen gehorſam wären, nach einer ſolchen Probe, wie die Engel abgelegt, denſelben endlich ähnlich werden könnten. Er ſagt zwar, daß GOtt aus dem Vorhergehenden auf das Künftige ſchlieſſen können, nämlich, daß die meiſten Menſchen ſich durch ihre Miſſethaten ins Verderben ſtürzen würden, inſonderheit, da dieſelben ſich durch die Geburt in einem ſchlüpfrigen Zuſtande befunden. Man kann ſich aber auch im

Gegen-

Digitized by Google

Gegentheil vorſtellen, daß GOtt von den Nachkommen einen größern Gehorſam vermuthen können, weil ſie das betrübte Exempel der erſten Eltern vor Augen hatten, und nicht anders, als mit der Bedingung, wenn ſie ſich beſſern würden, wieder zu Gnaden angenommen worden. Denn man merkt aus der täglichen Erfahrung, daß die Strafen und Verheiſſungen der Gnade ſolche Wirkungen haben, daß derjenige, welcher einmal geſtraft, und nachher wieder zu Gnaden angenommen worden, ſich beſſer vorſieht, als derjenige, welcher niemals einen Fall gethan, oder nie eine Vergebung erhalten. Ein verbranntes Kind ſcheuet das Feuer, und die folgenden Zeiten zeigen auch, daß viele Menſchen dieſes vor Augen gehabt, indem außer den Gottloſen ſich auch viele Fromme auf der Welt befunden, an deren Aufführung GOtt einen Gefallen getragen. Daß Hr. Bayle die Anzahl der Verdammten ſo groß macht, ſolches thut nichts zur Sache; indem er ſeine Meynung auf die Lehre einiger unbarmherzigen Geiſtlichen gründet, nach deren Urtheil ſich dennoch GOtt nicht richtet. Die Zahl der Seligen kann nichts deſtoweniger unendlichmal gröſſer werden, als ſie ſich vorſtellen. Die Anhänger des Herrn Bayle mögen demnach ſagen, was ſie wollen, ſo wird doch durch dieſe Erklärung von der Allwiſſenheit Gottes, ſein fürchterliches Syſtema, welches man für unüberwindlich gehalten, zernichtet, und die Hiſtorie der Schöpfung nebſt der Gabe des freyen Willens kommt nach meiner Erklärung vollkommen mit den heiligen Eigenſchaften Gottes überein. Es iſt,

fuhr Herr D. K. fort, nichts geringes, dieſes gewonnen zu haben; indem man merkt, daß Hr. Bayle ſehr auf dieſe Lehre gedrungen, und die Schwierigkeit unauflöͤßlich zu machen geſucht hat, damit er zeigen möchte, daß die Schrift entweder mit der geſunden Vernunft ſtreite, ode auch ſich ſelbſt entgegen ſey, weil GOtt in derſelben bisweilen als ein Freund, an andern Stellen aber als ein Feind des menſchlichen Geſchlechts beſchrieben wird. Ich leugne nicht, daß ich durch dieſe Rede in etwas gerührt ward, inſonderheit da ich jederzeit den Grundſatz geheget, daß man ſich geſunder Erklärungen bedienen, und von den Buchſtaben abweichen müſſe, ſo oft es darauf ankömmt, die Güte und Gerechtigkeit Gottes zu vertheidigen. Dem allen ungeachtet aber, konnte ich mich doch nicht entſchlieſſen, ſeiner Meynung beyzupflichten, weil ſolche der Allwiſſenheit Gottes zu nahe trit, inſonderheit da die Schrift bezeugt, daß GOtt alles ſiehet, ſowol was geſchicht, als was noch geſchehen ſoll, welches ich ihm auch noch zum Beſchluſſe vorhielte. Er antwortete: Die Meynung der Schrift iſt ohne Zweifel dieſe, daß GOtt alles voraus ſiehet, was er beſchloſſen hat, das geſchehen ſoll. Ich aber nehme allein die ganz zufälligen Begebenheiten, und ſolche Dinge aus, die von dem freyen Willen der Menſchen abhängen. Die Schrift giebt ſolches ſelbſt an verſchiedenen Orten zu erkennen. Denn man findet, daß GOtt die Menſchen verſucht, daß er ihnen verſchiedenes aufgelegt, um ihren Gehorſam zu prüfen, daß er ihnen eine Belohnung verſprochen, wenn ſie ſeinen Befehlen nachleben würden, und daß es endlich heißt: daß

daß es ihn gereuet, daß er die Menſchen erſchaffen, weil der Menſch die demſelben verliehenen herrlichen Gaben gemisbrauchet. Dieſe und andere Stellen aber ſind nichts, als leere Wörter, und nichts bedeutende Redensarten, wenn GOtt alles vorher geſehen. Hierauf nahm Herr D. K. Abſchied, und endigte alſo unſere Unterredung. Ich habe nicht ermangeln wollen, Ihnen auch von dieſer zweyten Conferenz Nachricht zu geben, um Ihr ferneres Bedenken über eine Lehre zu vernehmen, welche ich, ſo vielen Schein dieſelbe auch hat, dennoch wegen der oben angeführten Urſachen anzunehmen mich nicht entſchlieſſen kann. Ich pflichte lieber dem Auguſtino bey, welcher ſagt, daß Cicero, um den freyen Willen der Menſchen zu vertheidigen, dieſelben zu Räubern der göttlichen Allwiſſenheit gemacht. (Vt homines faceret liberos ſacrilegos fecit.) Uebrigens wird die Vernunft wohl durch keinen Streit ſo ſehr, als durch dieſen, gedemüthiget. Ich bin ꝛc.

Der neun und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Wie ich in dem abgewichenen Sommer auf meinem Gute war, und gerne eine nähere Nachricht von den Waſſermühlen haben wollte; ſo ſagte ein Bauer unter andern; daß ein Müller verpflichtet ſey, die Schleuſen bey der Cruſes-Meſſe zuzuſetzen. Dieſer Ausdruck, die Cruſes-Meſſe kam mir ganz ſeltſam vor, und ich konnte nicht errathen, was dieſes heiſſen ſollte, inſonderheit da mir kein Heiliger bekannt war, welcher den Namen Cruſe geführet. Wie ich wieder in Kopenhagen angekommen war, ſo gab ich mir alle Mühe, die Bedeutung dieſes Worts ausfündig zu machen, und fand ſolches endlich in dem alten ſeeländiſchen Geſetze im IV. Buche und deſſen 36 Kapitel, wo es folgendergeſtalt heißt: Tha ſcal han optaghe ſtiebord i Cruſes Mæſſe, ther men gange met Kors. D. i. Alsdenn ſoll er, nämlich der Müller, die Schleuſen zuſetzen, bey der Cruſes-Meſſe, wenn man mit dem Kreuze gehet. Ich merkte hieraus, daß die Meſſe des heiligen Kreuzes verſtanden werde, (Feſtum St. Crucis) welches Feſt auf den 3 May einfällt. Ich rede niemals mit den Bauren, daß ich nicht etwas von ihnen lerne. Denn ſie ſprechen allemal nur von nüz-

lichen

lichen und nöthigen Dingen, und die ſie vollkommen verſtehen. Man kann von ihnen lernen, wie der Acker muß gebauet werden, wie man die Pferde und das Vieh erhalten muß, wie die Wälder in einen guten Stand zu ſetzen, wie die Bauerhöfe anzulegen, und was für eine Haushaltung man auf dem Lande führen muß. Ueberdem lerne ich auch durch den Umgang mit ihnen manches, was die Sprache betrifft. Denn ich höre lauter gute und alte däniſche Wörter, welche in den Handelsſtädten ungewöhnlich, und auch vielen Gelehrten unbekannt ſind, indem ſie nicht mehr im gemeinen Leben gebraucht, ſondern allein in den alten Geſetzbüchern angetroffen werden. Hiernächſt ſind auch die Reden der Bauern von aller Affectation, und von allen ungereimten Complimenten befreyet. Wenn mich ein Bauer anredet, ſo ſagt er: Guten Tag; und wenn er wieder weg geht, ſo ſagt er eben daſſelbe. Ein Mann aber, welcher in der Stadt wohnet, nennet mich alle Augenblicke ſeinen Herrn, und ſich meinen ſchuldigſten Diener; ob er gleich bey aller Gelegenheit bezeugt, daß er mir nicht die geringſten Dienſte ſchuldig zu ſeyn glaubet. Wenn ich einen Bauer frage: Ob er nichts neues erfahren? ſo erzehlt er mir nichts anders, als was er weiß, und ſchränkt ſich bloß in die Hiſtorie ſeines Dorfs ein. Ich höre alſo zwar nicht viel, und auch nichts ſonderlich wichtiges; ich erfahre aber doch etwas gewiſſes. Erkundige ich mich aber bey einem Bürger in einer Handelsſtadt nach neuen Begebenheiten, ſo giebt er mir einen Auszug aus den letzten Zeitungen, die ich ſelbſt ſchon vorher geleſen,

und führt mich durch Deutſchland, Ungarn, die Türkey bis nach Perſien, ja er erzehlt mir Dinge, von denen er ſelbſt nicht den geringſten Begriff hat, und woran mir gar nichts gelegen iſt. Die großen Städte ſind große Plauderſchulen, wo man ganz unnütze Dinge in einer unreinen und verdorbenen Sprache erzehlen höret. Wenn ich in eine Geſellſchaft von Rechtsgelehrten komme, ſo höre ich allerhand Urtheile über einen Spruch, der in dem höchſten Gerichte an demſelben Tage gefället worden, und von einigen gelobt, von einigen aber getadelt wird, obgleich die wenigſten eigentlich wiſſen, worinn die Sache beſtehet. Komme ich in eine andere Geſellſchaft, wo ehrbare Bürger verſammlet ſind; ſo höre ich, wie dieſelben die wichtigſten Staats-Sachen entſcheiden, von denen ſie nicht die geringſte Vorſtellung haben, auſſer was ein Zeitungſchreiber für gut befunden, ihnen aufzubinden, und welches in der nächſten Zeitung für falſch erkläret wird. Komme ich endlich auch in eine gelehrte Societät, ſo höre ich entweder, was ich ſchon vorher weiß, oder doch nicht zu wiſſen verlange, welches alles überdem noch in einem unnatürlichen Styl vorgetragen wird. Ich erklärte einmal einem von meinen Bauren den Inhalt von einem akademiſchen Programma, welches auf meinem Tiſche lag. Er meynte, daß es ein Kaufbrief über eine Grafſchaft wäre, weil es ſo groß war; ich ſagte ihm aber, daß dadurch nur angekündiget würde, daß morgen ein halb Dutzend Studenten Magiſters werden ſollten, und daß einer aus ſeinem Kirchſpiel darunter ſey, den er wohl kennte. Wie ich ſolchen auf ſein Begehren nannte;

te; ſo bezeugte der Bauer Luſt, zu wiſſen, was von dieſer Perſon auf dem großen Papier geſchrieben ſtünde. Ich ſagte: es ſteht darinn, daß er ein Sohn eines alten heydniſchen Götzen, Namens Apollo iſt, daß er nebſt ſeinen Cameraden auf einen hohen Berg geklettert, welcher ſteiler iſt, als der Kreitberg auf Moen, und daß er daſelbſt bey neun Jungfern geſchlaſen. Der Bauer lächelte bey dieſer Erzehlung, und ſagte: Ich kenne ihn wohl. Er iſt des Herrn Pauls älteſter Sohn. Ich hätte aber doch niemals gedacht, daß er ſich ſo liederlich aufführen würde. Ich antwortete: Ich ſage nicht, was er iſt, oder was er gethan hat, ſondern erzehle bloß, wie er hier auf dem Papier beſchrieben wird. Hierauf ging der Bauer weg, und ich weiß nicht, was er von dem Schreiber oder von mir, der ich ihm dieſes erklärte, für Gedanken hegen mochte. Ich hörte bloß, daß man nachher in dem Dorfe davon murmelte, daß der Sohn des Herrn Pauls einer mit neun Jungfern betriebenen Hurerey beſchuldiget worden; und wenn dieſes ſich alſo verhielte, ſo wäre es billiger, daß man ihn öffentliche Kirchenbuße thun, und ſeine Unzuchtsbrüche bezahlen lieſſe, als daß man ihn zum Magiſter machte. Es iſt ſehr gut, daß die Bauren von unſern andern gelehrten Anſtalten und Studien keinen vollkommenen Begriff haben, ſie würden, wenn ſie alles genau wüſten, uns nur gering achten, von ſich ſelbſt aber ſehr hohe Gedanken bekommen, und ſich vielleicht gar nicht mehr bequemen, uns Hofdienſte zu leiſten. Ich finde wenigſtens ein größeres Vergnügen, wenn ich mit Bauren, als mit Leuten aus den Städten

 umge-

umgehe, und bin daher auf dem Lande ſo umgänglich, als ich in der Stadt verdrießlich und eingezogen bin. Das Landleben hat überdem noch verſchiedene Vorzüge, welche vermögend ſind, daß Gemüth zu erfriſchen. Es gereicht mir zu einem großen Vergnügen, wenn ich das Korn hervorkeimen, und nachher einerdten ſehe, und es iſt mir nicht weniger angenehm, wenn die Kühe und Schafe Morgens und Abends gleichſam in Proceßion nach dem ihnen angewieſenen Sammelplatz gehen. Die Luft und die Ruhe verurſachen gleichfalls, daß ich mich auf dem Lande beſſer, als in der Stadt befinde. Nichts iſt mir, wenn ich auf meinem Gute bin, beſchwerlich, als die Schweine und Hunde. Die Geſellſchaft der erſten plagt mich des Tages, und die letzten ſtören mich bisweilen des Nachts in der Ruhe. Man muß aber dieſen beyden Nationen wegen des Nutzens, den ſie ſtiften, etwas zu gute halten. Denn die Schweine dienen uns zur Nahrung, und die Hunde beſchützen unſer Eigenthum für Diebe und Räuber. Wenn Sie mich einmal auf dem Lande beſuchen wollen, ſo ſoll es mir lieb ſeyn, und ſie können ſo lange da bleiben, als Sie wollen. Inſonderheit, wann Sie, wie ich, die Kunſt verſtehen, ohne Eſſen und Trinken von der bloßen Luft zu leben. Ich bin ꝛc.

Der

Der dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe den Diogenem Laertium wieder bekommen, und zugleich ein Schreiben von Ihnen erhalten, worinn Sie melden, daß Sie dieſes Buch mit großem Fleiße durchgeleſen, und daraus nicht nur die alten philoſophiſchen Secten kennen lernen, ſondern auch bemerkt, wie verwirrt man durch die verſchiedenen Meynungen in der Philoſophie werden könne. Lucianus hat recht, wenn er ſagt: daß derjenige, welcher ſich bey den Philoſophen Raths erhohlet, einem ſchlummernden Menſchen ähnlich wird, welcher das Haupt bald auf dieſe bald auf jene Seite des Bettes wendet, und doch keine rechte Ruheſtätte finden kann. Sie wundern ſich am meiſten über die Pyrrhonier, oder über die ſceptiſchen Philoſophen, und halten ſolche für die ſeltſamſten unter allen. Pyrrho, welcher dieſer Secte den Namen gegeben, hat den Zweifel noch höher getrieben, als Arceſilaus. Beyde hielten zwar dafür, daß man keine Sache begreifen könnte; Pyrrho aber meynte, daß man auch nicht einmal ſagen könnte, daß alle Dinge unbegreiflich wären, weil dieſes eine Art der Deciſion ſey, welche er verabſcheuete; da Arceſilaus im Gegentheil noch mehr decidirte, indem er ſagte: daß man behaupten könnte, daß man nichts begriffe. Arceſilaus behaupte-

te, daß einige Dinge ganz unbegreiflich wären, einige aber doch noch eher, als andere, könnten dargethan werden. Pyrrho aber hielt dafür, daß man von keiner Sache urtheilen könne, ſondern in einem beſtändigen Zweifel beharren müſte, ohne einen gewiſſen Schluß zu faſſen. Zu dieſen zweifelnden Secten hat die Beſcheidenheit des Socrates Anlaß gegeben. Denn weil derſelbe ſtets zu ſagen pflegte: daß er nichts wüſte, ſo legte man dieſen Satz unrecht aus, und meynte, man müſte alles leugnen und behaupten, daß man nichts wiſſe, oder zu verſtehen vermögend ſey. Die Chriſten haben von dieſer Lehre des Pyrrho, oder von dem ſogenannten Scepticismo verſchiedentlich geurtheilet. Einige haben dieſe Lehre mit recht für die ſchädlichſte unter allen gehalten, weil dadurch aller Glaube in der Theologie aufgehoben wird. Andere aber urtheilen gelinder davon, und ſagen: daß die Ungewißheit in allen Sachen, und die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes uns nöthige, unſere einzige Zuflucht zu dem geoffenbarten Worte zu nehmen. Sie führen, um ihrem Satz eine Farbe zu geben, ſowol die Redensarten gewiſſer alten Kirchenväter, als anderer anſehnlichen neuen Lehrer an, welche von der Unvollkommenheit der Vernunft reden, um ſolche unter den Gehorſam des Glaubens zu bringen; obgleich dieſe Lehrer dadurch keinesweges behauptet, daß man die Vernunft gänzlich an die Seite ſetzen, und alles ungewiß machen müſſe. Diejenigen, welche alſo urtheilen, und ihren Scepticismum auf eine ſolche Art zu beſchönigen ſuchen, beobachten nicht, daß ſie dadurch nicht nur die ganze

Digitized by Google

ze Philoſophie, ſondern auch die Religion ſelbſt auf-
opfern. Denn wenn man vorgiebt, daß man ſich
gar nicht auf die Sinnen verlaſſen kann, ſondern
daß alles, was wir ſehen und hören anders ſeyn
kann, als es uns nach dem Geſicht oder Gehör
vorkommt; ſo können wir endlich dahin gerathen,
daß wir das geoffenbarte Wort Gottes ſelbſt als ei-
ne bloſſe Illuſion anſehen. Denn eine allgemeine
Unwiſſenheit bringt einen allgemeinen Unglauben,
ſowol in geiſtlichen als leiblichen Dingen mit ſich.
Niemand hat dieſes gründlicher erklärt, als **Pla-
cette**, in ſeinem Tractat vom Gewiſſen, welcher da-
von folgendergeſtalt redet: Solche Zweifel heben
nicht nur die Vernunft, ſondern auch die Religion
auf, und es iſt unmöglich, diejenigen wieder auf den
rechten Weg zu bringen, welche durch ihre Irrthü-
mer auf dieſe Extremität gerathen ſind. Man
kann die Unwiſſenden unterrichten, die Halsſtarrigen
überzeugen, und die Ungläubigen bekehren. Aber
es iſt unmöglich, einen Pyrrhonier zu überführen,
weil man ſich keines Beweiſes bedienen kann, wel-
cher nicht gleich zu einem Sophisma wird. Kurz,
kein Argument wird für wichtig gehalten, wo man
nicht vorher annimt, daß alles, was klar und be-
weißlich kann dargethan werden, auch wahr ſey, oder,
wo man nicht eben dasjenige voraus ſetzt, worüber
man ſtreitet. Denn der Pyrrhonismus beſteht in
nichts anders, als daß man dasjenige leugnet, was an-
dere für klar und deutlich halten. Man ſieht hieraus,
was für Gedanken Placette von dieſer Secte geheget,
und was einige von den neuen Lehrern davon geur-
theilet, welche dieſe Lehre in Abſicht auf die Reli-
gion

gion für nützlich gehalten, weil die wankenden Seelen dadurch angetrieben würden, GOtt allein um Erleuchtung zu bitten, welche, wie ſie ſagen, durch Nachforſchen nicht kann erhalten werden. Aber dieſe Lehre kann nur fanatiſchen Leuten zu ſtatten kommen, welche ſich eine göttliche Eingebung auf eine wundervolle Art zueignen, obgleich GOtt ſeinen Willen in ſeinem Worte zu erkennen gegeben, nach dem man ſich richten muß. Wenn nun GOtt die Wankelmüthigen auf Moſen, die Propheten, Evangeliſten und Apoſtel verweiſet, iſt man alsdenn nicht gleich nahe? Denn ob ſolche Menſchen gleich ſehen und hören, ſo leugnen ſie doch die Gewißheit der Sinnen, und geben dadurch zu erkennen, daß alle Revelation umſonſt aufgezeichnet, alle Zeugniſſe umſonſt abgelegt, und alle Wunderwerke umſonſt verrichtet worden. Es iſt alſo der Mühe nicht werth, den Scepticismum zu widerlegen, wenn verſchiedene anſehnliche Männer nicht darauf verfallen wären, und dieſen paradoxen Satz mit der äuſſerſten Scharfſinnigkeit zu vertheidigen geſucht hätten. Pyrrho, Arceſilaus, Carneades ꝛc. waren groſſe Philoſophen, und die Gelehrten der neuern Zeiten, als Mothe le Vayer, Huetius, Bayle, und andere, welche dafür gehalten, daß dieſe Lehre der Religion nützlich ſey, werden unter die Gelehrten der erſten Claſſe gerechnet. Es iſt alſo bloß dieſer groſſen Männer halber geſchehen, daß andere ſich Mühe gegeben haben, dieſe Lehre zu widerlegen, ungeachtet dieſes billig nicht ernſthaft, ſondern allein im Scherz geſchehen ſollte; wie ehedem Diogenes, und zu unſern Zeiten Moliere gethan.

gethan. Wie Diogenes einmal einer philoſophiſchen Lection beywohnte, und hörte, daß der Lehrer, nämlich Zeno Eleates leugnete, daß es eine Bewegung gäbe, ſo gieng er drey bis vier mahl im Auditorio auf und nieder. Wie Zeno ihn hierauf fragte, was dieſes bedeuten ſolte, ſo gab er zur Antwort: er ſtünde ſtille, und es käme dem Zeno nur alſo vor, als wenn er eine Bewegung machte. Moliere ſtellte einen ſceptiſchen Philoſophum vor, welcher geſchlagen ward. Da derſelbe im Zorn fragte, wesfals man ihn ſchlüge, ſo erhielt er zur Antwort, daß er nach ſeinem Principio nicht ſagen könne, daß er Schläge bekommen, ſondern dieſes hätte ihn nur alſo bedünket. Carneades zweifelte dergeſtalt an allen Sachen, daß er an einem Tage die Gerechtigkeit zu einer Tugend, und an dem andern zu einem Laſter machte. Wie er aber ſeinen Schüler den Mentor, einmal bey ſeiner Frau im Bette antraf, ſo gerieth er mit demſelben deswegen in einen heftigen Streit, und gab dadurch zu erkennen, daß er nicht daran zweifelte, ſondern gewiß verſichert war, daß Mentor ihm zu nahe gekommen. Die That des Mentors war laſterhaft, inſonderheit da ſolche ſeinen eignen Lehrmeiſter, betraf. Die Refutation an ſich ſelbſt war unerlaubt, ungeachtet dieſelbe eine gute Wirkung hatte. Und Carneades konte nach ſeinen eigenen Grundſätzen in der Philoſophie desfals keinen Proceß anfangen. Pyrrho ſelbſt, wie kaltſinnig er auch ſonſt in allen Dingen war, handelte doch einmal wider ſeine eigene Lehre. Denn er gerieth einer geringen Sache halber, wider ſeine leibliche

Schwe-

Schweſter im Zorn. Und da man ihm vorwarf, daß er dadurch ſeinen eigenen Sätzen entgegen handelte, und ſeine Kaltſinnigkeit verleugnete, welche er doch ſtets wolte von ſich blicken laſſen, ſo gab er zur Antwort: Es iſt nicht der Mühe werth, dieſe Tugend eines Weibes halber auszuüben. Uebrigens ließ er eine große Gleichgültigkeit blicken. Er freuete und betrübte ſich über nichts. Es war ihm gleich viel, ob ihn jemand hören wollte oder nicht, und wenn auch alle ſeine Zuhörer weggingen, ſo hörte er deswegen doch nicht auf zu reden. Sein eigner Lehrmeiſter, Anaxarchus fiel einmal in eine Grube. Pyrrho welcher dieſes ſahe, ging ihn vorbey, ohne ihm die Hand zu reichen, und ward deswegen von dem Anaxarchus gelobet, daß er ſeiner Lehre gefolget. Einige ſagen, daß ſeine Gleichgültigkeit und Unachtſamkeit ſo weit gegangen, daß er weder einem Wagen, noch auch raſenden Hunden ausgewichen, wesfalls ſeine Freunde immer genau auf ihn acht geben müſſen, damit er nicht in ein Unglück gerathen möchte. Einige halten dieſes zwar für unglaublich; wenn aber die Hiſtorie von den Anaxarcho richtig iſt, ſo hat man auch nicht Urſache, an der letzten Begebenheit zu zweifeln. Man ſieht hieraus, auf welche thörichte Meynungen ein Menſch gerathen kann. Epictetus, welcher ſonſt viele Hochachtung für die Perſon des Pyrrho hatte, redete einmal einen Pyrrhonier, welcher die Gewißheit der Sinnen leugnete, auf folgende Art an: Wenn ich bey euch in Dienſten ſtünde, und ihr beföhlet mir, Oel ins

Bad

Bad zu gieſſen, ſo wollte ich euch Lauge auf den Kopf ſchütten. Wenn ihr ein ſtärkendes Getränke verlangtet, ſo wollte ich euch Weineßig geben; und wenn ihr euch darüber beſchwertet, ſo wollte ich ſagen, daß ihr euch irrtet, und daß es euch nur ſo ſchiene, als wenn es Lauge oder Weineßig wäre. Dieſes können Sie demjenigen beyfügen, was ſie bey dem Diogene Laertio geleſen haben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ein und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie beklagen ſich in Ihrem letzten Schreiben, daß Sie Ihren getreuen Hund, den Fairfax eingebüſſet, und bedauren denſelben um ſo viel mehr, weil er, wie Sie ſchreiben, ſolche Eigenſchaften gehabt, daß ihm nichts als die Sprache und die Bildung gefehlet, um ihn unter die vernünftigen Creaturen zu rechnen. Sie meynen, daß Carteſius, wenn er dieſen Hund geſehen hätte, ſein Syſtema von dem Mechanismo der Thiere dürfte geändert haben. Ich, meines Theils, bin in dieſem Stücke kein Carteſianer, ungeachtet ich ſeine Lehre nicht mit einer ſolchen Hitze, wie einige andere von den Philoſophen unſrer Zeiten verdammen. Denn ich habe nach einer genauen Unterſuchung befunden, daß man ſich in ein gefährliches Labyrinth ſtürzet, man mag auch bey der Frage von der Seele der Thiere eine Meynung erwählen, welche man will. Es iſt daher am beſten, ſein Urtheil über dieſe Sache auszuſetzen, indem die Schwierigkeiten nicht allein unauflöslich, ſondern auch gefährlich anzurühren ſind. Die vernünftigſten Theologi und Philoſophi ſagen eben dieſes, weil ſie an beyden Seiten einen gefährlichen Abgrund erblicken, und ſonſt keinen Ausweg abzuſehen, vermögend ſind.

Dieſe-

Diejenigen, welche mit dem Herrn von Leibnitz und andern hierinn einen Mittelweg ausfündig zu machen ſich bemühet, haben ſo ſubtil philoſophirt, daß ſie allem Anſehen nach, ſich ſelbſt nicht verſtanden, geſchweige, daß ſie denn andere ſollten zu einer mehrern Erkenntniß gebracht haben. Es iſt alſo ein Stein des Anſtoſſes vor der menſchlichen Vernunft, und wird auch gewiß ein Stein des Anſtoſſes bleiben. Denn meiner Meynung nach, enthält die ganze Philoſophie keine größere Schwierigkeit. Die Alten haben ſich große Mühe gegeben, zu unterſuchen, worin das Leben und die Eigenſchaften beſtehen, welche bey den Thieren angetroffen werden, und etwas ähnliches mit den Seelen der Menſchen haben; man findet aber ſo viele verſchiedene Meynungen, als ſich gelehrte Männer damit beſchäftiget haben. Die Streitigkeiten währen noch, und werden auch, allem Anſehen nach, noch ſo bald kein Ende erreichen. Man kan übrigens alle ſtreitende Parteyen in zwo Hauptſecten eintheilen, von denen einige der Lehre des Carteſii, andere aber den Grundſätzen des Ariſtoteles folgen. Niemand hat ſich vor den Zeiten des Carteſii erkühnt, die Thiere zu bloßen Maſchinen zu machen. Denn obgleich einige von den alten Philoſophen verſchiedene Sätze gehegt, welche damit eine Verwandſchaft zu haben ſcheinen, ſo iſt doch keiner von ihnen ſo weit gegangen. Der Streit betraf bloß die mehr oder weniger vernünftigen Seelen, oder eigentlich dasjenige, was man vornämlich eine vernünftige Seele nennet, und dasjenige, was man allein das Leben, animam ſenſitiuam

zu nennen pflegt. Der groſſe Philoſoph, Renatus des Cartes merkte, daß es allemal in Abſicht auf die Religion gefährlich ſey, man möchte auch eine Meynung ergreifen, welche man wolte. Denn weil er kein Mittel wuſte, zwiſchen einer todten Materie und einem lebendigen Geiſte, ſo hielt er dafür, wenn man den Thieren ein ſolches Leben beylegte, ſo lege man ihnen auch eine Seele, und folglich die Unſterblichkeit bey. Ja der Unterſcheid unter der Seele eines Thieres oder eines Menſchen beſtünde allein in einer größern oder geringeren Vollkommenheit, deren unterſchiedene Wirkungen man den Organis der Leiber zuſchreiben könne, worin die Seele operire. Er verfiel alſo auf die bekante Lehre, wodurch den Thieren die Seele abgeſprochen wird, und ſie zu bloßen Maſchinen gemacht werden. Keine Lehre ſcheinet mehr paradox zu ſeyn, ſie ward aber von vielen mit großer Begierde angenommen, weil man ſie für das einzige Mittel hielt, zu verhindern, daß die Seelen der Menſchen nicht mit den Seelen der Thiere möchten vermengt werden, weil man ſonſt zugeben müſte, daß ſie beyde entweder materiell, oder auch beyde geiſtig und folglich auch unſterblich wären. Im Gegentheil aber haben ſich auch viele Mühe gegeben, dieſe Lehre zu widerlegen, und ſich ſolcher Gründe bedienet, welche von den Eigenſchaften der Thiere hergenommen werden, indem man bey den leztern eine Freude, Betrübniß, Begierde und Freundſchaft, wie auch einen Abſcheu und Haß, und ein Gedächtniß wahrnimt, welches alles von einer Maſchine nicht kann geſagt werden. Ja einige

ge ſind ſo weit gegangen, daß ſie bey den Thieren auch gewiſſe Merkmale der Religion entdecken wollen. Dem allen ungeachtet aber ſind doch die Carteſianer bey ihrer Meynung geblieben, und ſagen: Wenn man den Thieren eine Erkentniß beylege, ſo werfe man allen Beweiß über den Haufſen, welche von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele können angeführet werden. Ja, ſie halten diejenigen, welche ihre Lehre zu widerlegen ſuchen, für Epicuräer, welche, um die Religion aufzuopfern, die Seelen der Menſchen mit den Seelen der Thiere in eine Claſſe ſetzen. Dieſe aber ſuchen eine ſolche Beſchuldigung von ſich abzulehnen, und behaupten daher eine differentiam ſpecificam, unter der Seele der Menſchen und Thiere. Die Carteſianer erwiedern, daß mehr oder weniger nicht vermögend ſey, die Schwierigkeit zu heben, weil daraus nichs anders flieſſe, als daß die Seelen der Thiere und Menſchen bloß in Abſicht auf eine größere oder geringere Vollkommenheit von einander unterſchieden wären. Ja einige behaupten, je größer die Eigenſchaften wären, welche man bey den Thieren wahrnehme, deſto mehr werde die Lehre des Carteſius dadurch beſtärkt. Z. E. Wenn die Zeit kömmt, daß ein Vogel brütet, ſo bereitet er ſein Neſt mit einer ſolchen Kunſt und Geſchicklichkeit, daß ſolches zur Beqvemlichkeit der Jungen volkommen eingerichtet iſt. Ein Mädgen aber, welches niemals von einer Schwangerſchaft etwas gehöret und kein Wochenbette geſehen, würde ſich einbilden, daß ihre Schwangerſchaft von ſonſt einem Zufalle herrühre, und ſich alſo weder auf die Geburt noch auf ein Wochenbette

gefaſt machen. Ob gleich ein Huhn niemals geſehen, wie ein anderes Huhn die Eyer ausgebrütet, ſo weis es doch gleichſam aus einer Eingebung, daß die Jungen aus den Eyern hervorkommen, und daß dieſes dadurch geſchiehet, wenn die Eyer warm gehalten werden. Eine Ameiſe ſamlet ſich ihr Futter auf den bevorſtehenden Winter, und ſieht auf das Zukünftige, welches keinem Menſchen ohne vorhergehende Erfahrung in den Sinn kommen würde. Die Störche verlaſſen das Land zu gewiſſen Jahrszeiten, um ſich anderwärts hin zu begeben, wo die Luft ihnen zuträglicher iſt, da kein Menſch ohne vorhergehende Unterweiſung zu ſagen vermögend iſt, wo Süden, Norden, Oſten oder Weſten lieget. Ich übergehe, was man ſonſt von den Bienen und andern Thieren wunderbares zu erzehlen pflegt. Kurz: es ſcheint, daß die Thiere nicht allein vergangene, ſondern auch zukünftige Dinge und Begebenheiten wiſſen. Es legt dieſes alſo vielmehr einen Beweis ab, daß ſie als Maſchinen von einer andern Macht getrieben werden. Denn daß viele von ihren Verrichtungen ſich nicht auf die Vernunft, und auf eigene Betrachtungen gründen, ſolches erhellet daraus, daß, ſobald die Jungen eines Thiers oder eines Vogels in den Stand kommen, daß ſie ſich ſelbſt zu ernähren fähig ſind; ſo kennen die Eltern ſie nicht mehr. Man ſieht hieraus, daß die herrlichen Eigenſchaften, welche man von den Thieren anführet, um die Lehre Carteſii zu widerlegen, ſolche mehr ſtärken als ſchwächen; und daher urtheilen diejenigen ſicherer, welche ihre Beweiſe von einer andern Art der Bewegung hernehmen,

nehmen, welche die Thiere mit den Menſchen gemein haben, und eine Begierde, eine Furcht und ein Gedächtniß ꝛc. anzeigen. Wenn ein Hund einmal deswegen geſtraft worden, daß er etwas von dem Tiſche geſtohlen; ſo nimt er ſich zu einer andern Zeit in acht, und zwinget ſeine Fräßigkeit, weil er die vorige Strafe wieder beſorget. Es iſt dieſes ein Merkmahl des Gedächtniſſes und der Furcht, welche bey ihm einen ſolchen Eindruck macht, daß er ſeine Begierde an die Seite ſetzet. Dieſes und dergleichen mehr kann man anführen, um zu zeigen, daß die Thiere keine Maſchinen ſeyn können. Man mag indeſſen eine Partey ergreifen, welche man will, und ſich entweder zu der Secte des Ariſtoteles oder Carteſii ſchlagen; ſo findet man ſolche Schwierigkeiten, woraus man ſich auf keine Art füglich herauswickeln kann. Das ſchlimſte iſt, daß eine jede Partey, welche zu ſtark auf ihre Lehre dringet, ſich ſelbſt der Beſchuldigung der Gottloſigkeit, und der Atheiſterey unterwirft, womit eine Partey ſonſt die andere zu belegen pflegt. Beyde Parteyen behaupten, daß ihre Lehre auf die Vertheidigung der Religion abziele. Die Ariſtotelici ſagen in dieſer Abſicht: Wenn GOtt ſolche Maſchinen erſchaffen können, wie man vorgiebt, daß die unvernünftigen Creaturen ſeyn ſollen, ſo hätte er auch andere erſchaffen können, welche eben ſo vollkommen geweſen wären, als die Menſchen. Hieraus aber würde folgen, daß die Menſchen auch nur bloß materiel ſeyn könnten, und daß bey ihnen kein anderes von dem Leibe abgeſondertes Weſen, als bey den Thieren ſey, ſondern daß beyde Arten der Creaturen durch den Tod einen glei-

chen und völligem Untergang unterworfen wären. Sie beobachten aber hiebey nicht, daß die Carteſianer ſie mit ihren eigenen Waffen zu beſtreiten ſuchen. Denn dieſelben ſagen: Weil kein Mittel zwiſchen der Materie und dem Geiſte iſt, und die Seele oder der Geiſt nicht vergehen kann; ſo folgt daraus, daß man die Seelen der Thiere, mit den Seelen der Menſchen vermenge, welches aber gottlos iſt, und wider die Religion ſtreitet. Ueberdem ſcheint der Vernunft nichts ungereimter zu ſeyn, als die Seelen der Thiere unſterblich zu machen, inſonderheit, wenn man betrachtet, daß ein jedes, und auch das kleinſte Inſect, ja auch unzählige andere, die man nicht anders, als durch Vergrößerungsgläſer ſehen kann, ihre Seelen haben müſſen, wenn ſie lebendig ſind, und aus etwas anders, als aus einer organiſirten Materie beſtehen. Solchergeſtalt haben beyde Meynungen ihre Unbequemlichkeiten, und man kann aus den von beyden Seiten beygebrachten Argumenten gleich gefährliche Sätze wider die Religion ziehen. Deswegen haben ſich einige von den gröſten Philoſophen unſrer Zeiten bemühet, einen Mittelweg zwiſchen der ſcholaſtiſchen und carteſianiſchen Lehre ausfündig zu machen, wovon die erſte auf einen Einfluß des Leibes in die Seele, und der Seele wider in den Leib dringet. Die andere aber behauptet, daß GOtt ſelbſt dieſes unmittelbar thue. Der große Leibnitz hat ſich hauptſächlich bemühet, dieſe Schwierigkeit durch die ſogenannte harmoniam praeſtabilitam zu heben, welcher Satz aber nicht nur von den Theologis angefochten worden, weil ſie gemerkt, daß derſelbe dahin abziele

einen

einen fatalen Mechaniſmum einzuführen, welcher ſich auch auf die Menſchen erſtrecket, und ihnen den freyen Willen benimt, ſondern die Philoſophen haben auch viele Einwendungen dagegen vorgebracht, daß die Schwierigkeit alſo noch nicht völlig gehoben worden. Dieſer große Mann iſt übrigens glücklicher geweſen, als andere, die Zweifel zu heben, welche einige wegen der Seelen der Thiere zu machen pflegen, die man nicht vernichten kann, wenn ſie Seelen ſind, die mit der Materie nicht vergehen können, noch auch für unſterblich erklären kann, wegen ihrer unendlichen Vermehrung durch die Zeugung. Denn in einem Fiſche können z. E. etliche 1000 andere, und folglich auch eben ſo viele unſterbliche Seelen verborgen liegen. Er behauptet daher, daß GOtt vom Anfang der Welt her alle Formen der Leiber, und folglich auch alle Seelen der Thiere erſchaffen, daß dieſe Seelen ſeit der Zeit ſtets mit der erſten organiſirten und ſubtilen Materie, worinn ſie geſetzt worden, vereiniget ſind, ſo daß ein Thier oder eine jede organiſirte Subſtanz nicht gezeugt wird, oder ſeinen Anfang zu der Zeit nimt, wenn wir meynen, ſondern daß deren Geburt, welche unſerm Bedünken nach, gegenwärtig geſchiehet, nichts anders iſt, als die Ausbreitung und der Wachsthum dieſes organiſirten Weſens. Hieraus folgt alſo, daß weder eine Generation noch eine Vernichtung, weder eine Geburt noch der Tod, ſondern allein eine neue Vermehrung und Zuwachs desjenigen Weſens vorhanden iſt, welches zurücke bleibt, wenn man ſagt: Das Thier hat aufgehört zu leben. Es iſt alſo nicht nur eben dieſelbe Seele, ſon-

dern auch eben dieſelbe ſubtile Materie, womit die Seele vereint iſt, woraus ein neues Thier entſteht, oder vielmehr wider vermehrt und dasjenige wird, was wir ein neues Thier nennen, indem das erſte organiſirte Weſen durch den Tod nicht vergehet, ſondern allein die Theile der Materie verliert, wodurch es vermehrt worden, und welche es durch eine neue Geburt wieder erlangt. Er ſucht dieſes durch das Beyſpiel einiger Fliegen und Inſecten begreiflich zu machen, welche, nachdem ſie lange todt und vergraben geweſen, wieder zu ihrem Leben gelangen. Wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo flieſſet aus dieſer Muthmaſſung, daß alle Thiere und Inſecten, welche nun vorhanden ſind, vom Anfang an eben dieſelben geweſen, und daß die Zahl derſelben weder gröſſer noch kleiner ſey, als ſolche bey der erſten Schöpfung geweſen. Er iſt auf dieſe Meynung gefallen, um die Seelen der Thiere nicht zu vernichten, und die Schwierigkeit zu beantworten, welche wider ihre unendliche Vervielfältigung gemacht wird. Man muß bekennen, daß dieſe Erfindung ſehr ſinnreich, und einem ſo ſcharfſinnigen Geiſte vollkommen gemäß iſt. Es wird aber ſchwer fallen, die Menſchen zu überreden, daß ſie dieſe Art der Auferſtehung des Leibes und der Seele bey den Thieren glauben, indem es ohnedem ſchon gar zu viele Sadducäer giebt, welche nicht begreifen können, wie die zu Staub gewordenen Leiber der Menſchen wieder zu ihrer vorigen Geſtalt gelangen können, und daher die Auferſtehung einzig und allein auf die Seele ausdehnen. Dieſe Lehre ſcheint übrigens mit der Meynung der Juden einigermaſſen über-

überein zu kommen, welche glauben, daß in dem Leibe des Menſchen ein kleines Bein befindlich ſey, welches nicht vergehen könne, und wodurch, wie man ſagt, ein gewiſſer Jude die Auferſtehung des Fleiſches dem Kayſer Hadriano beweiſen wollen. Manaſſes Ben Iſrael redet weitläuftig von dieſem Beine, und ſagt: daß der König David davon rede, wenn er ſagt: Er bewahret mir alle meine Gebeine, daß deren keines zerbrochen werde. Das Bein wird insgemein Luz genannt, aber wenige kennen ſolches zu dieſen Zeiten, und es iſt wahrſcheinlich, daß die unvergängliche Materie des Hrn. Leibnitzens ein gleiches Schickſal haben werde. Man ſieht aus dem, was ich beygebracht habe, wie gefährlich es ſey, ſich in dieſe Streitigkeit einzulaſſen, weil man, was man auch vor eine Partey ergreifen mag, allenthalben anſtößt. Die größten und ſcharfſinnigſten Geiſter, welche ſich bemühet haben, einen Mittelweg ausfündig zu machen, haben, ſo viele Arbeit ſie auch angewandt, die Sache doch nicht heben können. Es iſt alſo am beſten, in dieſem Stücke ſeine Unwiſſenheit zu bekennen, und ſein Urtheil bis auf eine nähere Erläuterung auszuſetzen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
zwey und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir in Ihrem letzten Schreiben, daß Sie die Erklärungen Johannis Clerici über die heilige Schrift mit Vergnügen durchgeleſen. Sie ſind aber dennoch, wie ich merke, mit verſchiedenen Auslegungen dieſes großen Critici nicht zufrieden, weil ſolche bisweilen ſehr kühn ſind, und gewiſſe Mirakel zu ſchwächen ſcheinen. Ich meines Theils, habe bereits ſeit langer Zeit den Grundſatz Philippi Melanchthons vor Augen gehabt, welcher ſagt: Daß die Menſchen in einer guten Abſicht irren können, und fälle daher ein weit gelinderes Urtheil über den Clericus, als viele andere. Ich habe alle ſeine Schriften durchgeleſen, und kann daraus keinen andern Schluß machen, als daß er bey allen ſeinen Irrthümern, die man ihm beylegt, und worinn er auch vielleicht wirklich gerathen ſeyn mag, dennoch ein guter Chriſt geweſen. Eben dieſelben Gedanken hege ich auch von dem Grotius. Dieſe beyden anſehnlichen Männer faßten aus einer wohlgemeynten Abſicht den Entſchluß, die heilige Schrift auf eine geſunde und richtige Art zu erklären. Zu dem Ende machten ſie ſich zuförderſt die Hauptſprachen bekannt, und bemüheten

ten ſich hierauf, nachdem ſie alle andere Auslegungen und Vorurtheile an die Seite geſetzt, die rechte Meynung der Schrift durch Hülfe grammatikaliſcher und allenthalben angenommener critiſchen Regeln ausfündig zu machen. Man muß eine ſolche Abſicht allerdings hoch ſchätzen, obgleich ein jeder, welcher dieſen Weg erwählet, nothwendig bisweilen von einer allgemeinen Erklärung abzuweichen genöthiget iſt. Inſonderheit, da die alten Ausleger eine geringe oder vielmehr gar keine Erkenntniß von der hebräiſchen Sprache gehabt, und daher nicht ſo geſchickt geweſen, die Bibel zu erklären, als die Gelehrten der gegenwärtigen Zeiten, welche die Hauptſprachen aus dem Grunde verſtehen, und ſich in der Critik wohl umgeſehen haben. Man findet daher auch, daß die beyden jüdiſchen Lehrer, **Aben Eſra** und **Maimonides** auf beſondere Erklärungen verfallen ſind, welche nicht mit den Auslegungen anderer Rabbinen übereinſtimmen, weil ſie ſich vorgenommen, die Schrift nach grammatikaliſchen Regeln zu unterſuchen. Sie tadeln an dem Clerico, daß er nebſt dem Grotio gewiſſe Prophezeyungen ſchwäche, von denen man glaubt, daß ſie auf den Meßiam zielen. Ich billige ſelbſt einige von ſeinen Erklärungen in dieſem Stücke nicht. Indeſſen bin ich doch verſichert, daß weder er noch Grotius, dieſes aus einer andern Abſicht gethan, als, um die übrigen Weiſſagungen deſto mehr zu beſtärken, weil ſie dafür gehalten, daß die Religion durch nichts mehr geſchwächt werde, als wenn man die Worte zwingen will, dasjenige zu bedeuten, was ſie nach den Regeln der Sprache und Critik nicht bedeuten

deuten können, und ſich ſolcher Argumente bedient, die nicht hinlänglich ſind, und wodurch den Feinden der Religion nur Anlaß gegeben wird, alle andere Erklärungen für parteyiſch und verdächtig zu halten. Wenn aber jemand aufrichtig geſtehet, daß gewiſſe Erklärungen nicht wohl gegründet ſind, ſo iſt ſein Zeugniß in andern Dingen von einem deſto gröſſern Gewichte. Eben dieſes kann man auch von den Wunderwerken ſagen. Denn wozu nützet es, gewiſſe natürliche Dinge zu Mirakeln zu machen? Dieſes dient zu nichts anders, als die rechten und wirklichen Wunderwerke gleichfalls allerhand Zweifeln zu unterwerfen. Daß Clericus ſowol als Grotius für die chriſtliche Religion wohl geſinnt geweſen, ſolches erhellet aus ihren gründlichen Schriften von der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens. Man bemerkt übrigens allenthalben, daß Clericus ein eifriger Beſchützer der chriſtlichen Religion überhaupt geweſen. Seine Schriften zeugen von einer beſondern Scharfſinnigkeit. Und aus ſeinem Leben erhellet, daß er allem Reichthum und aller weltlichen Hoheit entſagt, um ohne Hinderniß zu ſchreiben, und dasjenige ans Licht zu bringen, was er für Wahrheit hielte. Dieſes allein hat ihn angetrieben, gleichſam in einer gewiſſen Armuth zu leben, und für die holländiſchen Buchhändler zu arbeiten, um ſein tägliches Brodt zu verdienen. Es erfordert demnach die Billigkeit, über einen ſolchen Mann ein gelindes Urtheil zu fällen. Keine Zeit iſt ſeit dem Anfange des Chriſtenthums zur Ketzermacherey unbequemer geweſen, als diejenige, in welcher wir nun leben, da alle Jahre ſcharfſinnige Köpfe

mit

mit neuen Schriften wider die Religion überhaupt ans Licht treten, und nicht nur, wie ehedem, dieſen und jenen Glaubensartikel, ſondern den Grund des Glaubens ſelbſt angreifen, und die Hauptfeſtung mit Sturm zu erobern ſuchen. Solche Zeiten erfordern, daß die chriſtlichen Secten den unchriſtlichen Haß und andere Streitigkeiten an die Seite ſetzen, um ihre Kräfte wider einen gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen, ſo wie man ſieht, daß andere Parteyen thun, welche durch weltliche Abſichten von einander getrennet werden, wenn ſie eine Verbindung zu einer gemeinſchaftlichen Vertheidigung für nöthig halten. Man muß gleichfalls bey ſolchen ſchlüpfrigen Zeiten, als die gegenwärtigen ſind, nicht zu ſtark auf dieſe oder jene angenommene Meynung beſtehen, ſondern ſich allein ſolcher Gründe bedienen, welche wichtig und unwiderſprechlich ſind. Dieſes iſt jederzeit die Abſicht des Grotii, Clerici, und anderer billigen Theologen geweſen. Sie haben die heilige Schrift durch vernünftige Erklärungen auſſer aller Critik zu ſetzen geſucht. Sie haben die Auslegungen nicht ſtark getrieben, welche die Sache nicht heben, diejenigen aber, welche gar nichts beweiſen, haben ſie völlig fahren laſſen, um den Feinden der Offenbarung keine Gelegenheit zur Satyre zu geben. Sie haben endlich auch ſtets zur Einigkeit ermahnt und gerathen, diejenigen zu dulden, welche ſich wegen keiner Streitigkeiten von einander abſondern, übrigens aber in den Grundartikeln des Glaubens einig ſind. Durch ſolche Waffen kann die Hauptfeſtung der Religion am beſten vertheidigt werden, und die Theologi von allen Sek-

ten

ten werden endlich aus Noth zu ſolchen Mitteln greifen müſſen, wenn die Naturaliſten auf ſolche Art fortfahren, wie ſie angefangen haben. Die Zeit wird vielleicht lehren, daß dieſes mein Bedenken über die zukünftigen Zeiten nicht ungegründet iſt, und daß die Vereinigung, woran man bisher vergebens gearbeitet, durch dieſe bedenklichen Umſtände am erſten dürfte befördert werden. Alsdenn wird man ſolche Syncretiſten, wie **Grotius, Clericus** und andere, als Säulen der Religion anſehen; die hitzigen Theologos aber als ungeſchickte Soldaten in der ſtreitenden Kirche abdanken. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der
drey und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen in ihrem letzten Briefe ihr Vergnügen, über das letzte muſicaliſche Concert, welches ſie bey mir angehöret. Wie ich aber aus dem ganzen Schreiben abnehme, ſo ſind ſie zwar mit den Perſonen, welche daſſelbe aufgeführt, nicht aber mit der Compoſition ſelbſt zufrieden. Ich bin mit ihnen in dieſem letzten Punkte einig, ob ich gleich meine Meynung nicht öffentlich ſagen darf, aus Furcht von unſern heutigen Muſicis, als ein Menſch von einem ſchlechten Geſchmack und Gehör angeſehen zu werden. Denn dieſe Art Leute verabſcheuet alles, was ſüß und harmoniſch iſt, und findet bloß an Diſſonanzen einen Gefallen. Dieſer verderbte Geſchmack hat allenthalben, und zwar in einem ſolchen Grad überhand genommen, daß wenn einer von den Alten wiederum aufſtehen, und eines von den nun gewöhnlichen anſehnlichen Concerten mit anhören ſollte, ſo würde derſelbe ſich einbilden, daß die Inſtrumente nicht mit einander accordirten, oder daß die Sayten auf einem jeden Inſtrument nicht geſtimmet wären. Die Muſik der Alten war ſimpel, jedoch dabey natürlich, angenehm und harmonieus; die Muſik der neuern iſt künſtlich, aber auch zugleich

zugleich unnatürlich und raſſelnd. Vor kurzer Zeit hat man ſich doch vorgenommen, Symphonien zu componiren, wodurch die Muſik wieder auf den alten Fuß zu kommen ſcheint. Ich nehme mir bey dieſer Gelegenheit die Freyheit, Ihnen von der Muſik der Alten eine kurze Nachricht zu geben. Unter dem Worte Muſik verſtand man in uralten Zeiten den Geſang, die Poeſie und den Tanz, und ein Muſicus war in allen dreyen Stücken erfahren. Das Wort hatte auch damals eine weitläuftigere Bedeutung. Denn man begriff unter der Muſik alle Harmonie und Ordnung in der Regierung und Haushaltung, und wenn man dieſes weiß, ſo hat man nicht Urſache, über einige von den Alten zu ſpotten, welche geſagt haben, daß eine Regierung nicht ohne Muſik beſtehen könne. Nachher aber hat man hieraus drey verſchiedene Wiſſenſchaften gemacht, ſo daß die Muſik bloß aus einem Geſang, und nachher aus einem Geſang und dem Laut der Inſtrumenten zugleich, oder wie wir nun ſagen, aus der Vocal- und Inſtrumentalmuſik allein beſtanden. Die Vocalmuſik iſt dem Anſehen nach die allerälteſte, weil die Stimme der Menſchen älter iſt, als der Gebrauch der Inſtrumenten, und die erſten Menſchen, indem ſie das Geſchrey der Vögel gehöret und nachgemacht, ſingen gelernet haben. Weil die Schrift bezeugt, daß Jubal der erſte Erfinder der muſikaliſchen Inſtrumente geweſen, ſo erhellet daraus, daß man bis dahin nur bloß geſungen, und ſich dieſes Geſanges eine Zeit lang allein bedienet, entweder um Gott zu loben, oder auch zur Arbeit aufgemuntert

zu

zu werden. Das erſte erhellet aus der älteſten Hiſtorie der heiligen Schrift, welche bezeugt, daß man ſeine Dankbarkeit gegen GOtt, für die empfangenen Wohlthaten, durch feyerliche Lobgeſänge an den Tag gelegt. Das letzte zeigt die Erfahrung, weil niemand öfterer ſingt, als die Arbeitsleute, inſonderheit diejenigen, welche faul und träge ſind, weil ſolche durch den Geſang gleichſam neue Kräfte erhalten. Daher ſagt Quintilianus: *Muſicam natura videtur ad tolerandos facilius labores, veluti muneri nobis dediſſe.* Mit dem Geſang ward nachher die Inſtrumental-Muſik verbunden, und beyde Theile wurden ſowol bey den oben angeführten Umſtänden, als auch ſonſt gebraucht, wenn man die Gemüther der Betrübten aufrichten, und die Soldaten zur Tapferkeit aufmuntern wollte. In der letztern Abſicht bedienten ſich die Spartaner und Cretenſer einer gewiſſen Art von einer groben Muſik, wenn ſie im Felde waren, und ihren Feinden entgegen gingen. Man ſtreitet übrigens, ob die alte oder neue Muſik den Vorzug verdiene? Es iſt ſchwer, hierinn ein Urtheil zu fällen, da man von der Muſik der Alten nicht mit einer ſolchen Gewißheit, wie von ihren Schildereyen, Bildhauerarbeit und Gebäuden urtheilen kann, die wir noch in Augenſchein nehmen können, da wir im Gegentheil von der Muſik nicht anders, als nach der Beſchreibung zu urtheilen vermögend ſind. Es iſt wahrſcheinlich, daß die alleräalteſte Muſik, wie andere Wiſſenſchaften, rauh und ſimpel geweſen, und daß ſolche mit der Zeit immer zu einer größern Vollkommenheit gediehen. Man meynt, daß Amphion der Erfinder

der Cyther oder Leyer geweſen, welche von Lino und Orpheus vielleicht verbeſſert worden. Hyagnis, ein Vater des Marſyas, ſoll zuerſt die Flöten erfunden, und auf einem ſolchen Inſtrumente mit dem Apollo certiret haben. Therpander, welcher ein Poet und Muſikus zugleich war, lebte in einem großen Anſehen, weil er ſowol die Vocal- als Inſtrumental-Muſik verſtand, und zugleich ſang und ſpielte. Er vermehrte die Cyther, welche vorher nur drey oder vier Saiten hatte, mit ſieben Saiten, welche Veränderung aber den Lacedämoniern doch nicht angenehm war, weil ſie die alten Gebräuche nicht gerne fahren lieſſen. Phrynis ging hierinn noch weiter, und vermehrte das Inſtrument nicht nur mit zwo neuen Saiten, ſondern erfand auch neue Melodien, welche von der alten und ſimplen Gravität abwichen, wesfalls er von dem Ariſtophane in der Comödie, die den Titel führt: **Die Wolken**, getadelt wird. Timotheus, welcher auf ihn folgte, wird für den größten Cytherſpieler zu ſeinen Zeiten gehalten. Er vermehrte die Saiten auf der Cyther, und that noch einige hinzu. Er ward aber desfalls durch ein öffentliches Edict von der lacedämoniſchen Obrigkeit beſtraft, die zugleich befohl, daß es bey den vorigen ſieben Saiten ſein Bewenden haben ſollte. Nach ihm kam Archilochus, und endlich Ariſtoxemus, welcher die alte Muſik auf die höchſte Stuffe gebracht. Er lebte zu den Zeiten Alexanders, und noch etwas ſpäter, und hinterließ eine große Menge Schriften, von denen gegenwärtig nur noch allein drey Bücher, *de elementis harmonicis*, übrig ſind. Von dem Urſprung, Wachsthum

thum und Herrlichkeit der Muſik bey den Iſraeliten, habe ich in meiner jüdiſchen Hiſtorie gehandelt. Daß die Muſik ehedem auch in unſerm Norden geblühet, ſolches erhellet aus verſchiedenen Zeugniſſen in der Hiſtorie; und wenn man demjenigen Glauben beymeſſen darf, was von verſchiedenen wundervollen Wirkungen derſelben erzehlt wird, ſo muß dieſe Kunſt ſehr hoch geſtiegen geweſen ſeyn. So viel iſt ausgemacht, daß die Poeten und Sänger an keinem Orte in einem größern Anſehen geweſen, als in den nordiſchen Ländern. Die älteſten und nordiſchen Begebenheiten ſind alle in der Muſik abgefaßt, und die ſogenannten Skalden, Poeten oder Sänger waren insgemein Hofleute und königliche Miniſter. Aus dem, was ich eben angeführt, kann man ſich einiger maſſen einen Begriff von der alten Muſik machen. Die neuern Muſici können ſich zweyer Vortheile rühmen, die den Alten unbekannt geweſen. 1) Die Alten wuſten nichts anders als Homophonien, oder was die Italiener gegenwärtig vniſono nennen, ſo daß die Veränderung allein darinn beſtand, daß man eine Octav über die andere ſang oder ſpielte. 2) Die Muſik der Alten war in 18 Thöne getheilt, von denen ein jeder ſeinen eigenen Namen hatte; ein jeder Thon war wieder durch gewiſſe Merkmale, die man σημεῖα, oder Zeichen nannte, angedeutet. Dieſe Zeichen, deren man ſich ſowol bey der Vocal- als Inſtrumental-Muſik bediente, wurden oben über die Worte geſchrieben, und waren in zwo Linien geſetzt, von denen die erſte ſich auf den Geſang, die unterſte aber auf die Inſtrumente bezog. Man hat

noch einige alte geſchriebene griechiſche Bücher, worinn die Zeichen auf die eben angeführte Art befindlich ſind. Kircher hat folgendes Specimen gegeben, welches er in einer ſicilianiſchen Bibliothek gefunden:

Ι—Γ Ι—Γ Γ Θ Ι Ι—Γ Γ Θ Ι &c.
Χρυ σε ἁ Φορμιξ Α πολ λο νος.

d. i.

O goldene Leyer des Apollo!

Dieſer Charactere hat man ſich in der Muſik bis ins XI. Seculum bedient, da endlich Guido Aretinus die Art erfand, die wir nun gebrauchen, da die Noten auf verſchiedene Linien geſetzt werden, ſo daß die Stelle einer jeden Note einen Thon anzeigt. Dieſe Noten waren im Anfange nichts anders, als Puncten, wobey dennoch nicht angezeigt war, wie lange man bey einer jeden Noten aushalten ſollte. Endlich kam einer aus Paris, Namens Jean de Meurs, auf eine Erfindung, wodurch die Länge und Kürze einer jeden Note konnte angezeigt werden, und dieſes iſt der Urſprung der nun gebräuchlichen grauen und ſchwarzen Noten, wie auch der einfachen und doppelten Fuſen, welche durch ganz Europa angenommen worden. Man kann nicht leugnen, daß die Muſik dadurch ſehr erleichtert, und zu einer größern Vollkommenheit, als die alte, gebracht worden. Man hält 3) davor, daß die Alten keinen Begriff von den Concerten von verſchiedenen Partien gehabt, ſondern wenn ſie

ein

ein Tutti ſungen oder ſpielten, ſo ging der Baß ſowol, als der Diſcant aus einem Ton, und die eine Partie hatte nicht mehrere Noten, als die andere. Da im Gegentheil die Herrlichkeit der Muſik gegenwärtig in den Partien von einer verſchiedenen Compoſition beſtehet, welche doch mit einander harmoniren, und zwar ſolchergeſtalt, daß wenn der Diſcant nur eine einzige Note hat, ſo hat der Baß 8 bis 16. und umgekehrt. Dieſes iſt es, was die Franzoſen contre points nennen, und welche, wie man meynt, den alten Muſicis unbekannt geweſen, wiewol man noch deswegen ſtreitet. Man muß geſtehen, wenn die Alten von dieſen contre points nichts gewuſt, ſo hat die neue Muſik allerdings einen großen Vorzug. Man kann indeſſen nach dieſen drey angeführten Punkten dennoch überhaupt kein Urtheil fällen. Denn man findet an der andern Seite, daß einige Inſtrumente der Alten überaus künſtlich eingerichtet geweſen. Ihre Flöten klungen vortreflich, ihre Lauten und Cithern hatten mehrere Saiten, und ihre Orgeln (Hydraulae) welche durch das Waſſer getrieben wurden, erforderten faſt königliche Koſten, zu geſchweigen, daß ein jedes Wort im Geſange mit der Note auf dem Inſtrument überein kam, und man die Worte ganz genau hören konnte, welches zu unſern Zeiten nicht mehr angeht, indem man oft auf einer Sylbe einen ganzen Takt aushält. Ich will demnach die Sache unentſchieden laſſen, was die uralte Muſik betrift. Die Muſik, welche vor 100 Jahren in Europa gebräuchlich geweſen, hat durch den verderbten Geſchmack des gegenwärtigen Secu-

Digitized by Google

li ihre natürliche Süßigkeit verloren. Denn die Compoſitionen, welche nun gemacht werden, zielen mehr auf die Kunſt, als auf die Annehmlichkeit, und vergnügen die Zuhörer nicht ſowol, als daß ſie den Muſikanten und Sängern etwas zu ſchaffen geben. Es hat alſo die Muſik mit den Schauſpielen einerley Schickſale. Denn die letztern können eben ſo wenig von den Kennern, deren Geſchmack annoch nicht verdorben iſt, ohne Eckel angeſehen werden. Daß die Muſik des Corelli, und die Schauſpiele des Moliere annoch in einigem Werthe ſind, ſolches rührt bloß von dem Namen dieſer Männer, und von dem Ruhme her, welchen dieſelben ſich erworben haben. Denn wenn jemand heutiges Tages nach ihrem Plan ein Stück componiren, oder ein Schauſpiel verfertigen wollte, ſo würde er bey den neuern Kennern keinen Beyfall finden; weil dieſelben nichts anders haben wollen, als was ſchwer und künſtlich iſt, ob es gleich überhaupt keine große Kunſt erfordert, ein ſchweres Concert zu componiren. Denn mancher kann durch eine bloße Menuet ſein großes Geſchick zur Muſik eben ſo gut, und noch beſſer, als durch ein ſtark ausgearbeitetes Stück an den Tag legen. Ich bin ꝛc.

Der
vier und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln es, daß unſer gemeinſchaftlicher Freund C. A. die Schriften des Herrn Bayle ſo gern lieſet. Ich meines theils verarge ihm dieſes nicht. Denn obgleich einige anſtößige Dinge darinn angetroffen werden, ſo muß man doch auch zu gleicher Zeit geſtehen, daß man aus den Schriften dieſes vortreflichen Mannes ſehr viel lernen, und inſonderheit den gemeinen Geſchmack, welcher den meiſten ſtudirenden anklebt, mit einem viel reinern und geſundern verwechſeln kann. In den Schriften des Bayle findet man beſtändig etwas neues und ſeltenes, und obgleich verſchiedene Meynungen, die er vorgetragen, nicht ſtatt haben können, ſo geben ſie doch Gelegenheit, einer Sache weiter nachzudenken, woran man ſonſt vielleicht nimmermehr gedacht hätte. Mir iſt kein Schriftſteller weder unter den neuern noch alten bekannt, welcher mit einer ſolchen Einſicht, und mit einem ſo durchdringenden Verſtande geſchrieben hätte, und es iſt nie eine Schrift ans Licht getreten, welche in Abſicht auf die Arbeit, Menge und Abwechſelung der Materien, Richtigkeit, gründliche Critik, und nette Schreibart mit dem critiſchen Dictionair des Herrn Bayle könnte verglichen werden. Man fin-

det in demſelben eine tiefſinnige Philoſophie, eine gründliche Critik über allerhand Materien, und eine ungemeine Zuverläßigkeit auch in den geringſten Dingen, welche man am allerwenigſten in einem ſo weitläuftigen Werke und von einem ſolchen Skribenten erwarten ſollte, der ſeine Feder als ein Hofmann geführet. Ein jedes Blatt zeigt eine unendliche und faſt ſklaviſche Beleſenheit an. Kommt er auf eine Hiſtorie, ſo entgeht ihm nichts, ſondern es iſt ihm alles bekannt, was jemals von groſſen und kleinen Skribenten davon geſchrieben worden. Er läßt auch nicht den kleinſten Umſtand vorbey, welcher zur Aufklärung einer Sache gereichet, und verbeſſert ſehr oft allerhand Fehler, die von andern begangen worden. Trägt er einen philoſophiſchen Satz vor, ſo merkt man, daß er ſich nicht nur die Lehrbegriffe aller alten und neuern Philoſophen bekannt gemacht, ſondern er eröfnet auch ſein Bedenken darüber auf eine ſo gründliche, als lebhafte und neue Art. Mit welcher Geſchicklichkeit er ſeine Feder zu führen gewußt, ſolches erhellet daraus, daß obgleich keine Lehre für ungereimter nud leichter zu widerlegen gehalten worden, als die manichäiſche und ſceptiſche, ſo hat er dieſelbe doch auf eine ſolche Art auszuſchmücken gewußt, daß die gröſten Gottesgelehrten und Philoſophen ihre Kräfte vereinigen müſſen, um ſeine Sätze zu beſtreiten. Kurz, ſein Dictionair iſt ein unwiderſprechlicher Beweiß von einer ſtarken Arbeit, genauen Aufmerkſamkeit, und einer ungemeinen Scharfſinnigkeit und Einſicht: Ja wenn man ſich die Gröſſe deſſelben vorſtellet, indem es aus 4 groſſen Folianten beſte-

beſtehet, welche, wenn ſie mit andern ordentlichen Buchſtaben wären gedruckt worden, acht andre ausmachen würden, ſo muß man ſagen, daß dieſes Werk faſt die Kräfte eines Mannes überſteiget. Seine eignen und paradoxen Meynungen, die er allenthalben ausſtreuet, haben ihm viele Feinde zugezogen, und diejenigen ſind zu entſchuldigen, welche ihm dieſes zur Laſt legen. Wenn ſie aber ſagen, daß in ſeinen Schriften nichts als Verwirrung und thörichte Sätze anzutreffen, ſo verrathen ſie ihre Affecten. Ich meines Theils leſe keine Schriften mit einer gröſſern Bewunderung, und daher kann ich leicht begreiffen, wesfalls unſer Freund, welcher einen guten Geſchmack hat, nicht müde werden kann, die Schriften des Herrn Bayle zu leſen. Ich bin ꝛc.

Der fünf und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich mit einem Manne in Geſellſchaft, welcher der reformirten Religion zugethan war. Wir geriethen bey unſrer Unterredung unvermuthet in eine Religions Streitigkeit, die jedoch ohne ſonderliche Hitze an beyden Seiten fortgeſetzt ward. Er beklagte ſich über eine gewiſſe Unbeugſamkeit und Härte bey den Evangeliſchen, welche alle auf eine Vereinigung der beyden Religionsverwandten abzielende Vorſchläge verwürfen, da doch ſonſt dieſe Vereinigung ſehr leicht möglich zu machen wäre, indem beyde Partheyen in den Hauptpuncten nicht von eiuander abgiengen. Ich aber behauptete, daß ſie in den Grundarticken des Glaubens nicht mit einander überein kämen. Wie er nun zu wiſſen verlangte, welcher Artikel den Evangeliſchen am anſtößigſten wäre, ſo antwortete ich, derjenige, welcher von der Prädeſtination handelt, indem ſolcher uns eine ſchlechte Idee von GOtt giebt, GOtt zum Urheber der Sünde macht, und ihn als einen ſolchen Richter abmahlet, welcher die meiſten Menſchen aus bloßem Wohlgefallen zur Verdammniß beſtimmet. Er antwortete: Die Refor-

mir-

mirten machen GOtt eben ſo wenig, als die Evangeliſchen zu einem Urheber der Sünde; ſondern dieſes iſt bloß eine Folge, ſo die letztern aus der Lehre von der Prädeſtination ziehen, welche die erſten ſich nicht erkühnen zu läugnen, indem ſolche ſich auf die Epiſteln Pauli gründet. Beyde Religionsverwandten können in dieſem Stücke eine gleich gute Abſicht haben, weil ſie beyde darauf bedacht ſind, die Eigenſchaften Gottes zu retten. Die Evangeliſchen erkühnen ſich nicht, die Lehre von der Prädeſtination anzunehmen, weil dieſelbe mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu ſtreiten, und ihn aus einem gnädigen Vater zu einem ſtrengen und willkührlichen Richter zu machen ſcheinet. Die Reformirten erkühnen ſich aber an ihrer Seite auch nicht, wider die Souverainitet Gottes zu ſtreiten, und ſeine abſolute Macht einzuſchränken, inſonderheit da die Schrift ſolches verbietet. Denn es heißt: Kann auch ein Topf zu dem Töpfer ſagen: Warum machſt du mich alſo? Beyde Parteyen ſind alſo bloß durch die Furcht und Ehrerbietigkeit zu verſchiedenen Redensarten veranlaſſet worden; Sonſt aber kommen ſie beyde in ihrem Zweck und in ihrer Hofnung mit einander überein, ob ſie gleich verſchiedene Wege dazu erwählen. Und da dieſes ſich alſo verhält, ſo muß die Erbitterung und der Haß an beyden Seiten aufhören. Die Evangeliſchen müſſen die Reformirten nicht verdammen, weil dieſelben eine unumſchränkte Prädeſtination glauben, um die Macht Gottes deſto mehr zu erhöhen, inſonderheit da die Reformirten ſich gar nicht an die Folgen binden, welche andre daraus

ziehen,

Digitized by Google

ziehen, ſondern vielmehr bekennen, daß ſie mit den Evangeliſchen gleiche Gedanken von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes hegen, ob es gleich der ſchwachen Vernunft der Menſchen ſchwer zu begreifen fällt, wie eine ſolche Prädeſtination mit der Güte Gottes kann vereiniget werden. Es iſt genug, fuhr er fort, daß die Schrift uns befiehlet, dieſes zu glauben, und man kann kein gröſſeres Merkmahl der Demuth und Ehrfurcht geben, als wenn man die Vernunft unter dem Gehorſam des Glaubens gefangen hält. Ich antwortete darauf: Die Reformirten weichen ſelbſt von den Buchſtaben ab, ſo oft es darauf ankommt, die anſcheinenden Widerſprüche in der Schrift zu heben, und ſich aus gewiſſen Schwierigkeiten heraus zu wickeln. Da nun die Schrift an andern Orten ſagt: GOtt will, daß alle Menſchen ſelig werden, Chriſtus iſt für alle geſtorben, anderer Schriftſtellen zu geſchweigen, welche von der göttlichen Barmherzigkeit ſo prächtig und nachdrücklich reden; erfordert es denn nicht die Nothwendigkeit, ſich vernünſtiger und billiger Erklärungen zu bedienen, wenn etwa hin und wieder ein Spruch vorkommt, welcher eine abſolute Prädeſtination anzuzeigen ſcheint? Solche Regeln nehmen die Reformirten, ja auch ſelbſt bey den Punkten in acht, welche zu dieſer Materie gehören. Denn ſo oft es heißt, daß Chriſtus für alle genug gethan, und daß GOtt die Seligkeit aller Menſchen will, ſo weichen ſie von den Buchſtaben ab, und deuten ſolches allein auf die Auserwählten. Wenn man an einem von dieſen beyden Orten von den Buch-

ſtaben

ſtaben abweichen ſoll, ſo iſt es nach den Regeln einer geſunden Auslegungskunſt nöthig, ſolches bey dem erſten Spruch zu thun, indem uns auf ſolche Art eine rechte Idee von den heiligen Eigenſchaften und der Güte Gottes gegeben wird. Er ſchwieg hierauf ein wenig ſtille. Endlich aber ſagte er: Die Reformirten läugnen die Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht. Sie ſagen, GOtt iſt unendlich gnädig und barmherzig, ungeachtet ſie dieſes mit der abſoluten Prädeſtination, wovon die Schrift redet, nicht vergleichen können. Indeſſen aber ſündigen ſie durch ein ſolches Bekenntniß nicht. Sie legen vielmehr dadurch eine noch gröſſere Probe von ihrem Glauben und von ihrer Demuth ab, indem ſie ſich nicht erkühnen, die Geheimniſſe Gottes zu erforſchen, welche der menſchlichen Vernunft verborgen ſind. Ich verſetzte: Wer das eine zugiebt, der muß auch das andere einräumen. Wer da ſagt, daß GOtt aus einem bloſſen Wohlgefallen, die meiſten Menſchen zur Verdammniß beſtimmt, der behauptet auch, daß er ihre Verdammniß will, und macht denſelben alſo zum Urheber der Sünde. Wenn jemand ſagt, daß ein Regent bey der Austheilung der Strafen und Belohnungen nichts als ſeinen bloßen Willen vor Augen hat, und keine andre Urſache als dieſe anführet: Sic volo, ſic iubeo, ſtat pro ratione voluntas, ſo ſagt er zugleich, daß es ein ungnädiger und ungerechter Regent iſt. Weil er hiergegen nichts einzuwenden wuſte, ſo brachte er endlich das letzte Argument vor, deſſen ſich die Reformirten wider die Evangeliſchen bedienen, indem ſie ſagen, daß beyde Partheyen in der

Sache

Sache ſelbſt einig wären, und nur bloß in den Ausdrü=
cken und Redensarten von einander abgiengen. Er
fragte, ob die Evangeliſchen nicht zugäben, daß
GOtt alles vorher ſähe, was geſchehen ſollte, und
ob es ihm nicht frey ſtehe, Menſchen zu erſchaf=
fen, oder nicht? Wie ich beyde Fragen bejahet,
ſo ſagte er: Wenn GOtt ohne Noth aus bloſſem
Wohlgefallen Menſchen ſchafft, von denen er
voraus ſieht, daß ſie werden verdammt werden,
iſt dieſes nicht eben ſo viel, als ſie zum Ver=
derben zu beſtimmen. Denn was unfehlbar
voraus geſehen wird, das muß unfehlbar ge=
ſchehen. Die Lehre von der Vorherſehung iſt
demnach eben demſelben Einwurf unterworfen,
den man der Meynung von der Prädeſtination
insgemein zu machen pflegt. So wenig man
aber den Evangeliſchen zur Laſt legt, daß ſie
durch ihre Lehre die Güte und Gerechtigkeit Gottes
läugnen, eben ſo wenig muß man den Reformirten
auch ihre Meynung vorwerfen, und eine ſo verhaßte
Folge daraus ziehen. Ich erwiederte: es iſt ein
großer Unterſcheid, eine Sache vorher zu ſehen, und
dieſelbe zu beſtimmen. GOtt hat den Menſchen
einen freyen Willen verliehen, das Gute zu erwäh=
len, und das Böſe zu fliehen, und daher muß und
kann ihr Verderben keiner andern Urſache, als dem
Mißbrauch dieſer Gabe zugeſchrieben werden. Er
ſuchte hierauf meine Gedult durch alle Einwürfe zu
ermüden, welche Herr Bayle in dieſem Stücke vor=
gebracht, und ich merkte, daß er ſie recht an den
Fingern herzuſagen wuſte. Weil aber dieſer Streit
ſich in die Länge zu ziehen ſchien, indem bey der

Vorherſehung ſich allerhand Zweifel äuſſern, ſo hielt ich für rathſam, unſere Unterredung durch folgende Erinnerung zu endigen: Wir ſind beyde in dem Stücke einig: daß GOtt gütig, barmherzig, und gerecht iſt. Die Evangeliſchen bekennen dieſes nicht nur, ſondern ſie meiden auch ſolche Redensarten, welche dagegen ſtreiten. Die Reformirten geben vor, daß ſie eben dieſelbe Lehre führen; ſie bedienen ſich aber ſolcher Ausdrücke, welcher dieſer Lehre entgegen und ſo anſtößig ſind, daß viele Heyden ſich in dieſer Abſicht gewegert haben, die chriſtliche Religion anzunehmen. Was würden die Reformirten verlieren, wenn ſie ſolche anſtößige, und mit ihrer eignen Lehre ſtreitende Redensarten fahren lieſſen? Wollten ſie etwa einwenden, daß ſie beſorgten, der unumſchränkten Macht Gottes dadurch zu nahe zu treten, ſo wird ſeiner Allmacht dadurch nichts benommen, wenn man ſagt, daß er nicht ungerecht ſeyn, oder etwas thun könne, welches mit ſeinen heiligen Eigenſchaften ſtreitet. Oder wollten ſie ſagen, daß ſie ſich nicht erkühnten, von den Worten Pauli abzugehen, oder ſolche durch andere Erklärungen einzuſchränken; ſo müſſen ſie geſtehen, daß ſie ohne Noth bey andern Schriftſtellen von den Buchſtaben abweichen, wo es ganz deutlich heißt: daß GOtt die Seligkeit aller Menſchen verlanget. Es ſcheint überdem, daß Calvinus ſich ſelbſt nicht ſo ſehr in dieſe Lehre verliebt, daß er ſolche für einen Hauptartikel ſollte gehalten haben. Denn ſonſt würde er die locos communes des Melanchthons nicht ins Franzöſiſche überſetzt, und einen Schriftſteller gerühmt haben, welcher in dieſem

ſem Stücke von einer ganz andern Meynung war: Er ward über dieſe Rede beſtürzt, und ging weg, nachdem er mir noch vorher die Verſicherung gegeben, daß er dieſer Sache weiter nachdenken wollte. Ich aber machte hieraus folgenden Schluß: Wenn man bey Religionsſtreitigkeiten gelinde und freundlich zu Werke gehet, ſo gewinnet man mehr, als wenn man die ſtärkſten Argumente mit Feuer und Hitze vorträgt. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ſechs und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie rücken es mir in Ihrem letzten Schreiben nicht undeutlich vor, daß ich von dem Herrn Bayle gar zu hohe Gedanken hege. Sie rühmen zwar die große Arbeit, Scharfſinnigkeit und angenehme Schreibart dieſes Schriftſtellers: Sie ſagen aber auch zugleich, daß Sie nicht begreifen können, wie ein Mann, der frey gedacht, bisweilen auf ſolche thörichte, und faſt fanatiſche Meynungen fallen können. Denn man ſieht, ſchreiben Sie, daß er bey aller Gelegenheit die Herrſchaft der Vernunft zu beſtreiten ſucht, und allen und jeden einen blinden Glauben anräth, ohne eine weitere Unterſuchung anzuſtellen. Was kann ſeltſamer ſeyn, inſonderheit bey einem critiſchen Skribenten, welcher ſelbſt faſt alle überhaupt angenommene Meynungen über einen Haufen wirft, und in allen andern Stücken gar zu ſehr auf ſeine eigne Vernunft zu pochen ſcheint? Sie werden aber anders urtheilen, wenn Sie erwegen, daß Herr Bayle dieſe Lehre bloß aus dem Grunde angenommen, um gewiſſe ſeltſame Sätze des Manichäismi und Pyrrhonismi zu vertheidigen, worinn er ſich verwickelt hatte. Wenn er nur nicht auch dabey die Abſicht gehabt hätte, welche ihm einige beylegen, die

heilige Schrift zu ſchwächen, und zu zeigen, daß die Revelation der Vernunft entgegen ſey. Es ſcheint, daß er, um ſich keinem Verdruß und keiner Gefahr zu unterwerfen, welche eine ſolche Lehre mit ſich führet, auf eine ſo feine Art, zugleich aber auch aus einer böſen Abſicht, einen blinden Glauben ſo eifrig angerathen, und die Lehre ſo weitläuftig gemacht, welche einige Gottesgelehrte von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens vorgetragen. Sie brauchen beyde faſt einerley Redensarten, ſie haben aber beyde nicht einerley Abſicht. Denn einige Geiſtlichen haben dadurch nur diejenigen zu demüthigen geſucht, welche die Vernunft zur einzigen Regel und Richtſchnur des Glaubens machen, und nichts annehmen wollen, was über ihren Begriff iſt. Es ſcheint aber, daß Herr Bayle zeigen wollen, daß die Schrift der Vernunft entgegen ſey, und daß ein Gläubiger des Gebrauchs der Sinnen entbehren könne. Zu dem Ende bedient er ſich der Waffen der oben gemeldeten Geiſtlichen, um ſie zu beſtreiten. Es iſt demnach ganz und gar ſeine Abſicht nicht, die Vernunft zu verwerfen, welche er ſelbſt, und bisweilen gar zu ſtark anwendet, ſondern er bedient ſich dieſer Lehre nur als eines Schildes, um denjenigen zu begegnen, welche ihn eines Unglaubens beſchuldigen. Wenn man dieſes erwegt, ſo kann man nicht ſagen, daß er in dieſem Stücke ſich ſelbſt nicht gleich iſt. Man muß vielmehr ſeine Lehre, daß der Gebrauch und das Urtheil der Sinnen in Glaubensſachen nichts gilt, als den feinſten und klügſten Kunſtgrif anſehen, wodurch er ſich in den Stand

geſetzt,

geſetzt, alles ungeſcheut zu ſagen, was ihm nur eingefallen. Ich wundere mich daher über dieſe Lehre nicht, weil ſolche mehr ſchlau und liſtig, als gemein und fanatiſch iſt. Ich habe mich aber weit mehr über einige andere von ſeinen Lehren gewundert, wovon ich nur zwo Proben anführen will. Wenn er von der Feuerprobe redet, die vor einigen hundert Jahren allenthalben eingeführt war, und einige ſich wundern, wesfalls eine ſolche Probe, nämlich ein glüendes Eiſen unbeſchädigt in der Hand zu tragen, heutiges Tages nicht mehr gemacht werden könne; ſo antwortet er, daß ſolche ehedem durch gewiſſe Geiſter in der Luft dirigirt worden, welche nun aber dergleichen Verrichtungen verlaſſen, um andere vorzunehmen. Ich geſtehe, daß ich in dieſem Urtheil den Herrn Bayle nicht kenne; indem man ſolche Meynung eher einem Alberto Magno, einem Cardano, oder einem andern Träumer, als einem ſolchen critiſchen Philoſophen zutrauen ſollte. Wenn er an einem andern Orte von dem Glücke redet, welches einige Menſchen beſtändig begleitet, ſo wie das Unglück andere unaufhörlich verfolgt, und man das Glück ſo wenig als das Unglück einem bloßen Zufall zuſchreiben kann; ſo meynt Herr Bayle, daß die Luft mit guten und böſen, mit ſtarken und ſchwachen Geiſtern angefüllt ſey, welche dergleichen Dinge zum Schaden und Nutzen der Menſchen dirigirten. Wenn einer z. E. entweder in der Lotterey, oder im Karten- oder Würfel-Spiel glücklich iſt; ſo meynt er, daß ein guter Geiſt für einen ſolchen Menſchen die großen Gewinnſte ziehe, die Würfel alſo welze, daß die großen Augen oben zu liegen

kommen, und die Karten alſo miſche, daß ſein Favorit lauter Triumphs erhalte. Solche Urtheile ſind ſo elend und jämmerlich, daß es ſich nicht der Mühe verlohnet, den Ungrund derſelben zu zeigen. Wenn ſie demnach dergleichen Anmerkungen über die Schriften, des Herrn Bayle gemacht hätten, ſo wollte ich ihrem Urtheil unverzüglich beytreten, aber aus der von ihnen gemachten Erinnerung leuchtet weder eine Ungleichheit, noch ein Mangel der dem Verfaſſer ſonſt eignen Scharfſinnigkeit hervor. Durch die beyden von mir angeführten Punkten aber wird das Sprüchwort beſtättiget: Interdum quoque bonus dormitat Homerus. Weil indeſſen nur wenige Urtheile von dieſer Art in den Schriften des Herrn Bayle angetroffen werden, ſo können dieſe beyden Anmerkungen ſeinen verdienten Ruhm nicht ſchwächen, ſondern ein jeder iſt dennoch gezwungen, von ihm dieſes Urtheil zu fällen, daß er eine ganz ausnehmende Scharfſinnigkeit in unzähligen Dingen blicken laſſen, und die Critik auf die höchſte Spitze gebracht. Ich bin ꝛc.

Der

Der ſieben und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ein gewiſſer Mann, den Sie wohl kennen, ließ ſich in der abgewichenen Woche in einer Geſellſchaft verlauten, daß er ſich viel leichter entſchlieſſen würde, die catholiſche als die reformirte Religion anzunehmen. Ich wunderte mich über dieſen Ausſpruch, und zwar um ſo viel mehr, da ich merkte, daß die meiſten von den Anweſenden eben ſo geſinnt waren. Die Reformirten ſind von uns in zwey Artikeln, nämlich von der Prädeſtination und dem Abendmahl unterſchieden. Der erſte Punkt iſt zwar hart und anſtößig. Weil aber die Reformirten die Folge leugnen, die man aus ihrer Lehre ziehet, als wenn ſie GOtt zum Urheber der Sünde machten, und übrigens von der Güte, Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes auf eben dieſelbe Art, wie wir, reden; ſo dünkt mich, daß man in dieſem Stücke ein wenig gar zu lieblos von ihnen urtheilet. Eben daſſelbe kann man auch von dem andern Punkte ſagen, worinn ſie von uns abgehen. Sie ſtimmen mit uns überein, was den Nutzen und den Gebrauch des Abendmahls, wie auch die Nothwendigkeit und die chriſtliche Vorbereitung zu demſelben betrifft. Sie ſind allein in einer Speculation von uns unterſchieden, welche, ihrer Meynung nach,

zu den metaphyſiſchen Unterſuchungen muß gerechnet werden. Wenn man nun dieſe Irrthümer, wie beträchlich dieſelben auch ſeyn mögen, mit den Lehrſätzen der römisch catholiſchen Kirche zuſammen hält; ſo wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß ſie damit nicht zu vergleichen ſind. Ich will dieſesmal die andern wichtigen Streitigkeiten übergehen, welche wir mit der römiſchen Kirche haben, und nur zwey Stücke anführen, woraus eine offenbare Abgötterey hervor leuchtet. Der erſte und wichtigſte Punkt betrifft die Anbetung des geweiheten Brodts, welche Verehrung die gröbſte Abgötterey der Heyden weit übertrifft. Die Heyden beteten zwar Säulen und Bilder an, ja ſie verehrten bisweilen gar Ochſen, Crocodille, Schlangen und Kräuter; ſie beteten aber alle dieſe Dinge nicht als Götter, ſondern als göttliche Symbola, oder als ſolche Dinge an, welche GOtt vorſtellen. Die Catholiſchen aber beten nicht allein das geweihete Brodt an, ſondern ſie ſagen auch: das iſt der allmächtige GOtt ſelbſt. Wie ich mich zu Paris aufhielte, und das geweihete Brodt einmal in einer Proceßion am Fronleichnamsfeſte vor dem Hauſe des perſiſchen Geſandten vorbey getragen ward, ſo erkundigte ſich der Geſandte, welcher aus ſeinem Hauſe der Proceßion zuſahe, was dieſes bedeuten ſollte. Wie man ihm ſagte: daß man einen kleinen, und in GOtt verwandelten Brodtkuchen in einer Schachtel herum trüge, ſo ſchüttelte er den Kopf, und konnte ſich nicht genug darüber wundern, wie man auf ſolche Einfälle gerathen können, und zwar nicht ohne Urſache. Denn nichts iſt ſchwerer zu begreifen, als wie es

möglich

möglich geweſen, daß eine ſo unmenſchliche Lehre bey vernünftigen Creaturen Wurzel ſchlagen können, ja man kann nichts anführen, wobey das menſchliche Geſchlecht eine größere Urſache hätte, zu erröthen. Dieſer Glaubens-Artikel aber hat ſich nebſt vielen andern in den finſtern und barbariſchen Zeiten eingeſchlichen, und die Römiſch Catholiſchen ſind nunmehr gemüßiget, ihn zu vertheidigen, weil ſie keinen Irrthum in ihrer Kirche zugeben können, ohne zugleich das ganze Gebäude über einen Haufen zu werfen. Eben dieſes kann man auch von dem zweyten Hauptpunkt, nämlich von der Verehrung der Bilder ihrer Heiligen ſagen. Die römiſchen Geiſtlichen ſuchen dieſe Sache zwar einiger maſſen zu beſchönigen, indem ſie einen Unterſcheid unter einer gottesdienſtlichen und unter einer andern Verehrung machen, und behaupten, daß ſie nicht die Bilder, ſondern die Heiligen verehren, welche dadurch vorgeſtellt werden. Weil aber die Heyden eben dieſelbe Erklärung gegeben, wenn man mit ihnen von eben einer ſolchen Verehrung geredet, und die römiſch Catholiſchen es ſelbſt als eine grobe Abgötterey bey ihnen getadelt; ſo müſſen es ſich die letztern nicht befremden laſſen, wenn man den bey ihnen üblichen Bilderdienſt mit eben denſelben Augen anſiehet. Verſchiedene Heyden, die, wie man ſagt, von den Spaniern in Indien und Amerika bekehret worden, treiben dieſe Verehrung noch weiter. Die Heyden in Chili, welche von den Spaniern die Verehrung der Bilder der Heiligen gelernet haben, ſetzen, nach dem Bericht eines gewiſſen Skribenten, gar allerhand Speiſe und Getränke vor den Bildern

 der

der Heiligen nieder, an ſtatt ſie ſolches ehedem bey ihren alten Götzenbildern zu thun gewohnt geweſen. Die römiſchen Prieſter aber ſehen dabey durch die Finger, theils, weil dieſes eine Aehnlichkeit mit ihrer eignen Verehrung hat; indem ſie ihre eignen Bilder auch ſchmücken, Wachslichter bey denſelben anzünden u. ſ. f. theils auch, weil ſie ſich die Gerichte wohl ſchmecken laſſen, womit die Heiligen von den Indianern beſchenkt werden. Es ſind aber nicht nur Bilder der Heiligen, welche die römiſch Catholiſchen verehren, ſondern auch Haare, Knochen, Hirnſchalen, und allerhand Gefäſſe, wenn man nur vorgiebt, daß ſolche den Heiligen zugehöret. Ein vornehmer gelehrter Proteſtant ſagt: Wenn jemand behauptete, daß er die Haut von dem Eſel hätte, worauf Chriſtus geritten; ſo würde man ſolche auch anbeten, und dadurch die Beſchuldigung beſtättigen, womit man ehedem die Chriſten belegte, als wenn ſie einen Eſel verehrten. Wenn man den Reiſebeſchreibungen trauen darf, ſo wird an einem Orte in Italien wirklich ein Eſelskopf verwahret, welcher von dem Eſel ſeyn ſoll, worauf Chriſtus geritten. Wenn man denſelben zeigt, ſo fällt das ganze Volk auf die Knie. Wenn man bedenkt, daß verſchiedene Gebeine, welche man in Rom aufgegraben, als Gebeine der Heiligen verehret werden; da doch die Hiſtorie zeigt, daß die Miſſethäter, inſonderheit zu den Zeiten Neronis, in ſolche Höhlen begraben worden, ſo muß man nothwendig über eine ſolche Verehrung erſtaunen. Und wenn man zugleich betrachtet, daß unzählige andere lächerliche Reliquien mit großer Ehrerbietung verwahrt

wahrt und angebetet werden; ſo muß man nothwendig mit einer großen Verachtung gegen eine ſolche Lehre eingenommen werden, welche dem menſchlichen Geſchlechte zur Schande gereichet. Ich will zum Beweis nur einige von den koſtbarſten Reliquien anführen, welche nach dem Bericht Lucä Marinäi mit großer Ehrfurcht zu Oviedo in Spanien aufbehalten werden: Man zeigt daſelbſt einige Stücke von dem Leinwand, worinn Chriſtus gewickelt worden, da er in der Krippe gelegen. Ein Stück von dem Brodt, womit er die 5000 Mann in der Wüſten geſpeiſet. Ein Stück Erde von dem Grabe Lazari. Einen von den 30 Silberlingen, für welche Judas unſern Heiland verrathen. Ein Stück von dem Mantel des Elias. Einige Beine von den unſchuldigen Kindern, welche Herodes umbringen laſſen. Ein Schuh zu dem rechten Fuß des heiligen Petri. Einige Haare der Maria Magdalena, womit ſie die Füße Chriſti getrocknet. Ein Stück von dem Stab Moſis, womit er das rothe Meer getheilet. Die Verehrung ſolcher Reliquien verdient um ſo viel mehr getadelt zu werden, da es offenbar iſt, daß es keine ächte Reliquien ſind. Eben daſſelbe kann man auch von den Heiligen ſagen. Ein Mahler mahlte an ſtatt des Heiligen Pancratii den heiligen Camprotium, wesfalls Pancratius von der Zeit an als ein ſolcher Heiliger verehrt ward, der die Krämpfe vertreiben könnte. Andern Heiligen werden gleichfalls allerhand Wirkungen, bloß ihres Namens halber beygelegt. Die Schuſter verehren den Criſpinum oder St. Crepin, weil die Pantoffeln in der lateini-

ſchen Sprache Crepidae heiſſen; und die Schmiede verehren St. Clou a Clauibus, oder den eiſernen Nägeln. Was die andern Glaubens-Artikel betrifft, von dem Fegfeuer, den Ablaß, den Wallfahrten ꝛc. ſo wird man faſt nicht einen einzigen finden, der nicht auf den Nutzen und Vortheil der Geiſtlichen gegründet wäre, und womit kein Gewerbe getrieben würde. Wenn man nun zu dieſem allen noch den fürchterlichen Grundſatz füget, welcher allenthalben in der römiſchen Kirche angenommen iſt, nämlich, daß alle diejenigen ohne Gnade verdammt werden, welche auch nur im geringſten von ſolchen ungereimten und unmenſchlichen Lehren abweichen, ja, daß man mit den tugendhafteſten und vernünftigſten Menſchen zum Scheiterhaufen wandert, bloß weil ſie nicht begreifen können, daß eine ſolche Lehre mit dem Worte Gottes übereinſtimmet; ſo iſt leicht zu begreifen, daß die Evangeliſchen, welche meynen, daß es nicht ſo gefährlich ſey, ſich zur catholiſchen als zur reformirten Religion zu wenden, beyde Religionen nicht hinlänglich genug unterſucht haben. Ich bin ꝛc.

Der acht und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Wie wir zuletzt in der Stadt mit einander redeten, ſo ſprachen wir von den barbariſchen Völkern in Aſia, Afrika, und Amerika, inſonderheit aber von den Tartarn und Arabern, welche aus dem Rauben und Plündern ein Handwerk machen, ohne daß ſie dieſes für ſündlich oder unanſtändig halten. Die Sache an ſich ſelbſt iſt billig tadelnswürdig. Man kann aber daraus das böſe Naturell dieſes Volkes keinesweges erweiſen. Denn dieſes rührt vielmehr nur von einigen böſen Gewohnheiten her, welche dermaſſen bey ihnen Wurzel geſchlagen haben, daß ſie die Unanſtändigkeit derſelben nicht weiter wahrnehmen. Solchergeſtalt war es hier in Norden ehedem eine durchgängig angenommene Gewohnheit, Seeräuberey zu treiben, obgleich die nordiſchen Völker ſonſt ſehr tugendhaft waren, ja gröſſere und erhabnere Tugenden ausübten, als ihre Nachkommen, und die Menſchen der gegenwärtigen Zeiten. Ein franzöſiſcher Skribent, Namens Arvieux, welcher ſich eine lange Zeit in dem Orient aufgehalten, macht eine ſo gute Beſchreibung von den Arabern, daß ſolche werth iſt, hier wiederhohlt zu werden, inſonderheit, da mein Bedenken, welches ich

ich eben über dieſes Volk eröfnet, dadurch beſtärkt wird. Er geſteht, daß ſie ohne Scheu reiſende Leute rauben und plündern, er theilt aber auch zu gleicher Zeit eine Nachricht von den andern Gebräuchen und Gewohnheiten dieſer Nation mit, welche ſo beſchaffen ſind, daß ſie dadurch die geſitteten Europäer beſchämen. Er ſagt: Die Araber ſind von Natur ehrbar und mäßig. Sie beſtreben ſich, eine ſolche Weisheit und Ernſthaftigkeit in allen ihren Handlungen blicken zu laſſen, daß auch die lächerlichſten Dinge nicht vermögend ſind, bey ihnen auch nur ein Lächeln zu erwecken. Sie halten dafür, daß diejenigen, welche über Kleinigkeiten lachen, entweder eine Thorheit oder eine Unvollkommenheit zu erkennen geben, und das ein lächelndes Angeſicht nur allein Kindern und Weibern anſtändig ſey. Sie reden wenig, und niemals anders, als wenn es die Noth erfordert. Wenn ſie aber reden, ſo geht es nach der Ordnung, und niemals fällt einer dem andern in die Rede. Dieſes iſt der Gewohnheit der Europäer gerade entgegen. Denn dieſelben reden alle zugleich, und loben denjenigen vor allen andern, der am meiſten ſchwatzen kann. Wenn die Araber die vielen und weitläuftigen Worte hören ſollten, welche wir bey unſern Complimenten, und bey unſerm Umgange gebrauchen, wenn ſie die Bewegungen des Leibes, die vielen äuſſerlichen Stellungen und Geberden ſehen ſollten, welche wir unſern Handlungen insgemein beyfügen, und die wir für artig und zierlich halten, ſo würden ſie urtheilen, daß wir unſern Verſtand verloren hätten. Die Araber bewegen ſich eben ſo wenig, als eine

Bild-

Bildſäule, und wenn ſie reden könnten, ohne die Lippen zu bewegen, ſo würden ſie ſolches als den höchſten Grad der Vollkommenheit anſehen. Sie hören mit großer Gedult die weitläuftigen Reden der Frauensperſonen, der Kinder, und der auswärtigen Schwätzer an, ohne ihnen in die Rede zu fallen, oder zu antworten, und wenn die Rede auch vom Morgen bis an den Abend währen ſolte. Sie lieben diejenigen, welche mit einem kaltſinnigen Muthe vieles mit wenig Worten ſagen, und ſolche Dinge vorbringen, woran ſich niemand ſtoſſen kann. Anzügliche Scherz und Stachel Reden aber ſind völlig aus ihren Geſellſchaften verbannet. Wenn jemand redet, ſo höret der andere mit Aufmerkſamkeit zu, und antwortet nicht eher, bis der andre ſeine Rede bereits eine ziemliche Zeit geendiget. Der Umgang der Araber iſt ſehr anſtändig. Man höret nichts bey ihnen, wodurch das Gehör und das Gemüth könte geärgert werden. Indeſſen nennen ſie doch eine jede Sache bey ihrem rechten Namen; welches ſie nicht für unanſtändig halten. Sie reden von niemanden übel, wo es nicht ſolche Leute ſind, deren Boßheiten allenthalben bekant ſind, und deren Miſſethaten nicht dürfen oder können verſchwiegen werden. Ihre Höfligkeit geht ſo weit, daß ſie niemanden widerſprechen, wenn jemand auch ja in ihrer Gegenwart eine unglaubliche Hiſtorie erzehlt, oder eine Unwahrheit hervor bringt. Sie geben davon folgende Urſache an, daß man niemanden beleidigen müſſe. Sie ſagen: Derjenige, welcher eine Hiſtorie erzählt, muß am beſten wiſſen, ob dieſelbe

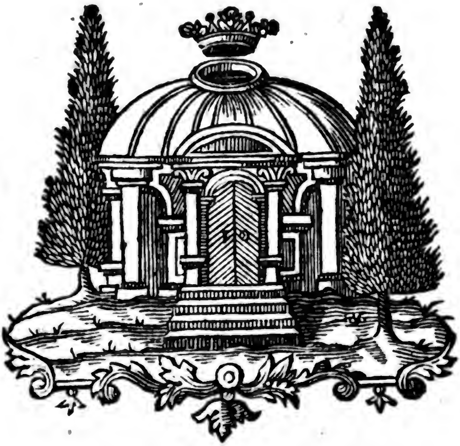
wahr

wahr iſt oder nicht, und wenn er einen Gefallen an einem ungegründeten Geſchwätz findet, warum ſolte man ihm ein ſolches Vergnügen nicht gönnen? Eine ſolche Höflichkeit im Umgange, welche hier bey einem ganzen Volke allgemein iſt, trift man in Europa kaum bey einzelnen Perſonen, und auch nicht in der meiſt geſitteten Stadt, als Paris, an, wohin doch die Jugend in groſſer Menge reiſet, um gute Sitten zu lernen. Denn eben dieſelbe Beſcheidenheit, welche die Clienten in unſern Ländern gegen ihre Obern blicken laſſen, beobachten die Araber gegen ihres Gleichen und Untergebenen. Wenn man an ihnen tadeln kann, daß ſie reiſende Leute plündern, ſo muß man dieſes wieder an der andern Seite von ihnen rühmen, daß ein jeder Fremder, welcher Noth leidet, die Freyheit hat, um Tiſchzeit in ihre Wohnungen zu treten, und ſich ohne Weitläuftigkeit zu Tiſche zu ſetzen, wofür er nichts weiter, als einen bloßen Dank, zu bezahlen hat. Das erſte rührt aus einer böſen Gewohnheit her, wozu ſie durch die Armuth angetrieben werden. Das letzte aber fließt aus ihrem guten Naturell her. Die ſogenanten Barbaren in Afrika, welche von der Seeräuberey Profeßion machen, murren niemals wider GOtt, und fluchen niemals, ja die Eide ſind bey ihnen ſo unbekannt, daß ſie nicht einmal einen Namen in ihrer Sprache haben, wodurch ſie dieſelben bezeichnen können. Dapper redet von einer preiswürdigen Gewohnheit bey den Marokkanern, welche doch für ein barbariſches Volk gehalten werden. Wenn ein Chriſt ſich angiebt, daß er ihren Glauben annehmen will, ſo wird ihm

ſolches

ſolches nicht eher erlaubt, bis er andern Chriſten zu erkennen gegeben. Sodann müſſen ſich Chriſten und Mahometaner in einer gewiſſen Anzahl verſammlen, und vor und wider die chriſtliche Religion allerhand Gründe vorbringen. Wenn die Unterredung ein Ende hat; ſo ſteht es der Perſon frey, entweder bey ihrem Vorhaben zu bleiben, oder ſolches fahren zu laſſen. Wenn wir demnach unſre eigne Sitten und Gewohnheiten betrachten, und ſolche mit den Sitten der Völker vergleichen, die wir barbariſch nennen, ſo werden wir finden, daß wir nicht viele Ehre zu reden haben. Wir lachen über den König zu Baſſora, welcher die Plätze im Himmel für Geld verkauft, da doch die römiſchen Päbſte eben daſſelbe thun. Ich habe größtentheils in dieſer Abſicht meine unterirdiſche Reiſe geſchrieben, um eine Vergleichung der Sitten anzuſtellen. Andere dergleichen Bücher haben eben denſelben Endzweck, und zeigen, daß wir Europäer uns gar zu ſehr in unſere eigne Moden verlieben, und daß die orientaliſchen Völker bey ihrer Zurückkunft Urſache haben, uns eben ſo vieler Fehler zu beſchuldigen, als wir ihnen beylegen. Ludolph erzehlt folgende Hiſtorie. Einige Abyßiner kehrten einmal bey einem Gaſtwirth in Rom ein, um daſelbſt zu ſpeiſen, und weil ſie meynten, daß es in Rom eben ſo wäre, wie in ihrem Vaterlande, ſo ſetzten ſie ſich ohne weitere Vorrede zu Tiſche. Wie ſie aber nach der Mahlzeit dem Wirth bloß dankten, ohne weiter etwas zu bezahlen, ſo zog ihnen der Wirth ihre Kleider aus, welche der Pabſt wieder einlöſen

einlöſen muſte. Man kann leicht gedenken, was ſie bey ihrer Zurůckkunſt von den Europåern für ein Portrait werden gemacht, und was ſie von vielen andern Dingen werden geurtheilet haben, die wir mit der gröſten Gravitåt verrichten, was ſie inſonderheit von den feyerlichen Bůndniſſen werden geurtheilet haben, die wir viermal des Jahres mit Gott ſchlieſſen, die aber niemand zu halten ſich bemůhet. Der Herzog von Charoß, ſagte einmal zu dem Herzog d' Eſtree: Warten Sie nur bis morgen, heute will ich mich nicht an ihnen råchen, weil ich eben communiciret habe. Ich bin ꝛc.



Der

Der neun und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß ſie vor kurzer Zeit in einer Geſellſchaft auf dem Lande, oder vielmehr in einem Collegio Politico, welches ſie in der Provinz halten, unter andern politiſchen Materien auch die Frage unterſucht, woher der groſſe und öffentliche Geldmangel rühre, den man nun gegenwärtig in allen Ländern weit ſtärker als in alten Zeiten bemerket, da doch die Einkünfte aller Potentaten heutiges Tages augenſcheinlich weit gröſſer ſind, als ſolche vor hundert Jahren geweſen. Die Frage iſt wichtig und artig; die Muthmaſſungen aber welche ſie davon in ihrem Schreiben eröfnen, ſind meiner Meynung nach nicht hinlänglich, dieſelbe völlig zu beantworten. Mich dünkt, daß die Haupturſache dieſes Mangels darin beſtehet, daß die groſſen Herren zu dieſen Zeiten eine gröſſere Kriegesmacht auf den Beinen halten, als das Land zu tragen vermögend iſt. Zu alten Zeiten führten die Reiche und Republiken langwierige Kriege, ungeachtet die Einkünfte der Schatzkammer nur geringe waren. Nun aber hört man, nachdem der Krieg zwey oder drey Jahre geführet worden, über Geldmangel klagen, und auch ſelbſt in Frankreich, wo die königlichen Einkünfte doch einige

Hundert Millionen ſtärker ſind, als ſie vor hundert Jahren geweſen. Mann kann zwar noch einige Nebenurſachen anführen; die rechte eigentliche Quelle aber iſt die Menge der Kriegsvölker, welche nicht nach dem Vermögen eines jeden Landes eingerichtet iſt. Denn ſchwache Fürſten ſtellen heutiges Tages eben ſo zahlreiche Heere ins Feld, als die mächtigſten Könige in alten Zeiten. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß die Schatzkammern in der Geſchwindigkeit ausgeleeret werden, indem die Vermehrung der Einkünfte nicht hinreicht, dasjenige wieder zu erſetzen, was die Vergröſſerung der Ausgaben wegnimt. Alle Regenten werden demnach zu Kriegeszeiten Mangel an Gelde leiden, wenn man die Sachen nicht anders einrichtet, und die Kriegsheere wieder auf dem Fuß ſetzet, wie ſolche in vorigen Zeiten geweſen. Wollen ſie etwa wiſſen, wie ſolches nach meinen Gedanken bewerkſtelliget werden könnte, ſo will ich ihnen ein von mir vor nicht gar langer Zeit entworfenes Project mittheilen, und bitte, ſolches ihrem Collegio Politico in der Provinz zur Beurtheilung darzulegen. Denn hier in Copenhagen eröfne ich es keinem Menſchen; theils weil die Stadt mit ſatyriſchen Perſonen angefüllt iſt, welche vielleicht ſagen dürften, daß der Abt de St. Pierre wieder aufgeſtanden, theils auch, weil die Einwohner in den Städten nicht die Einſicht in Staatsſachen haben, wie die Leute auf dem Lande, welche lieber ihr Abend und Morgen Gebet als die Zeitungen, verſäumen, und daher in Staatsſachen weit beſſer als andere erfahren ſind. Man könnte nämlich ein allgemeines Geſetz oder Concluſum mit

Einwil-

Einwilligung aller chriſtlichen Potentaten machen, (wenn der türkiſche Kayſer daſſelbe mit unterſchreiben wollte, ſo wäre es mir nicht entgegen) daß ein jeder Regent zu Kriegszeiten nicht mehr als eine gewiſſe Anzahl Kriegsvolk ins Feld ſtellen ſollte, welche durch eine allgemeine europäiſche Commißion nach der Größe und dem Vermögen eines jeden Landes ſollte feſtgeſetzt werden. Die Ausführung dieſes Projects würde einen mannigfaltigen Nutzen haben. Die Kriege würden nicht halb ſo koſtbar werden, als ſie heutiges Tages ſind. Die Armee eines jeden Potentaten würde aus lauter auserleſenen und diſciplinirten Truppen beſtehen, und die großen Herren würden nicht gemüßiget ſeyn, ſo viel Fremde anzuwerben, welches ſie nun thun müſſen, um das Land nicht von Einwohnern zu entblöſſen. Ihr Collegium politicum in der Provinz, wird ohne Zweifel hiergegen allerhand Einwendungen machen. Es wird ſagen: was wollten ſodann die Schweizer anfangen, und wie ſollten es andere machen, denen die Handlung mit den Soldaten ihren Unterhalt verſchaffet. Iſt es nicht unbillig, ganze Nationen ihres redlichen Gewinnſtes zu berauben? Dieſer Einwurf kann folgendergeſtallt gehoben werden. Es iſt unbillig, einen ſolchen nützlichen Vorſchlag zu verwerfen, bloß um den Handel und Vortheil einiger Leute zu befördern. Und die Schweizer leiden dadurch überdem nicht einmal Schaden an ihrer Nahrung. Denn Savoyen, die italieniſchen Staaten, und andere, können doch der Schweizer niemals entbehren. Der Vorſchlag zielet auch nicht im geringſten darauf ab, die Potentaten von dem

Recht der Werbungen überhaupt auszuſchlieſſen; wenn die Zahl der Kriegsleute nur nach dem Vermögen und Zuſtande eines jeden Landes eingerichtet iſt. Die Schweizer würden vielmehr gewiſſer maſſen noch dadurch gewinnen. Denn wenn die Werbungen nicht ſo gepreßt, und die Kriegsleute nicht mit einer ſolchen Gewalt aufgetrieben würden, ſo wäre auch die Bezahlung deſto richtiger, und es würde alsdenn nicht ſo oft heiſſen: point d'argent, point des Suiſſes. Die andern Einwendungen, welche man dagegen machen kann, ſind dieſe: Man wird 1) ſagen. Die Potentaten würden ſich die Hände nicht binden laſſen, ſondern alle Macht gebrauchen, welche ſie nur aufzubringen vermögend wären. Man kann aber darauf folgendes antworten: Die Hände werden niemanden gebunden, wenn ſie ſich alle dieſen Anſchlag freywillig gefallen laſſen, welcher aber um ſo viel eher ſich einen durchgängigen Beyfall verſprechen kann, weil dadurch ſo viele Unterthanen und Geldſummen erſparet werden, und die Macht eines jeden doch eben ſo groß und anſehnlich bleibt, als ſolche vorher geweſen. Z. E. ich ſetze, daß Frankreich nun gegenwärtig zu Kriegszeiten 300000 Mann auf den Beinen hat, welche Macht es für nöthig hält, weil die Feinde von Frankreich eine gleiche Anzahl ins Feld ſtellen. Beyde Parteyen finden ſich durch die Unterhaltung ſo großer Armeen beſchweret. Wenn man nun eine allgemeine Reduction nach dem von mir entworfenen Plan vornähme, und die Größe der Kriegsheere nach der Größe eines jeden Landes einrichtete, ſo würden 100000 Mann eben

ſo

ſo hinlänglich vor Frankreich ſeyn, als nun 300000 Mann ſind. Das Reich würde die Unkoſten ſparen, welches es nun jährlich auf die Unterhaltung von 200000 Mann wenden muß, die augenblicklich vermehret werden, ſo bald ein neuer Krieg angeht. Wenn zwo Perſonen mit einander ins Fauſtgemenge gerathen, ſo brauchen ſie alle fünf Finger. Wenn man aber die Abrede nimt, daß man nur einen Finger gebrauchen wolle, ſo iſt der eine Finger von eben derſelben Wichtigkeit, als ſonſt fünfe. In alten Zeiten pflegten ganze Nationen ihre Streitigkeiten dadurch auszumachen, daß ſie zehn bis zwölf tapfere Männer von beyden Seiten auftreten, und ſolche mit einander kämpfen lieſſen. Wenn dieſes verabredet wird, ſo ſind zwölf Männer von eben derſelben Wichtigkeit, als ſonſt 100000. Es wird alſo durch dieſen Vorſchlag die Macht eines Herrn nicht eingeſchränkt, ſondern ein jedes Land kann ſeine vorige Stärke gebrauchen, weil es nun mit dem Drittheil eben ſo viel, als ſonſt mit einer noch dreyfach verdoppelten Stärke auszurichten vermögend iſt. Die andere Einwendung, welche man hiergegen machen kann, beſteht darinn: Wie ſehr auch dieſer Vorſchlag ins Auge fällt, und wie nützlich derſelbe auch ſeyn kann; ſo iſt es doch unmöglich, eine allgemeine Einwilligung aller Potentaten in dieſem Stücke zuwege zu bringen; inſonderheit, da das Project etwas anſtößiges bey ſich hat, und die Macht der Potentaten, wo nicht wirklich einſchränkt, doch wenigſtens einzuſchränken ſcheinet. Wenn ſich aber nur ein Potentat wegert, ein ſolches Project anzunehmen, ſo fällt die ganze

Sache über einen Haufen. Man kann aber darauf folgendes antworten: Zuförderſt iſt es nicht wahrſcheinlich, daß jemand ſich wegern ſollte, einen ſolchen Vorſchlag anzunehmen, welcher einen ſo augenſcheinlichen Nutzen bey ſich hat. Wenn aber dieſes Project ja einigen nicht gefallen ſollte, ſo könnte dieſe Abrede allein unter ſolchen Regenten geſchloſſen werden, welche den daraus entſtehenden gemeinſchaftlichen Nutzen in Erwegung zögen. Dieſe könnten eine ſolche Proportion der Miliz unter ſich beobachten; gegen die andern aber, welche nicht in dieſen Vorſchlag gewilliget, ſich aller Macht bedienen, welche ihnen nur aufzubringen möglich wäre. Wenn dieſe leztern ſodann den Vortheil einſehen würden, welchen die Beobachtung dieſer Regel den andern brächte, und die Schatzkammer der Contrahirenden immer in einem guten Zuſtande ſich befinde, wenn die ihrigen ledig wären, ſo würden ſie einer nach dem andern dieſem Vorſchlag beytreten, und ſich auch dasjenige gefallen laſſen, was ſie vorher verworfen. Der dritte Haupteinwurf beſteht darinn: Wenn auch alle Regenten ſich bewegen lieſſen, ein ſolches Pactum zu unterſchreiben, ſo würden doch einige unter der Hand heimlich ſuchen, daſſelbe zu brechen, inſonderheit wenn ein wichtiger Vortheil dadurch zu erhalten ſtünde. Man kann aber auch darauf folgendes antworten. Niemand kann ſein Kriegsheer auf eine ſo anſehnliche Art vermehren, daß die Nachbaren ſolches nicht unverzüglich merken ſollten. Sobald demnach ein Contrahent eines ſolchen Verfahrens überzeugt wird, ſo ſchließt man denſelben gleich aus dem Bündniſſe

aus

aus, und die andern haben ſodann Recht wieder ihn, als einen, der das Bündniß gebrochen, und das Völkerrecht übertreten, zu verfahren, und ihre Truppen ſo ſtark zu vermehren, als ſie nur wollen. Kurz, wenn drey oder vier Potentaten ſich nur erſtlich dieſer Sache halber mit einander vereiniget hätten; ſo würden die übrigen bald nachfolgen. Um alles deſto deutlicher zu machen, will ich folgendes Exempel anführen: Frankreich und Spanien gerathen mit einander in Krieg. Frankreich kann eben ſo leicht 100000 als Spanien 40000 Mann unterhalten. Nach dem Vermögen beyder Reiche wird die Kriegsmacht von beyden Potenzen auf dieſe Anzahl feſtgeſetzt. Wollte man nun hieraus die Unbilligkeit des Vorſchlages zeigen, weil 40000 Spanier ſich nicht gegen 100000 Franzoſen vertheidigen können, ſo kann man darauf wieder antworten: daß die Spanier ſich durch Bündniſſe mit andern Völkern vereinigen müſſen, um nicht den Mächtigern zur Beute zu werden. Die durch den Vorſchlag feſtgeſetzte Anzahl thut nichts zur Sache, weil die Macht beyder Reiche in Abſicht gegen einander dadurch nicht verändert wird. Denn wenn Spanien alle ſeine Kräfte anwendete, und ſeine Macht bis auf 80000 Mann vermehrete, ſo würde Frankreich 160000 Mann auf die Beine bringen. Der Unterſcheid beſteht allein darinn, daß beyde Reiche mit wenigern Koſten nach dieſem neuen Project Krieg führen könnten, wie man in alten Zeiten gethan, ehe man angefangen, die Kriegsmacht über das Vermögen eines Reichs zu vermehren. Andere Potentaten, welche nicht in dieſem

ſem Bunde begriffen, würden leicht merken, daß die Schatzkammer beyder Reiche nach einem langwierigen Kriege dennoch wohl angefüllt wären, ja daß dieſe Fehde die Länder mehr geſtärkt, als geſchwächt, indem ihre Militz dadurch abgehärtet, und in den Waffen geübt worden. An ſtatt man alſo den Krieg auf die nun gebräuchliche Art bisher geführt, und ſich dadurch an Volk und Geld erſchöpft, ſo würde man nunmehr von allen Seiten her anhalten, in dieſes Bündniß aufgenommen zu werden, um eben deſſelben Vortheils zu genieſſen. Endlich kann man 4) einwenden, daß das Land durch die Unterhaltung großer Kriegsheere nicht ſo viel leidet, als man ſich einbildet. Die Schatzkammern werden zwar ausgeleert, allein das Geld kommt unter die Leute, und wird aus den Kaſten der Bürger und Proprietarien in die Hände der Soldaten und Krämer gebracht. Man darf aber nur den elenden Zuſtand betrachten, worinn ein langwieriger Krieg oft die Reiche und Länder verſetzt, um von dem Nutzen desjenigen überzeugt zu werden, was ich angebracht. Frankreich gerieth durch den langwierigen ſpaniſchen Succeßions-Krieg in eine ſolche Noth, daß man auch bereits wegen des Geld-Mangels im Begriffe war, Cartes blanches auszuſtellen, um das Reich von dem gänzlichen Untergang zu retten. Denn das meiſte Geld geht bey dergleichen Kriegen auſſerhalb Landes*. Erklären Sie alles dieſes ihren politiſchen Brü-

* Einige Zeit nachher, wie dieſes geſchrieben worden, habe ich gehört, daß eine fremde Perſon wirklich einen ſolchen Vorſchlag gethan. Die eigentlichen Umſtände aber ſind mir nicht bekannt.

Digitized by Google

Brüdern etwas weitläuftiger, falls dieſelben wieder meinen Vorſchlag allerhand Einwendungen machen ſollten. Es würde mir eine herzliche Freude ſeyn, wenn dieſer Vorſchlag das Glück haben ſollte, ſolchen großen Staatsleuten zu gefallen. Denn wenn ſie denſelben für annehmlich halten, ſo zweifle ich nicht im geringſten mehr, daß er nicht auch einmal anderwärts zu ſtande kommen ſollte. Ich will mich des Rechts der Erfindung begeben, und Ihnen dieſe Ehre zu einer geringen Erkenntlichkeit für ihre hierauf gewandte Bemühung überlaſſen. Es iſt mir Ehre genug, wenn ſich ein höchſtanſehnliches Collegium Politicum ſo weit herabläſt, meinen geringen Vorſchlag in Berathſchlagung zu ziehen. Ich ſehe dem in eurer Staatsverſammlung hierüber gefällten Bedenken mit Verlangen entgegen, und bin rc.

Der vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen in ihrem letzten Briefe, daß ihnen mein Bedenken angenehm geweſen, welches ich über die Lehre des Pyrrho eröfnet, wenn dieſelbe anders eine Lehre genant zu werden verdienet, wodurch alle Gewißheit über einen Haufen geworfen, und alles ungewiß und wankend gemacht wird. Mich dünkt, wenn man ſeine Sätze mit dem Namen einer Lehre belegen will, ſo iſt dieſe Lehre mehr lächerlich als ſchädlich, inſonderheit wenn man ſo weit gehet, als Pyrrho und ſeine Schüler zu thun gewohnt ſind. Am ausführlichſten hat Sextus Empiricus hievon gehandelt, welcher zugleich mit aller nur möglichen Scharfſinnigkeit zu zeigen ſich bemühet, daß alles ungewiß ſey. Dadurch aber giebt er ſelbſt einen Lehrer ab, welches doch gegen die Abſicht der Zweifler ſtreitet. Wenn die Sceptici allein gezeigt hätten, daß die meiſten Dinge und Meynungen ungewiß wären, ſo würde dieſe Lehre nicht allein haben können vertheidiget werden, ſondern dieſelbe würde auch nützlich geweſen ſeyn. Denn ſie würde dazu dienen, den Hochmuth der dogmatiſchen Philoſophen zu dämpfen, und diejenigen zu widerlegen, welche ihre Muthmaſſungen für unwiderſprechliche Grundſätze halten. Sie hätte auch dazu dienen können,

die

die Ruhe des Gemüths zu befördern. Dieſes iſt eine Nebenabſicht von dem Scepticiſmo, welche darin beſtehet, daß man ſein Urtheil ausſetzt, und ſich beruhiget, wenn man ſieht, daß die Schwierigkeiten nicht können gehoben werden. Weil die Zweifler aber ihren Satz gar zu weit ausdehnen, und den Gebrauch der Sinnen und der Vernunft in allen Dingen für unnütz erklären, ſo iſt es nicht der Mühe werth, ſie zu widerlegen. Man kann ſagen, es iſt ungewiß, ob ſich die Sonne oder die Erde herum drehe, aber es iſt närriſch, ſowol die Bewegung der Erde als der Sonne zu leugnen, und darinn beſteht eben die Thorheit der Zweifler. Denn es iſt ein anders, die Urſache und den Grund eines Dinges nicht einſehen, ein andres aber, der Exiſtenz deſſelben widerſprechen. Wenn jemand leugnet, daß drey Stücke mehr ſind als zwey; wenn jemand ſagt: daß eine große bleyerne Kugel nicht ſchwerer iſt, als eine kleine Kugel von Papier, wovon ihn doch nicht nur ſein eigen Gefühl, ſondern auch das einhellige Zeugniß ſo vieler tauſend Menſchen überführen können. (Denn wenn einer unter zehn Tauſenden keinen Unterſcheid in dem Gefühl wahrnehmen ſollte; ſo rührt ſolches nicht daher, daß ihn die Sinnen betriegen, ſondern daß er entweder kein Gefühl hat, oder auch nicht wohl bey Sinnen iſt). Wenn einer alſo auf die oben angeführte Art urtheilet, ſo iſt er kein Philoſoph, ſondern ein Zerſtörer der Philoſophie. Daher ſieht auch Cicero den Arceſilaum als einen aufrühriſchen Mann an, und urtheilet von demſelben, daß, gleichwie Tiberius Grachus den Frieden der Republik verſtöret,

ret, alſo auch er die geſunden Sätze in der Philoſophie verſtöret habe. (*Vt in optima Republica Tiberius Gracchus, qui otium turbaret, ſic Arceſilaus, qui conſtitutam philoſophiam euerteret.*) Es ſind gewiſſe Sätze vorhanden, die man mit dem Namen der erſten Grundwahrheiten belegt, und welche alle Menſchen zugeben, die ihren Verſtand gebrauchen wollen. Solche ſind folgende: **Nichts kann ſich ſelbſt erſchaffen oder hervorbringen. Was alle Menſchen bekräftigen, das muß unwiderſprechlich wahr ſeyn. Alle Menſchen wün- ſich etwas Gutes, und verabſcheuen das Böſe. Streitige Dinge können nicht zuſammen zu einer Zeit, und in einem Subjecto beſtehen. Ein künſtlich und ordentliches Gebäude kann nicht von ungefähr entſtehen, ſondern rührt von einem vernünftigen Weſen her. Was eine große Menge vernünftiger Menſchen bezeugt, gehört und geſehen zu haben, daran kann man nicht zweifeln. Das Ganze iſt größer als ein Theil.** Hieher gehört auch der moraliſche Grundſatz: **Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht.** Wenn jemand bey dieſen Sätzen ein Bedenken findet, und ſolche leugnet, der leugnet auch zu gleicher Zeit, daß er eine vernünftige Seele hat, und ein Menſch iſt. Mit einem, der alſo geſinnt iſt, würde es thöricht ſeyn, ſich in einen Streit einzulaſſen. Denn man verwickelt ſich in allerhand Chicanen und Spitzfündigkeiten,

keiten, woraus man nicht ohne Mühe wieder herauskommen kann. So ging es dem großen Ariſtoteles, welcher den Vorſatz faßte, die ſeltſamen und paradoxen Meynungen des eleatiſchen Philoſophi Zenonis zu widerlegen. Diogenes aber kam in dieſem Stücke beſſer fort, indem er ihn auf die lächerliche und ſchon oben angeführte Art von ſeiner Thorheit überzeugte. Die ſeltſamen Meynungen des Zeno, welche Ariſtoteles durch philoſophiſche Gründe zu widerlegen ſich vergebens bemühet, beſtehen hauptſächlich darinn, daß er geleugnet, daß es eine Bewegung gäbe. Es kann einem wol nicht leicht etwas ungereimters in den Sinn kommen. Nichts deſtoweniger hat er dieſe Ungereimtheit doch mit einer ſolchen Scharfſinnigkeit vertheidiget, daß der kluge Ariſtoteles ihn nicht recht philoſophiſch widerlegen können. Zeno bedient ſich hauptſächlich folgender Gründe. Er ſagt: Wenn man einen Pfeil abdruckt, ſo muß man, um die Bewegung darzuthun, im Stande ſeyn zu zeigen, in welchem Augenblick der Pfeil von dem Bogen abfliegt. Dieſes iſt man aber nicht im Stande zu thun, weil ein Augenblick nicht in mehrere Theile kann getheilet werden. Weil alſo niemand dieſes beſtimmen, und der Pfeil nicht in demſelben Augenblick auf und von dem Bogen ſeyn kann, ſo iſt auch darinn keine Bewegung. Wendet man ein, daß man den Pfeil mit ſeinen Augen fliegen ſieht, ſo läſt er ſich dadurch nicht irre machen, weil er die Gewißheit der Sinne leugnet, und ſich bloß an ſeine Einwendung hält, die, wie er ſagt, nicht kann beantwortet werden. Das zweyte Argument, deſſen er ſich bedienet,

net, um zu zeigen, daß es keine Bewegung giebt, beſteht darinn, daß eine unendliche Zeit erfordert würde, einen Pfeil einige wenige Schritte, oder auch nur einen Daumbreit weit zu treiben. Denn weil die kleinſte Partikel, oder das allerkleinſte Sonnenſtäubgen in der Luft, wodurch der Pfeil gehen ſoll, in unendliche Theile getheilt werden kann, ſo kann der Pfeil, wie er ſagt, in einer unendlichen Zeit nicht einen Daumbreit weiter kommen. Wenn Zeno zu unſern Zeiten gelebt hätte, ſo würde er noch mehr auf dieſen Einwurf gepocht haben, weil die gröſten Philoſophen gegenwärtig behaupten, daß die kleinſten Partikel ins Unendliche hinein können getheilet werden. Das dritte Argument des Zeno, worauf er ſich am meiſten einbildet, beſteht darinn: Er ſtellt ſich einen Menſchen vor, welcher ſehr hurtig auf den Beinen iſt, und eine Schildkröte, die ſehr langſam gehet, aber 20 Schritte voraus hat. Er ſetzt, daß der Menſch zwanzig Schritte eben ſo hurtig zurücke legt, als die Schildkröte einen, und läſſet ſie beyde auf ſolche Art in die Wette lauffen. Wenn nun der Menſch ſeine zwanzig Schritte, und die Schildkröte einen Schritt zurück gelegt, ſo hat die Schildkröte doch noch einen Schritt voraus. Dieſe Proportion ſetzt er nachher bis ins unendliche fort. Zeno führt noch mehrere Gründe an, um dieſe paradoxe Meynung zu beſtärken, die ich hier übergehe. Man ſieht, daß er ein ſehr ſcharfſinniger, aber auch zugleich ein ſehr ſeltſamer Philoſoph geweſen, und daß er unter diejenigen gehöret, welche man nicht im Ernſte, ſondern nur im Scherz widerlegen muß. Eben daſſelbe muß man auch

bey

bey den Schülern des Pyrrho beobachten. Denn die Erfahrung zeigt, daß man mit denſelben nicht durchkommt, wenn man ſie ernſtlich zu widerlegen gedenket. Das ſtärkſte Argument, welches die Stoici ihnen entgegen ſetzen, wenn ſie ſagen, daß man nichts darthun oder beweiſen könne, beſteht darinn: Wenn ihr Sceptici beweiſet, daß keine Demonſtration möglich iſt, ſo beweiſet ihr dadurch, daß eine vorhanden iſt, wenn aber eure Gründe nicht hinlänglich ſind, dieſes zu beweiſen, ſo iſt wirklich auch eine Demonſtration da, weil ihr nicht beweiſen könnet, daß es keine giebt. Ihr ſehet alſo, daß ihr wider euren Willen ſelbſt demonſtrirt, ihr mögt euch auch krümmen, und wenden, wie ihr wollet. Sextus, welchen dieſer Einwurf nicht wenig beſtürzt gemacht, giebt deswegen die Sache ſeiner Brüder noch nicht verlohren; ſondern braucht unzählige Spitzfündigkeiten und Ausflüchte, um ſich heraus zu wickeln. Mir gefällt das Argument beſſer, welches Herophilus, ein alter Medicus, wider den bekannten Diodorum gebrauchte. Denn wie Diodorus ſich einmal die Schulter verrenkt hatte, und den Herophilum bat, ihm dieſelbe wieder einzurichten, ſo antwortete der letztere, daß ſolches nicht möglich ſeyn könnte, weil es keine Bewegung gäbe, worüber Diodorus lachen, und ihn bitten muſte, dieſesmal die Philoſophie an die Seite zu ſetzen. Eben ſo verwirrt ward Diodorus zu einer andern Zeit, da ſich einige wegerten, ihm das Geld wieder zu bezahlen, was er ihnen geliehen hatte. Denn weil er behauptete, daß in der Rechenkunſt keine Gewißheit anzutreffen wäre, ſo

vorent-

Digitized by Google

vorenthielten ſie ihm das Geld, weil es nach ſeiner Meynung nicht möglich ſey, eine Addition oder Subtraction zu machen. Hieher gehöret eine artige Methode, wodurch jemand zu unſern Zeiten, wie man ſagt, eine ſophiſtiſche Schwierigkeit aufgelöſet. Ein Sophiſt legte drey Eyer auf den Tiſch, und ſagte: Hier ſind acht Eyer. Um dieſes zu beweiſen, machte er folgenden Schluß: Wo drey ſind, da ſind zwey, zwey und drey ſind fünf. Wo zwey ſind, da iſt auch ein, zwey und ein ſind drey. Folglich ſind hier acht Eyer. Der andre ſtellte ſich, als wenn er dieſes glaubte. Er ſagte aber: **Ich nehme nur die drey Eyer, und laſſe dir die übrigen fünf.** Man hat billig Urſache ſich zu wundern, daß verſchiedene groſſe Männer, als le Vayer, Leibnitz, Huetius, Bayle, und andere darauf verfallen ſind, eine ſolche Lehre zu vertheidigen. Es iſt aber doch wahrſcheinlich, daß Bayle eine andre Abſicht dabey gehabt: Denn da Hr. Placette ihm dieſes einmal vorhielt, ſo antwortete er, ich weiß zuviel für einen Zweifler, und zu wenig für einen dogmatiſchen Lehrer. Ich bin ꝛc.

Der ein und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie ihr Landgut verkauft, weil ſie den Entſchluß gefaßt, ſich in der nächſten Stadt niederzulaſſen. Wenn Sie ſolches ihrer Ruhe wegen gethan haben, ſo befürchte ich, daß Sie ihren Zweck nicht erreichen werden. Denn wer ſein Leben in Ruhe zubringen will, der muß entweder auf dem Lande, oder auch in einer großen Stadt wohnen. Denn ein jeder kann an beyden Orten ſo viel und ſo lange philoſophiren, als er will, und zwar auf dem Lande, weil er daſelbſt allein iſt, und in großen Städten, weil er daſelbſt allein ſeyn kann. Je größer die Städte ſind, deſto größer iſt auch die Freyheit, welche man dorten genieſſet. Man kann in London, in Paris und in Rom wie in einer Einöde leben, welches ich mit meinem eignen Exempel beweiſen kann. Derowegen begab ſich Carteſius oft nach großen Städten, um deſto ungehinderter meditirn zu können. Denn ein jeder denkt in volkreichen Städten nur auf ſich ſelbſt, und ein Nachbar weiß von dem andern nichts zu ſagen. In kleinen Städten aber verhält es ſich ganz anders. Denn daſelbſt wird man gleich bekannt, ausgeforſcht und beurtheilet. Ein jeder er-

kundiget ſich gleich nach dem Gemüth, nach den Umſtänden und nach der Lebensart des andern, und die ganze Stadt weiß es auf das genaueſte, wenn man aufſtehet, und ſich niederlegt, wenn man zu Tiſche gehet, was man iſſet und trinket u. ſ. f. Ueberdem ſind die kleinen Städte insgemein in gewiſſe Factionen getheilt, und man iſt gezwungen, wieder ſeinen Willen entweder ein Tory oder ein Wigh, entweder ein Guelf oder ein Gibelline zu ſeyn. Denn wenn man neutral ſeyn, und es mit niemanden halten will, ſo hat man beyde Parteyen auf dem Halſe, und wird für einen Sonderling oder für eine Nachteule gehalten. Ich glaube deswegen, daß Sie ſich aus keiner andern Urſache in einer kleinen Stadt niederlaſſen, als, um ſich in Staats- und Rechtsſachen zu üben. Denn dergleichen Städte ſind die rechten politiſchen und juriſtiſchen Schulen hier im Lande. Ich habe dieſes durch die Erfahrung bemerket. Denn in welches Haus ich auch gekommen bin, da hat man von ſolchen Sachen geſprochen, und welche Bibliothek ich auch geſehen habe, die hat aus Geſetzbüchern, Verordnungen und Bänden von Zeitungen von vielen Jahren her, beſtanden. Es iſt leicht zu gedenken, daß Leute, welche dergleichen Bücher im Kopfe haben, große Politici ſeyn müſſen. Die Erfahrung zeigt gleichfalls, daß die meiſten Staatsprojecte ſich von ſolchen Orten herſchreiben, und daß verſchiedene, welche gerades Weges aus der Provinz kommen, ſich für geſchickt halten, die Hauptſtadt in eine andere Form zu gieſſen. Was iſt eine beſtändige Uebung, und ein ohne Aufhören fortgeſetztes Leſen nicht

vermö-

Digitized by Google

vermögend auszurichten. Man ſpricht an ſolchen Orten an Poſttägen von nichts anders, als von Märſchen, Contramärſchen, Feldſchlachten, Belagerungen der Städte, und andern ausländiſchen Sachen, welche theils wahr, und theils falſch ſind. An einem ſolchen Tage wird der Wirth nicht leicht jemanden von ſeinen Gäſten etwas reichen, daß er nicht die Worte hinzu fügen ſollte: **Nun ſieht es übel mit dem Kayſer oder Frankreich aus.** Was die Gerichtshändel betrifft, ſo ſind die Einwohner in den kleinen Städten darinn dergeſtalt geübt, daß ein jeder Bürger ohne Hülfe eines Procurators vor Gericht erſcheinen, und ſeine eigne Sache vertheidigen kann. Ja ich erkühne mich zu ſagen, daß man in ſolchen kleinen Kaufſtädten noch größere Rechtsgelehrten als Staatsmänner antrifft. Die Rechte machen ihre Hauptbeſchäftigung, und zugleich ihr gröſtes Vergnügen aus. Ein gewiſſer Mann ward von ſeinem viertägigen Fieber befreyet, da er in ſeinem Hauſe einmal wieder zweene Gerichtsboten erblickte, nachdem er in einer langen Zeit keinen Proceß gehabt hatte. Wenn ich in der Hauptſtadt lebe, ſo bin ich ganz unbeſorgt, und ſetze weder meine Reden noch meine Briefe auf Schrauben. Wenn ich aber mit Leuten auf dem Lande zu thun habe, ſo wäge ich ein jedes Wort ab, welches ich rede, und muſtere einen jeden Buchſtaben, ehe ich denſelben auf das Papier ſchreibe, damit niemand daher Gelegenheit nehmen möge, mit mir zu zanken. Denn die Auslaſſung oder Verſetzung eines einzigen Punkts, kann Gelegenheit zu einem Pro-

ceß geben, und die Richter in Bewegung ſetzen. Ich führe dieſes bloß zu dem Ende an, um zu zeigen, wie ſorgfältig die Leute in den kleinen Städten alles nehmen, und daß ſie die Einwohner der großen Städte in dieſem Stücke weit übertreffen. Wenn ſie ſich deswegen dieſe Wohnung zu dem Ende ausgeſucht, um ſich in ſolchen Sachen zu üben, ſo haben Sie nicht übel gethan, daß Sie einen ſolchen kleinen Ort erwählet. Wenn Sie aber ihre Ruhe dabey vor Augen gehabt, ſo beſorge ich, daß es Sie gereuen dürfte. Ich habe nicht unterlaſſen wollen, Ihnen meine Gedanken hievon zu eröfnen, und bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der zwey und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie geben mir in ihrem letzten Schreiben nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie mit dem nicht zufrieden ſind, was ich in meinem dritten lateiniſchen Briefe von den Sätzen des Carteſii und Neutons beygebracht. Es kann leicht ſeyn, daß ich, der ich meiner Profeßion nach, kein Mathematicus bin, in dieſem Stücke irre. Ich dringe aber auch meine Gedanken niemanden auf, ſondern unterwerfe ſolche ſtets dem Urtheil anderer und geübterer Kenner. Man hat bisher ſich einer dreyfachen Methode bey der Naturlehre bedienet. Die erſte rührt von dem Ariſtoteles und den ſcholaſtiſchen Lehrern her, welche allenthalben qualitates occultas antreffen. Weil aber dieſe den natürlichen Dingen mehr neue Namen beyzulegen, als ſolche zu erklären geſucht haben, ſo ſind dieſelben mehr Stifter einer neuen Sprache, als philoſophiſche Lehrer zu nennen. Es iſt ihnen dieſes von andern vorgeworfen worden, und ſie haben, da ſie es endlich ſelbſt gemerkt, zu verſchiedenen malen ihre Meynungen geändert. Sie haben aber dadurch nichts anders ausgerichtet, als daß ſie aus einem Irthum in den andern gerathen. In einem

nem ſo wankenden Zuſtande war die Naturlehre faſt 2000 Jahre, bis endlich der berühmte Carteſius, der in dem vorigen Jahrhunderte lebte, die Phyſik auf eine andere Art zu lehren anfieng. Er ſetzte alle alte Meynungen an die Seite, und nachdem er auch zu gleicher Zeit alle bisher gebräuchliche und nichts bedeutende Redensarten und Wörter verworfen, ſo bemühete er ſich, die Wahrheit ohne Vorurtheil zu erforſchen. Der Vorſatz war ſehr preißwürdig, und die carteſianiſche Philoſophie ward daher auch auf einmal von den größten Naturkündigern angenommen. Weil man aber doch zu keiner rechten Erkenntniß, als durch Hülfe der Auflöſung und der Experimente gelangen kann, ſo merkten einige, daß Carteſius zu ſchnell verfuhr, indem er alles ſynthetice erklärte, und ſich lauter Beweiſe a priori bediente, oder der Materie eine Figur, Gröſſe und Bewegung beylegte, ohne vorher verſichert zu ſeyn, ob die Materie auch dergleichen habe, ſo daß ſich ſein Syſtema oder ſeine Cosmogenie bloß auf ſinnreiche und witzige Fictiones gründete. Dieſes gab endlich Gelegenheit zu der dritten Art, die Phyſik zu erklären, welche von dem groſſen engliſchen Mathematico, Neuton angenommen worden, und woran viele zu unſern Zeiten einen Geſchmack gefunden. Dieſe Art beſteht darinn, daß man von natürlichen Dingen nicht anders als a poſteriori urtheilet, oder ſich allein an die Erfahrung hält, nichts aber auf Muthmaſſungen bauet. Auf dieſen Satz gründet Neuton ſeine Lehre de grauitate, und weil die Erfahrung zeigt, daß alle Körper ſich niederwärts bewe-

bewegen, und auf die Erde fallen, ſo muß darin, wie er meynt, eine gewiſſe anziehende Kraft befindlich ſeyn, ob er gleich ſagt, daß er nicht weiß, worinn dieſelbe beſtehet. Daraus flieſſen die bekannten Meynungen, daß alle Körper eine anziehende Kraft haben, ſo daß ein Körper den anderen mehr oder weniger nach der Diſtanz und Gröſſe eines jeden an ſich zieht. Und durch eine ſolche gemeinſchaftliche Kraft (attractio reciproca,) werden alle himmliſche Körper in einem Gleichgewicht erhalten. Er hat alſo nach ihrer Gröſſe und Entfernung genau ausgerechnet, warum die Erde und die andern Planeten der Sonne nicht näher kommen können, und wesfalls der Mond ſich der Erde nicht mehr zu nähern vermögend ſey. Obgleich viele und zwar nicht nur engliſche, ſondern auch andre Philoſophi an den Sätzen des Neutons einen Geſchmack gefunden; ſo haben doch andere behauptet, daß dadurch die alten verworfenen Meynungen de qualitatibus occultis und von der Attraktion wieder erneuert würden. Denn obgleich die Schüler des Neutons ihnen nicht einen ſolchen Namen beylegen, ſondern einem jeden die Freyheit laſſen, ſich des Worts Attraktion, oder Impulſion zu bedienen, ſo erhellet doch aus ihren Erklärungen, daß ſie der Materie eine magnetiſche und an ſich ziehende Kraft beylegen, wovon ſie, wie ſie ſagen, keine Muthmaſſung angeben können, und alſo auf die qualitates occultas zurück gehen müſſen. Es erfordert aber die Pflicht eines Naturkündigers, die Urſachen der natürlichen Wirkungen zu erforſchen, und die ſcheinbarſten Muthmaſ-

ſungen davon anzugeben. Dieſes hat Carteſius gethan, und zwar mit einem ſo guten Erfolg, daß verſchiedene von ſeinen Muthmaſſungen einer Demonſtration nicht unähnlich ſind. Man kann nichts weiter an ihm tadeln, als daß er ſeine Muthmaſſungen zu weit getrieben, und durch Erdichtungen die Urſachen von allen Dingen ausfündig machen wollen. Was fällt ſonſt mehr in die Augen, als die Urſachen, welche er von dem Umlauf der Planeten um die Sonne angiebt. Denn da die Sonne ſich, wie die Erfahrung zeigt, um ihre Axe drehet, ſo muß ſolche nothwendig einen Wirbel verurſachen, und dadurch die Planeten nicht nur in einen circulairen Gang ſetzen, ſondern dieſelben auch durch die Impulſion in einer gewiſſen Diſtanz von ſich halten. Dahingegen ſcheinet die gedoppelte Bewegung des Neutons paradox zu ſeyn. Er ſagt, ein jeder Körper, der in Bewegung geſetzt wird, gehet in einer geraden Linie fort. Weil dieſelben aber durch die Sonne, vermöge ihrer Attraction nieder gezogen werden, ſo weichen ſie von ihren Tangenten ab, und erhalten durch eine ſolche doppelte Bewegung einen circulairen Gang. Dieſes können einige nicht ſo leicht begreifen; theils weil dadurch die alte und verworfene Lehre von der Attraktion erneuert wird, welche gewiſſer maſſen eine qualitatem occultam anzeigt, theils auch, weil aus der doppelten Bewegung flieſſet, daß in einer jeden ſtets eine gleiche Kraft befindlich ſey, welche dieſen circulairen Gang unaufhörlich erhält. Ueberdem ſiehet man aus den Sonnenſtrahlen, daß dieſelben mehr von ſich ſtoſſen, als

als an ſich ziehen. Die Neutonianer ſagen, um dieſe Einwendung zu beantworten, daß die Sonne ſo wol eine an ſich ziehende, als von ſich ſtoſſende Kraft habe. (vis centripeta et vis centrifuga) Es iſt aber nicht leicht zu begreifen, wie ein Körper zu gleicher Zeit an ſich ziehen, und wieder von ſich ſtoſſen könne. Daß Neuton die Attraction zum Grunde aller Schwere geſetzt, ſolches erhellet daraus, weil er das Gewicht eines jeden Körpers ſo wol in der Sonne als in den Planeten ſolchergeſtalt erkläret, daß dasjenige, was ein Pfund hier auf der Erde ſchwer iſt, weit mehr in der Sonne wiegen müſſe, weil die Materie der Sonne gröſſer iſt, und folglich auch eine gröſſere Macht beſitzt, etwas an ſich zu ziehen. Man ſieht hieraus, daß die Lehre des Carteſius von der Schwere leichter zu faſſen iſt, als die Lehre des Neutons, und daß man daher in dieſer Materie der Lehre des erſten ſicherer, als des letzten folgen könne, inſonderheit da die meiſten natürlichen Begebenheiten eben ſo gut nach den Grundſätzen des Carteſii als des Neutons können erkläret werden. Die Einwendung, welche man wider die Meynung des einen machen kann, kann man auch wider die Sätze des andern vorbringen. Die Haupteinwendung, welche wider die Wirbel des Carteſius insgemein pflegt angebracht zu werden, wird von dem Gang der Cometen hergenommen, welcher, wie ſie ſagen, cirkulair werden müſte, wenn ein ſolcher Wirbel denſelben verurſachte. Im Gegentheil iſt die Einwendung wider das Syſtema des Neutons annoch weit gröſſer, indem man noch viel weniger begreiffen

kann,

kann, wie ein Comet, welcher bisweilen der Atmoſphär der Sonnen ganz nahe kommt, wieder zurück kommen könne, da die Sonne eine ſolche an ſich ziehende Kraft beſitzet. Ich folge nach meiner geringen Einſicht, die ich davon habe, der Meynung des Carteſius, welche ſo leicht iſt, daß auch Kinder dieſelbe begreifen können. Beyde Parteyen ſind in dem Stücke einig, daß die Sonne ſich um ihre Axe drehet. Dieſer groſſe Körper, welcher, wie man insgemein dafür hält, eine Millionmal gröſſer iſt, als die Erdkugel, muß nothwendig durch eine ſolche cirkelmäßige Bewegung einen groſſen Wirbel verurſachen, wodurch nicht nur die Planeten in einer gewiſſen Diſtanz davon gehalten werden, ſondern dieſelbe erlangen dadurch einen eben ſolchen circulairen Gang um die Sonne, als dieſe um ihre eigne Axe hat. Wollte jemand aus dem Abſtand der Planeten von der Sonne, indem die groſſen näher als die kleinen, und die kleinen wieder näher als die groſſen ſind, dagegen einen Einwurf machen, ſo kann man darauf antworten, daß wir die Eigenſchaften der Planeten nicht kennen. Denn es kann ſeyn, daß Jupiter als der gröſte Planet leichter iſt, als Mercurius, welcher der kleinſte iſt. Einer kann hohl und der andre compakt ſeyn. Und man kann ſchlieſſen, daß Jupiter, welcher ſich ſo geſchwinde um ſeine Axe drehet, entweder hohl ſeyn, oder ein central Feuer bey ſich haben müſſe. Eben daſſelbe kann man auch von den Cometen ſagen. Denn wenn wir die innerliche Eigenſchaft derſelben wüſten, ſo würden wir vielleicht die Urſache einſehen, wesfalls ſolche durch

den

Digitized by Google

den allgemeinen Wirbel nicht in einen circulairen Gang können gebracht werden. Hartſöker hält dafür, daß ein Comet ein Körper in der Sonne, oder ein Sonnenflecken geweſen, den die Sonne mit einer ſolchen Kraft von ſich geſtoſſen, daß derſelbe aus ſeinem Gleichgewicht; gekommen, und daher durch ſeine eigne Schwere eben ſo ſtark wieder zurück getrieben werde. Viele Naturkündige meynen, wenn wir die Sonne nahe ſehen könnten, ſo würde uns dieſelbe lange nicht ſo ſchön ſcheinen, als wir nun glauben. Man würde Feuerflammen, einen dicken Rauch, und vielleicht auch glüende Steine mit groſſer Angſt heraus fahren ſehen, ſo wie man bey den feuerſpeyenden Bergen Aetna, Veſuvius, und Hecla wahrnimmt. Man kann daraus leicht abnehmen, daß die von ſich ſtoſſende Kraft der Sonne ſich bis in den Saturn erſtrecken, und denſelben ſo wol, als die andern Planeten in der Diſtanz, worinn ſie nun ſind, von ſich halten könne. Dem zufolge iſt es nicht ungereimt, auf ſolche Impulſion die Schwere zu gründen, wodurch, wie man ſieht, alle Körper zu ihrem Mittelpunkt gezogen werden. Was für eine Kraft die Sonnenſtrahlen haben, ſolches erhellet daraus, daß man durch Hülfe der Brennſpiegel, wodurch die zerſtreueten Sonnenſtrahlen geſammlet, und näher zuſammen gebracht werden, alle verbrennliche Körper anzünden, Metalle ſchmelzen, und Stein in Kalk, ja endlich gar in Glaß verwandeln kann. Ich weiß wol, daß man wider dieſe letztere Meynung allerhand Einwürfe zu machen pflegt. Jedoch die Lehre des Neutons iſt

nicht

nicht weniger allerhand Schwierigkeiten unterworfen, und bey ſolchen Umſtänden iſt es am beſten, die Wirkung der Schwere der von ſich ſtoſſenden Macht der Sonne zuzuſchreiben, welche uns die Wirkung der Strahlen deutlich zeigt, als daß man ſolche einer Attraktion zuſchreibet, ſo daß die Sonne den Saturnus, welcher einige Million tauſend Meile davon iſt, an ſich ziehen ſollte. Dieſes iſt unbegreiflich, und wird noch unbegreiflicher, wenn man mit den Neutonianern ein Vacuum zuläßt, und dadurch die Verbindung unter den himmliſchen Körpern aufhebt. Ich miſche mich übrigens nicht in die Unterſuchung anderer Dinge, indem mein Vorſatz lediglich dahin gerichtet iſt, dasjenige zu vertheidigen, was ich in meiner dritten Epiſtel behauptet. Uebrigens kann und will ich den Streit nicht entſcheiden, den die Anhänger und Freunde des Carteſius und Neutons mit einander führen. Ich ſchätze den Neuton aller Ehre werth, welche man dieſem groſſen Manne erwieſen. Dieſes iſt mir nur empfindlich, daß man mit Verachtung von dem Carteſio redet, da es doch noch wol einmal geſchehen kann, daß ſeine Philoſophie allenthalben wieder empor kommt. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
drey und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Da Sie mir die Erlaubniß gegeben, mich bey Ihnen in allerhand, und inſonderheit in moraliſchen Materien Raths zu erholen; ſo kann ich bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, Ihnen von einer Unterredung Nachricht zu geben, welche ich vor kurzer Zeit in einer gewiſſen Geſellſchaft mit einigen von meinen Freunden gehalten. Die Gelegenheit dazu gaben zwo Perſonen, A und B, von welchen man verſchiedentlich urtheilte. Man rühmte das Leben des erſtern, fügte aber hinzu, daß er nicht gar zu richtig in ſeinem Glauben ſey, ſondern verſchiedene ketzeriſche Meynungen hege. Der andere ward wegen ſeiner ſchlechten und unordentlichen Lebensart getadelt; zugleich aber doch wegen ſeiner Orthodoxie erhoben. Weil ich merkte, daß die meiſten in der Geſellſchaft durch dieſe Beſchreibung mildere Gedanken von dem letzten zu faſſen anfiengen; ſo konnte ich mich nicht enthalten, meine Gedanken darüber folgendergeſtalt zu eröfnen. Ich bedaurte ſehr, daß B ein ſo unordentliches und ſchlechtes Leben führte. Ich bedauerte aber noch weit mehr, da ich zugleich hörte, daß er in ſeinem Glauben ſo wol gegründet wäre. Die ganze Geſellſchaft ward über dieſes Urtheil beſtürzt, und fragte, ob ich

einen

einen Menſchen deswegen bedauerte, weil derſelbe in ſeinem Glauben wohl gegründet wäre. Ich antwortete: ich bedaure denſelben wegen der Richtigkeit ſeines Glaubens nicht; weil aber ſein Leben mit ſeinem Glauben nicht übereinſtimmet, ſo dient ſein ſtarker und feſter Glaube zu nichts anders, als daß er ihn viel ſchuldiger macht, als einen andern, der nichts glaubt, und doch tugendhaft iſt. Aus dieſem Grunde hege ich weit beſſere Gedanken von dem A als B. Man fragte mich, ob ich härter von dem urtheilte , welcher eine wahre Meynung von dem göttlichen Worte hätte, und welcher GOtt in der Wahrheit verehrte, als von dem, der eine falſche Religion hegte, und in der Religion, wankte. Ich antwortete: Ein Ketzer oder ein Schwachgläubiger verehrt GOtt mit einer ſo vollkommen Ehrfurcht, als er glaubt, daß es ſeine Pflicht erfordert. Ein Rechtgläubiger aber, welcher zugleich ein ſchlechtes Leben führet, verehret GOtt gar nicht. Der erſte zweifelt, ob er ſchuldig ſey, ſo viel zu bezahlen, als man von ihm fordert, und entrichtet doch einen Theil von ſeiner Schuld. Der andere geſteht die ganze Schuld, er macht aber nicht die geringſte Anſtalt, dieſelbe abzutragen. Der erſte ſagt gleichſam: Ich wollte gern bezahlen, wenn ich nur wüſte, ob die Schuld richtig wäre, und worinn dieſelbe beſtünde. Der andere aber ſagt: Ich bin GOtt und jedermann ſchuldig, ich bin aber nicht willens, jemanden von meinen Schuldnern zu bezahlen. Ein Mitglied der Geſellſchaft ſchien hierüber empfindlich zu werden, und ſagte: es iſt beynahe zur Gewohnheit geworden, die Ketzer zu vertheidigen. Ich antwortete

wortete aber, man muß einen großen Unterſcheid unter denjenigen machen, welche die Ketzer vertheidigen, und welche nur gelinder von denen urtheilen, die wider ihren Willen irren, als von gewiſſen hitzigen Menſchen, welche den Eifer mit dem Hochmuth vermengen. Mein Freund meynte, daß niemand wider ſeinen Willen irren könnte, ſondern daß eine falſche Lehre entweder aus Eigenſinn oder aus Hochmuth oder aus Nachläßigkeit herrührte. Ich erwiederte: Eine ſolche Meynung ſtreitet wider alle Erfahrung, und wider die geſunde Vernunft. Denn es iſt unmöglich, daß jemand irren ſollte, aus keiner andern Urſache, als bloß um zu irren, ſondern dieſes rührt vielmehr aus Unwiſſenheit her. Der Irrthum kann mit der Erkenntniß des Irrthums nicht beſtehen. Wenn man aber ja freywillig Irrende aufſuchen wollte; ſo würde man ſolche vielmehr unter ſolchen antreffen, die in einem jeden Lande Rechtgläubige genannt werden, welche ſich auf den Glauben des Landes verlaſſen, ohne ſich jemals die geringſte Mühe zu geben, denſelben zu unterſuchen, ob er wohl oder ſchlecht gegründet ſey. Wenn aber jemand die Wahrheit bekümmert ſuchet, und darüber des rechten Weges verfehlet, von dem kann man mit Recht ſagen, daß er wider ſeinen Willen irret, weil der Irrthum ſelbſt aus ſeinem guten Vorhaben herrühret. Und wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo machen ſich diejenigen nur einen ſchlechten Begriff von GOtt, welche glauben, daß er ſolche Irrenden verdammen werde. Diejenigen, welche ſolche harte Urtheile fällen, ſtehen weit mehr in Gefahr, verdammt zu werden. Man

kann

kann bloß über diejenigen, welche ein böſes Leben führen, mit Sicherheit hart urtheilen, inſonderheit, wenn ſie zugleich einen ſtarken und feſten Glauben haben. Denn bey ſolchen bemerkt man vorſetzliche Irrthümer, welche nicht können entſchuldiget werden. Ich war willens, dieſes weitläuftiger auszuführen. Es ſchien aber, daß ſehr wenige in der Geſellſchaft daran einen Gefallen funden. Denn die meiſten hielten dafür, daß die Orthodoxie alle Sünden, wo nicht völlig auslöſchte, doch wenigſtens minderte, da doch dieſelbe die Schuld vielmehr noch weit größer macht. Denn derjenige, der ſeines Herrn Willen weiß, und thut ihn nicht, der wird doppelte Streiche leiden. Es wäre zu wünſchen, daß die Menſchen ein wenig gelinder von einander urtheilen, und bedenken möchten, daß ein Irrthum, der nicht freywillig iſt, und keine böſe Ausbrüche nach ſich zieht, den Menſchen nicht verdammen könne. Dadurch würden die Streitigkeiten unter den chriſtlichen Secten, und inſonderheit unter denjenigen aufhören, welche nicht in den Grundartikeln des Glaubens von einander unterſchieden ſind. Wir müſſen das ganze menſchliche Geſchlecht als eine große und allgemeine Societät anſehen, deren ſämtliche Glieder nach dem Geſetze der Natur verbunden ſind, in einer liebreichen Vereiniguug mit einander zu leben. Es iſt daher ein jeder Abſcheu, und eine jede Separation ſündlich, ausgenommen, in Abſicht auf diejenigen, welche das Verderben der Societät ſuchen, wohin die Miſſethäter und andere grobe Sünder gehören.

Digitized by Google

Man muß ſich bey dieſen Umſtänden nach den Geſetzen richten, welche auf einer Kaufmanns-Börſe beobachtet werden. Dieſelbe iſt mit einer großen Menge Menſchen von allerhand Meynungen angefüllet, welche aber doch in einer Verbindung mit einander leben. Es wird niemand für einen Ketzer gehalten, und man ſondert ſich von niemanden ab, als von ſolchen, welche einen Banquerout gemacht, oder andere betrogen. Ich habe nicht ermangeln wollen, Ihnen von dieſer Unterredung Nachricht zu geben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
vier und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich wünſche ihnen Glück zu der neuerlangten Ehrenſtelle, und zudem vor kurzer Zeit erhaltenen Richteramte. Sie ſcheinen deswegen bekümmert zu ſeyn, und glauben, daß ſie zu frühe zu dieſer Würde gekommen. Dieſe Beyſorge iſt allerdings ſehr rühmenswürdig, weil ſie dadurch zu erkennen geben, daß ſie ſich ſelbſt kennen, und die Wichtigkeit ihrer neuen Stelle bedenken. Ihre Jugend aber, deren ſie erwehnen, darf ihnen nicht den geringſten Kummer verurſachen, indem die Erfahrung zeigt, daß junge Perſonen in ſolchen Gerichten am allerbequemſten können gebraucht werden, wo man unverzüglich das Urtheil fällen muß. Denn weil dieſelben eine Sache weit ſchneller begreifen, als die Alten, und das Gedächtniß bey ihnen beſſer iſt, ſo können ſie allezeit etwas vorbringen, was zur Sache gehöret; da im Gegentheil die Alten, welche weder den hurtigen Begrif haben, der in einem ſolchen Gerichte erfordert wird, noch auch alle Umſtände in der Ordnung behalten können, öfters, wenn es zur Ablegung der Stimmen kommt, ſtille ſchweigen, und das Urtheil ihrer Mitbeyſitzer unterſchreiben müſſen. Machen ſie nur einmal einen Verſuch, und erzählen einerley Hiſtorie ſo wol einem jungen,

gen, als einem alten Manne, und geben ſie ſodann Acht, ob der erſte dieſelbe nicht weit beſſer und ordentlicher wieder herſagen wird, als der letzte. Da ſich dieſes demnach alſo verhält, ſo kann ein junger Richter, deſſen Begrif und Gedächtniß annoch bey vollen Kräften iſt, insgemein in einem Gerichte, wo man gleich durchgreift, doch etwas ſagen, da im Gegentheil ein bejahrter Mann, welcher nicht gleich alle zu einer Sache gehörige Umſtände faſſet, mit aller ſeiner Einſicht nichts hervor bringen kann. Daher ſind oft die gröſten Landrichter die ſchlechteſten Beyſitzer in einem ſolchen Gerichte, ſo wie diejenigen, welche man für die geſchickteſten Beyſitzer hält, oft die ſchlechteſten Landrichter ſind. Ich ſage insgemein und oft, weil eine jede Regel ihre Ausnahme hat. Weil aber doch die Regel faſt allgemein iſt, ſo freue ich mich eben ſo ſehr, wenn ich höre, daß ein junger Mann ein Beyſitzer in einem Gerichte geworden, als daß ein alter Mann das Amt eines Richters über ein ganzes Land, oder über einen gewiſſen Diſtrict erlanget. Was ich bisher beygebracht, ſolches betrift allein die Fähigkeit der Richter. Es werden aber auch ſonſt noch verſchiedene andre Eigenſchaften von einem Richter erfordert, die einem jungen Manne eben ſowol als einem alten unentbehrlich ſind. Solche Eigenſchaften ſind 1) die Ehrlichkeit; und dieſe beſteht darinn, daß ſich ein Richter weder durch Freundſchaft und Ehre, noch durch Anſehen und Geld verleiten laſſe, das Recht zu verdrehen. 2) Die Unpartheylichkeit, daß er keinen Unterſcheid unter Reichen und Armen mache, ſondern die Sache allein vor Augen habe.

Es iſt dieſe Erinnerung um ſo viel nöthiger, weil man viele Richter findet, die aus lauter Redlichkeit wider dieſe Tugend ſündigen, indem ſie aus einem falſchen Mitleiden gegen die Armen meinen, daß es eine Tugend ſey, denſelben in allen Stücken nachzugeben. 3) Die Kältſinnigkeit, welche darinn beſtehet, daß man den Charakter eines Richters und eines Advokaten nicht mit einander verwechſele. Daher verrathen ſich diejenigen, welche gar zu weitläuftige, geſchmückte, und mit Lobeserhebungen angefüllte Stimmen ablegen, und dadurch zu erkennen geben, welcher Partey ſie am meiſten gewogen ſind. Ein rechter Richter muß allezeit dieſes im Munde führen. Es iſt mir gleich, ob mein Freund oder Feind die Sache gewinne, wenn die Gerechtigkeit nur ihren Lauf behält. Wenn ſie dieſe Regeln beobachten, mein Herr, ſo werde ich nicht nur ſtets dem neuen Richter zu ſeinem Amte, ſondern auch dem Amte zu ſeinem neuen Richter Glück wünſchen. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünf und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ein gewiſſer Freund, der ihnen auch ganz wol bekannt iſt, ziſchelte mir vor einiger Zeit dieſe Worte ins Ohr: Ne ſutor vltra crepidam. Ich wuſte nicht, was er damit ſagen wollte, und bat ihn daher, daß er mir dieſes etwas näher erklären möchte. Er ertheilte mir hierauf die Antwort, daß ich mich enthalten möchte, von theologiſchen Materien zu ſchreiben, weil ſolches den Gottesgelehrten allein zukäme. Ich erwiederte: Ich habe nichts theologiſches geſchrieben, auſſer in gewiſſen moraliſchen Materien, welche eine ſolche Verbindung mit der Theologie haben, daß ſie davon nicht können getrennet werden. Dieſes gab mir Gelegenheit, ihm den allgemeinen Irrthum zu zeigen, worinn die meiſten ſtecken, welche niemanden für bequem oder berechtiget halten, in der Theologie zu unterweiſen, als diejenigen, welche von der Obrigkeit beſonders dazu beſtellet, und beſoldet werden. Ich glaube, fuhr ich fort, daß ſolche Männer, welche ſich nicht durch einen Eid verbindlich gemacht haben, gewiſſe allenthalben angenommene und herrſchende Meynungen zu vertheidigen, am allerbequemſten ſind, ſolche Lehrer abzugeben. Ich will nur zum Beweiſe Eraſmum, Grotium,

Clericum und andre anführen, welche, ob ſie gleich keine Geiſtliche geweſen, doch durch ihre Erklärungen über die Schrift, viele dunkle Stellen erläutert, und viele Wahrheiten entdecket, welche die Geiſtlichen nun annehmen und behaupten. Wenn man einem Geiſtlichen eine Schwierigkeit vorlegt, um dieſelbe aufzulöſen, ſo muß er antworten: So weit mein Amt mir dieſes erlaubet. Wenn man aber mit einem andern gelehrten Manne ſpricht, ſo ſagt derſelbe: So weit ich nachgeſucht, und begreifen kann. So geſchickt Aeneas Sylvius war, andere zu unterrichten und zu lehren, ehe er Pabſt ward, ſo unbequem war er dazu, nachdem er den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Die neue Würde bedeckte ſeine Augen gleichſam mit einem dicken Nebel. Denn alles was Aeneas Sylvius uneben und tadelnswürdig gefunden hatte, das fand Pius der Zweite eben und löblich. Er war alſo jenem Manne ähnlich, welcher hundert Fehler in der Aufführung des Raths wahrnahm, ehe er ſelbſt ein Mitglied deſſelben ward. So bald aber dieſes geſchahe, ſo ſagte er: Ich hätte nimmermehr gedacht, daß es ſo ehrlich im Rath zuginge, wie ich nun ſehe, da ich ſelbſt in dieſes Collegium aufgenommen worden. Wenn man die zuverläßigſte Nachricht von einer Sache haben will, ſo muß man viel lieber einen Mann fragen, welcher von der Sache ſelbſt zwar Beſcheid weiß, übrigens aber mit derſelben nichts zu ſchaffen hat, als bey einem Advocaten erkundigen, welcher bereits die Vertheidigung einer Partey übernommen. Ich habe aber hierbey keinesweges

die

Digitized by Google

die Abſicht zu zeigen, als wenn die Geiſtlichen nicht bequem oder geſchickt wären, andre zu unterweiſen; ſondern ich habe hierdurch nur denen antworten wollen, welche andre Gelehrte, die kein geiſtliches Amt bekleiden, zum Lehramt untüchtig halten. Die geſunde Vernunft zeigt, daß einer, der in dem Vorhaben allein zu meditiren, ſich aller Verrichtungen entſchlägt, viel bequemer iſt, die Schwierigkeiten ſo wol in geiſtlichen als weltlichen Wiſſenſchaften aufzulöſen, als ein andrer, der mit einem Amte beſchwert, und überdem an ein gewiſſes Syſtema gebunden iſt, dergleichen in einem jeden Lande angenommen worden. Denn es iſt offenbar, daß viele Religions Syſtemata auf den Eigennutz und auf die Gewalt, keinesweges aber auf die Lehre Chriſti und auf die geſunde Vernunft gegründet ſind. Ein gewiſſer Theologus hat alſo nicht übel geurtheilet, welcher geſagt: Wenn die Apoſtel wieder in die Welt kommen ſollten, ſo würden ſie kein einziges Wort von der Theologie verſtehen, die an gewiſſen Orten z. E. zu Conimbra und Salamanca gelehret wird. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ſechs und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß ſie meine moraliſchen Gedanken vor kurzer Zeit mit groſſem Fleiß durchgeleſen, und darinn manches gefunden, welches Ihnen gefallen, gleichwol aber auch verſchiedenes wahrgenommen, welches ihnen anſtößig zu ſeyn geſchienen. Inſonderheit hätte ihnen dasjenige mißfallen, was ich von der Catechiſation der Jugend erinnert. Sie ſetzen, wenn ich anders ihr Schreiben recht verſtanden, hauptſächlich dreyerley an meinem Vortrage aus. 1) Daß ich behauptet, man müſſe den Kindern erſtlich die Moral beybringen, ehe man ſie in der Religion unterrichtete. 2) Daß ich die Ordnung getadelt, welche bey unſern Catechiſationen gebräuchlich iſt, indem alle unſere Catechismi das Moralgeſetz oder die Zehn Gebote anführen, ohne weiter zu gehen. 3) Da doch junge Kinder nicht das Vermögen hätten, die moraliſchen Präcepta zu faſſen, von denen ich redete. Auf die erſte Anmerkung antworte ich folgendergeſtalt. Ich habe nicht geſagt, daß man mit der Moral anfangen müſſe, ehe man ihnen die Religion einprägt, ſondern bloß, ehe man zu den Geheimniſſen der Reli-

Religion ſchreitet. Denn ich habe ausdrücklich gezeigt, daß man mit der Moral Chriſti den Anfang machen müſſe, woraus fließt, daß man ihnen gleich eine Erkenntniß von der Exiſtenz, und von der Vorſicht Gottes, wie auch von der Ehrfurcht einprägen muß, welche alle Menſchen dem höchſten Weſen ſchuldig ſind. Was den zweyten Punkt betrift, ſo führen alle chriſtliche Catechiſmi zuerſt die Zehn Gebote Gottes an, und laſſen ſolche von den Kindern auswendig lernen. Weil es aber bloſſe Befehle ſind, ſo iſt, um meinen Endzweck zu erreichen, nothwendig, ein wenig weiter zu gehen, und den Kindern einen Begrif von der allgemeinen Pflicht der Menſchen gegen GOtt und ihren Nächſten zu geben, ihnen die Regeln bekannt zu machen, nach welchen ſie die Wahrheit einſehen und prüfen können, und ihnen zu zeigen, was ſie glauben ſollen, ehe man ihnen befiehlt, zu glauben. Was die dritte Erinnerung betrift, welche von der Beſchwerlichkeit der Information hergenommen iſt, und zeiget, wie thöricht es ſey, und wie ſchwer es fallen dürfte, Kindern, inſonderheit von geringem Stande ein moraliſches und critiſches Syſtema einzuprägen, ſo will ich, um meinem Herrn die ſchlechten Gedanken zu benehmen, welche derſelbe davon gefaßt, nur ſechs kurze und deutliche Regeln beybringen, welche von allen und auch von Bauerkindern in einem Tage können gelernet werden. Die Regeln lauten folgendergeſtalt. Zuerſt muß man den Kindern einen Begrif von dem Daſeyn Gottes machen. Davon kann man ſie nicht lebhafter überzeugen,

wenn man ihnen die Schöpfung vorſtellt, die nicht von ſelbſt entſtehen können, ſo wie man ihnen aus der Erhaltung eines ſo wundervollen Werks ohne Mühe die Vorſicht des groſſen Schöpfers, und folglich auch die Dankbarkeit und Ehrfurcht einprägen kann, die man einem ſolchen allmächtigen und gütigen Weſen ſchuldig iſt. Dieſe Lehre iſt ſo leicht zu faſſen, daß man ſolche nur einmal herſagen und erklären darf, um ſolche auch den allerträgſten und einfältigſten begreiflich zu machen. Wenn man ihnen demnach erſtlich dieſes beygebracht, es iſt ein allmächtiger Schöpfer, welcher alles erſchaffen, und noch erhält, welcher die Menſchen von andern Creaturen durch eine vernünftige Seele unterſchieden, und denenſelben einen freyen Willen verliehen, das Gute zu thun, und das Böſe zu unterlaſſen, ſo kann man ihnen auch II) leicht beybringen, daß man dieſen freyen Willen recht anwenden müſſe. Aus der Einwendung, wesfalls GOtt die guten Handlungen nicht gleich belohne, und die böſen nicht gleich beſtrafe, fließt III) die Lehre von einem zukünftigen Leben ſo natürlich her, daß die Kinder faſt von ſelbſt ohne eine weitläuftige Erklärung darauf fallen müſſen. Die IV) Regel, welche man der Jugend geben kann, beſteht darinn: man muß nichts glauben, was nicht bewieſen werden kann, und nichts behaupten, was den allgemeinen Grundwahrheiten widerſpricht. Die V) Regel heißt: Man muß nichts annehmen, was die heiligen Eigenſchaften Gottes verletzt, und der Allmacht, Weisheit, und Gerechtigkeit, des höchſten Weſens zu nahe tritt.

Die

Die VI) Regel lautet endlich folgender maſſen. Man muß irrende Menſchen mehr bedauren, als haſſen und verfolgen. Man muß niemanden verdammen, welcher GOtt und die Wahrheit liebt, wenn derſelbe gleich verſchiedene ſchwere und hohe Dinge nicht auf eben dieſelbe Art erkläret, als wir. Darinn beſteht mein ganzes Syſtema, welches ſo kurz und ſo deutlich iſt, daß es auf ein Blatt kann geſchrieben, und von einem jeden Kinde kann gefaßt werden. Wenn man dieſe ſechs Artikel jungen Perſonen einprägt, und ſolche oft wiederholet, ſo wird es nicht ſo leicht ſeyn, ihnen ungegründete Meynungen aufzubürden, als andern, die nicht mit einer ſolchen vorhergegangenen Lehre, und mit einer ſolchen Vorſicht bewafnet ſind. Der Nutzen dieſer moraliſchen Catechiſation wird ſich inſonderheit darinn äuſſern, daß ein junger Menſch, wenn man ihn nachher zu einer andern Lehre locken will, dieſelbe gleich prüfen, und unterſuchen kann, ob ſie mit den ſechs Regeln überein komme, die ihm in jungen Jahren beygebracht, und wobey ihm eingeſchärft worden, nichts anzunehmen, als was mit denſelben übereinſtimmet. Sollte ihn nachher jemand zur Gottes Verläugnung überreden wollen, ſo wird er gleich durch Hülfe der erſten Regel wahrnehmen, daß dieſe Lehre ungereimt, ungegründet und ſtrafwürdig ſey, und alſo denjenigen, der ihn dazu verleiten wollen, für ſeinen Feind und Mörder halten. Er wird ſagen: Ich glaube ein allmächtiges Weſen, welches Himmel und Erde erſchöffen, wovon mich der Anblick

blick der Geſchöpfe ſelbſt überführet. Sollte ein andrer, welcher zwar das Daſeyn Gottes nicht läugnet, dennoch einen Zweifel wider die Nothwendigkeit der Verehrung Gottes bey ihm zu erregen ſuchen, ſo wird er ſich gleich den zweyten Artikel ſeines moraliſchen Catechiſmi vor Augen ſtellen, und antworten: Die geſunde Vernunft lehret mich, daß ich ein allweiſes Weſen verehren, und ein gütiges Weſen lieben ſoll. Ich erkenne die Allmacht und Weisheit deſſelben aus der Schöpfung und die Güte dieſes Weſens aus der Erhaltung der erſchaffenen Dinge. Eben ſo verfährt er, wenn jemand die Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben in Zweifel zieht, und meynet, daß man aus dem Flor der Gottloſen, und aus dem Glück der Frommen darthun könne, daß GOtt auf dergleichen Dinge nicht achte. Denn er erinnert ſich bey dieſen Umſtänden des dritten Artikels, und ſagt, eben dieſes beſtärket mich in den Gedanken, welche ich von den Strafen und Belohnungen nach dieſem Leben habe. Wenn jemand ihn in einer Lehre unterrichten will, welche ſich allein auf die Offenbarung gründet, ſo bewafnet er ſich gleich mit der Erinnerung, welche in dem vierten Artikel befindlich iſt, und fordert davon einen Beweis, welcher entweder in Weiſſagungen oder Wunderwerken, oder andern unwiderſprechlichen Zeugnißen von der Richtigkeit der Lehre beſtehen muß. Und weil weder der mahometaniſche noch der heydniſche Glaube mit ſolchen Kennzeichen verſehen iſt, ſo kann ihn niemand bewegen,

den-

Digitized by Google

demſelben Gehör zu geben, wo man ihm nicht beweiſet, daß ſeine Forderung wegen der hinlänglichen Zeugniße ungegründet iſt, welches ſich doch niemand zu ſagen erkühnen wird. Wenn ihn jemand überreden will, ſolche Dinge zu glauben, welche wider die algemeinen und unwiderſprechlichen Grundwahrheiten ſtreiten, ſo antwortet er nach eben demſelben Artikel: weil der Schöpfer uns die Sinnen nicht umſonſt verliehen, ſo müſſen wir uns derſelben bedienen. Und daher wird die Bemühung des allerſchlaueſten Jeſuiten vergebens ſeyn, ihm die Transſubſtantiation glaubend zu machen. Denn wenn man mit einem gewiſſen Mißionario alle Beweiſe, die von den Sinnen hergenommen werden, vorbeygehet, und eine zweifelnde Seele allein auf das Gebet verweiſet, ſo muß man eben dieſelbe Antwort erwarten, welche ein Malabar einmal jemanden ertheilte, der ihm dieſes auch einzuſchärfen ſuchte. Thun ſie daſſelbe auch mit unſerm Glauben, ſagte er, ſo werden ſie gleichfalls erleuchtet werden, und dasjenige erkennen, was ſie nun nicht begreifen. Er kann ferner ſolchen Leuten in die Hände fallen, welche glauben, daß Gott aus einem bloßen Wohlgefallen einige Menſchen zur Seligkeit, andere aber zur Verdammniß beſtimmt, und ſich bemühen, ihn durch Anführung verſchiedener Schriftſtellen, welche eben dieſes zu behaupten ſcheinen, zu ihrem Bekenntniſſe zu bewegen. Er merkt aber gleich, daß dieſe Lehre nicht mit dem fünften Artikel in ſeinem moraliſchen Catechiſmo übereinſtimmet, wodurch er angewieſen worden, nichts zu glauben, was uns einen widrigen Begrif von GOtt beyzubringen vermögend iſt, und

deſſen heilige Eigenſchaften auch nur im geringſten verletzet. Er ſagt derohalben, daß er dieſes weder glauben wolle noch könne, und behauptet, daß man die Schriftſtellen, welche davon handeln, nicht nach den Buchſtaben erklären müſſe. Bey dieſen Grundſätzen, die Ihm in ſeiner Jugend eingeprägt worden, beharret er feſt, und läßt ſich durch niemanden davon abwendig machen. Endlich kann er auch in ein Land kommen, und unter ſolche Leute gerathen, welche ſtets mit Eyfer wider die Ketzer und Irrlehrer predigen, und es für eine Pflicht halten, mit Feuer und Schwerdt zu unterrichten, wo Vermahnungen und gute Worte nicht helfen wollen. Er erinnert ſich bey dieſer Gelegenheit, daß ſein moraliſcher Catechiſmus einen Artikel enthält, daß man diejenigen, welche wider ihren Willen irren, zwar bedauren, nicht aber haſſen und verfolgen müſſe. Er erinnert ſich, daß man ihm zu gleicher Zeit geſagt, wie man ſolche Verfolgungen anzuſehen habe, nämlich daß ſolche der Moral Chriſti gerade entgegen ſind, und daß niemand in einer gröſſern Gefahr ſtehe, verdammet zu werden, als derjenige, welcher ſich auf den Richterſtuhl Gottes ſetzt, und ſich eine Gerichtsbarkeit über die Gewiſſen der Menſchen zueignet, die dem groſſen und allgemeinen Richter allein zukommt. Er beharret daher vielmehr bey ſeiner vorigen Meynung, von welcher er überzeugt iſt, daß ſie ſich auf die natürliche Billigkeit gründet, und wird ſein Brod lieber betteln, als ein Beyſitzer in einem Inquiſitionscollegio ſeyn, deſſen Mitglieder billig den verhaßten Namen der Ketzer führen ſollten, weil ſie aus Bosheit und Fre-

vel

vel ſowol das göttliche Geſetz, als das Geſetz der Natur übertreten. Das Gemüth der Jugend iſt einem Wachſe ähnlich, worinn man ohne Mühe, alles was man will, prägen kann; wenn aber dieſe Begriffe durch die Zeit befeſtiget worden, ſo können ſie nachher auf keine Art wieder ausgelöſchet werden. Es iſt alſo nöthig, ehe man die ſchweren Lehren ihnen vorzutragen anfängt, daß man ihnen einige Hauptartikel des natürlichen Geſetzes einpräge, deſſen Klarheit und Billigkeit alle Menſchen erkennen, und nach denen ſie die andern Meynungen prüfen können, ob ſolche müſſen angenommen oder verworfen werden. Wenn eine ſolche Catechiſation allenthalben eingeführt wäre, ſo würden ſo viele Secten in der Religion, und ſo viele Streitigkeiten über die Grundartikel des chriſtlichen Glaubens nicht entſtanden ſeyn, welche das von der Natur geſtiftete Band der Vereinigung unter den Städten und Völkern aufheben. Sollten ſie bey ihren Gedanken beharren, und glauben, daß die eben von mir angeführten Regeln gar zu hoch und ſchwer für die Jugend wären, ſo will ich ihnen hier eine Probe von einer moraliſchen Kinderlehre geben, welche ſie ſo kurz als deutlich finden werden.

Moraliſcher Catechismus.

Art. I.

Ich glaube einen allmächtigen GOtt, Schöpfer Himmels und der Erden.

Fra-

Frage:

Worauf gründeſt du dieſen Glauben?

Antwort:

Weil der wundervolle und künſtliche Bau der Welt nicht von ſich ſelbſt kann entſtanden ſeyn, ſondern allenthalben die Größe und Weisheit eines allmächtigen Baumeiſters hervorleuchtet.

Art. II.

Dieſen GOtt bin ich ſchuldig, zu ehren, zu lieben, und demſelben zu dienen.

Frage:

Was verbindet dich zu einer ſolchen Verehrung?

Antwort:

Weil ich ſehe, daß er die erſchaffenen Creaturen liebet, und für deren Erhaltung Sorge trägt; inſonderheit aber auch deswegen, weil er mich und andere Menſchen mit einer vernünftigen Seele, und mit dem Gebrauch der Sprache begabet.

Art. III.

Ich glaube ein anderes Leben nach dieſem Leben, worinn die böſen Thaten beſtraft, die guten aber belohnet werden.

Fra-

Frage:

Was kann dich zu einem ſolchen Glauben bewegen, inſonderheit, da du täglich den Wohlſtand der Gottloſen, und das Unglück der Frommen vor Augen ſieheſt?

Antwort:

Eben dieſes giebt mir die Verſicherung von einem andern Leben, weil ich nicht allemal die Strafen und Belohnungen in dieſem Leben wahrnehme.

Art. IV.

Ich nehme keine Lehre eher an, bis ſolche bewieſen worden, und glaube nichts, was den allgemeinen Grundwahrheiten, und dem rechten und oft wiederhohlten Urtheil der Sinnen widerſpricht.

Frage:

Worauf gründeſt du dieſen Vorſatz?

Antwort:

Wenn ich alles ohne Beweis annehme, ſo kann ich eben ſo leicht auf einen falſchen, als auf einen wahren Glauben verfallen; und wenn ich eine Lehre annehme, die den allgemeinen Grundwahrheiten und den Sinnen widerſpricht, ſo gebe ich dadurch zu erkennen, daß die Vernunft, welche eine große Gabe Gottes iſt, mir zu keinem Nutzen gereiche.

Art. V.

Ich verabſcheue und verwerfe eine jede Lehre, welche den heiligen Eigenſchaften Gottes zu nahe trit, und GOtt zum Urheber der Sünde macht.

Frage:

Wer hat dir die Macht gegeben, in die Geheimniſſe Gottes zu dringen, und die Eigenſchaften Gottes nach den Eigenſchaften der Menſchen, welche den Geſetzen unterworfen ſind, zu beurtheilen? GOtt darf ja niemanden wegen ſeiner Handlungen Rechenſchaft geben. Seine Gerechtigkeit kann ja darinn beſtehen, daß er alles nach ſeinem Wohlgefallen einrichtet.

Antwort:

Ich darf und kann nicht glauben, daß GOtt ſolche Dinge thun ſollte, welche er ſelbſt an den Menſchen tadelt, beſtraft und verdammet. Die Schrift ſagt: daß der Menſch nach dem Bilde Gottes erſchaffen worden, und Chriſtus ermahnt uns, barmherzig zu ſeyn, wie unſer Vater barmherzig iſt.

Art. VI.

Ich muß niemanden verfolgen, der wider ſeinen Willen von dem rechten Wege im Glauben abweicht.

Frage:

Digitized by Google

Frage:

Willſt du denn die Ketzer und Schwärmer lieben?

Antwort:

Ich muß dieſelben lieben, ſo weit ſie Menſchen ſind, und mit ihnen Mitleiden tragen, ſo weit ſie irrende Menſchen ſind. Wenn ich meinen Nächſten deswegen haſſe und verfolge, weil er eine Sache nicht auf eben dieſelbe Art einſieht, wie ich dieſelbe einſehe; ſo lege ich meine Liebloſigkeit und meinen Hochmuth an den Tag, und übertrete das große Gebot der Natur: Was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht.

Hier haben Sie mein ganzes Syſtema. Urtheilen Sie nunmehro ſelbſt, ob es vollſtändig und deutlich ſey. Ich bin. ꝛc.

Der
ſieben und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben von mir zu erfahren, was die in der Kirchenhiſtorie bekannten Bogomili eigentlich für Leute geweſen, und worinn ihre Ketzerey hauptſächlich beſtanden. Was ſie für Irthümer geheget, ſolches kann ich Ihnen nicht zuverläßig berichten, theils weil ich mich in den Ketzerhiſtorien nicht ſonderlich umgeſehen, und wenige theologiſche Streitſchriften geleſen, theils auch, weil wir ſonſt nichts von den alten Ketzern wiſſen, als was uns ihre Gegner und Feinde aufgezeichnet. Sie werden ſich demnach, wenn ſie eine nähere Nachricht hievon zu haben wünſchen, an ſolche wenden müſſen, welche ſich hauptſächlich mit Streitſchriften beſchäftigen. Ich bin überdem kein Gottesgelehrter, wie man dieſes Wort insgemein zu nehmen pflegt. Die alte Theologie beſchäftigte ſich, wie man aus der Kirchenhiſtorie abnehmen kann, entweder mit der Critik, oder auch mit Streitſchriften, wodurch man theils wirkliche Ketzer, theils auch ſolche zu widerlegen ſuchte, denen man dieſen Namen gegeben hatte. Die Gottesgelahrheit der neuern Zeiten iſt eben ſo beſchaffen. Ich ſtudire nur auf einen

nen einzigen Hauptartikel, welcher dahin zielet, die Wahrheit der chriſtlichen Religion darzuthun, und zu beweiſen, daß JEſus der Chriſt ſey. Ich ſetze alle andre Streitigkeiten bey Seite, und vertiefe mich lediglich in die Unterſuchung dieſes Hauptartikels. Dazu aber bin ich hauptſächlich durch die vielen Schriften veranlaſſet worden, die jährlich in groſſer Anzahl ans Licht treten, und welche nicht nur die Hauptfeſtung der Religion anzugreiffen, ſondern auch alle Offenbahrung über einen Haufen zu werfen ſuchen. Ein ſolches Studium aber wird nicht eigentlich das theologiſche Studium genannt. Denn wenn wir die erſten Schutzſchriften ausnehmen, welche die Wahrheit und Unſchuld des Glaubens wider die Juden und Heyden vertheidigen, ſo enthalten die andern theologiſchen Schriften faſt nichts anders, als Streitigkeiten mit den Ketzern, und dieſes hat man faſt bis auf unſere Zeiten eigentlich für das echte theologiſche Studium gehalten. Die Hauptartikel aber, worauf die ganze Religion ſich gründet, ſind ziemlicher maſſen verſäumt worden. Im Gegentheil hat man viele groſſe Gottesgelehrte gefunden, und es fehlt auch noch nicht an ſolchen Männern, welche zwar alle Streitigkeiten auf ihren Fingern herzuſagen wiſſen, die unter den chriſtlichen Secten entſtanden, wenn ſie aber mit Juden und Heyden diſputiren ſollen, ihre Schwäche allenthalben verrathen. Dieſes ſcheint hauptſächlich daher zu rühren, weil die Schriften des Celſi, Porphyrii, Eunapii, und andrer, welche die Grundfeſte der Religion angegriffen, ſeit vielen hundert Jahren verloren gegangen, die rabbini-

biniſchen Bücher aber von den meiſten mit Verachtung angeſehen werden. Die Gottesgelehrten haben deswegen ihre Bemühungen bis hieher nur gröſtentheils auf die Erklärung der ſtreitigen Schriftörter eingeſchränkt, um dadurch die Ketzer zu widerlegen, in der Meynung, daß das theologiſche Studium darinn hauptſächlich beſtehe. Ja dieſes iſt ſo weit gegangen, daß einige es gar für eine Pflicht angeſehen, ſich der Leſung ſolcher Bücher zu enthalten, welche die Gründe des Glaubens berühren, da man doch vielmehr ſagen kann: Hic Rhodus, hic ſalta. Vielleicht wäre es beſſer und nützlicher geweſen, wenn der gröſte Theil der critiſchen Schriften vergangen wäre, und man an deren ſtatt noch verſchiedene heydniſche Schriften hätte, weil man dadurch im ſtande ſeyn würde, die Feinde der chriſtlichen Religion mit ihren eigenen Waffen zu beſtreiten. Es wäre ein groſſer Schade für die Chriſtenheit geweſen, wenn einige hitzige Theologi ihren Endzweck erreicht, und alle rabbiniſche Bücher vertilgt hätten. Es iſt dieſes zu verſchiedenen malen im Vorſchlag geweſen, und wenn es zu ſtande gekommen wäre, ſo würden wir dadurch verſchiedene wichtige Beweiſe zur Beſtärkung der chriſtlichen Religion eingebüſſet haben. Denn man findet in den alten rabbiniſchen Schriften, daß die Juden die Wunderwerke Chriſti geſtanden, und daß verſchiedene Weiſſagungen, welche wir auf den Meßias deuten, von ihnen auf eben dieſelbe Art erkläret worden. Wenn wir alſo die talmudiſchen Schriften ausgerottet hätten, ſo würden wir dadurch den Juden einen groſſen Dienſt erwieſen

ſen

ſen, uns aber einen eben ſo groſſen Schaden zugefügt haben. Wir finden in den wenigen, uns annoch übrig gebliebenen heydniſchen Schriften, verſchiedene Dinge, welche die Wahrheit unſerer Kirchenhiſtorie beſtärken. Obgleich Plinius den Aberglauben der erſten Chriſten tadelt, ſo geſteht er doch auch zu gleicher Zeit, daß ſie ein frommes und unſchuldiges Leben geführet. Marcus Aurelius erwehnt zwar der Unbeugſamkeit und Hartnäckigkeit der erſten Chriſten. Er beſtärkt aber dadurch, was die Kirchenſkribenten von der Beſtändigkeit der Chriſten in ihrem Leiden angeführt, und daß ſie kein Bedenken getragen, die Wahrheit des Glaubens mit ihrem Blute zu beſiegeln. Der Kayſer Julianus, welcher die Wunderwerke Chriſti zu lauter Gauckeleyen macht, geſteht doch zu gleicher Zeit die Wunderwerke, und beweiſet, daß ſolche von den Evangeliſten nicht erdichtet worden. Ammianus Marcellinus erwehnt des Mirakels, welches zu ſeinen Zeiten geſchehen, da die Juden den Tempel zu Jeruſalem wieder aufbauen wollten, um dadurch den chriſtlichen Glauben zu ſchanden zu machen. Und Macrobius, ein andrer heydniſcher Skribent redet von dem Mord der bethlehemitiſchen Kinder, welche Begebenheit Joſephus übergehet. Man ſieht daraus, wie ungegründet der Eyfer geweſen, den einige von unſern Vorfahren bewieſen, um ſo viele heydniſche Schriften auszurotten. Wenn die Hiſtorie Nicolai Damaſceni von dem Herodes wäre erhalten worden, ſo hätten wir vielleicht bey demſelben die Hiſtorie

von dem bethlehemitiſchen Kindermord gefunden, welche wir bey dem Joſepho nicht antreffen. Eben daſſelbe kann man auch von andern Schriften ſagen, welche verlohren gegangen. Es ſcheint, daß unſre Vorfahren hauptſächlich zweyerley unternommen, in dem Vorſatz, der Religion dadurch einen Dienſt zu leiſten. Zuerſt haben ſie entweder den Schriften, die ſie erdichtet, fremde Namen beygelegt, oder auch zu gewiſſen anſehnlichen Skribenten Zuſätze gemacht. Dieſes pflegt man insgemein einen frommen Betrug zu nennen. Hiernächſt aber haben ſie auch verſchiedene Schriften vertilget, welche die Feinde des chriſtlichen Glaubens aufgeſetzt. Der Vorſatz iſt vielleicht bey beyden Unternehmungen ganz gut geweſen. Es iſt aber ſchwer zu ſagen, wodurch ſie der Chriſtlichen Religion den meiſten Schaden zugefügt. Durch den erſten Punkt haben ſie zu allerhand Nachreden Anlaß gegeben, und die chriſtliche Religion ohne Noth verdächtig gemacht. Ich ſage ohne Noth, weil der chriſtliche Glaube ohnedem durch ſo viele und wichtige Gründe beſtärkt iſt, daß man nicht nöthig hat, ſich erdichteter zu bedienen. Durch das zweyte Unternehmen aber haben ſie uns vielleicht vieler ſtarken Gründe beraubet, die wir aus den heydniſchen Schriften hätten entlehnen, und wodurch wir die Feinde der Religion mit ihrem eigenen Schwerdte hätten tödten könneu. Da alſo die Bücher, worinn die Grundſätze der Religion angegriffen worden, verlohren gegaugen, ſo haben ſich die

die Theologi der folgenden Zeiten nicht ſo ſehr bemühet, die Hauptartikel und die Wahrheit der chriſtlichen Religion darzuthun, ſondern ſind vielmehr nur darauf bedacht geweſen, wider andre chriſtliche Ketzer zu ſtreiten. Es iſt ihnen wie den Römern ergangen, welche durch die Eroberung von Carthago ſehr viel von ihrer alten Tugend und Tapferkeit einbüßten, weil dieſe feindliche Stadt ihnen jederzeit Gelegenheit gegeben hatte, ihre erhabenen Eigenſchaften zu ſchärfen, und an den Tag zu legen. Die Theologie hat alſo faſt lediglich, und beynahe faſt bis hieher, in Streitſchriften wider die Ketzer beſtanden, und Hugo Grotius iſt gewiſſer maſſen für den erſten zu halten, welcher in dem vorigen Seculo zuerſt den Anfang gemacht, die Religion aus dem Grunde zu unterſuchen. Er hat durch ſein Exempel nachher mehrere aufgemuntert. Dieſe Art der Unterſuchung aber iſt ſeit einigen Jahren erſtlich recht empor gekommen, wozu die vielen Naturaliſten, inſonderheit in England, Gelegenheit gegeben. Dieſe Naturaliſten haben durch ihre harten und ſpitzfündigen Schriften, worinn ſie die Hauptſchanzen der Religion angreiffen, verurſachet, daß man verſchiedene kleine Streitigkeiten an die Seite geſetzet, um alle Kräfte wider die Hauptfeinde der Religion anzuwenden. Daher habe auch ich den Vorſatz gefaßt, mir bey meinem herannahenden hohen Alter die Hauptartikel der Religion recht bekannt zu machen. Vielleicht erhält das in den vorigen Zeiten verſäumte Studium, in den folgenden Jahrhunderten hauptſächlich den Namen der Theologie,

Digitized by Google

und vielleicht ſchlieſſen die chriſtlichen Secten, weil man nun pro aris et focis ſtreiten muß, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand mit einander, um einem gemeinſchaftlichen Feinde deſto beſſer zu widerſtehen. Wenn dieſes geſchiehet, ſo iſt nach dem gemeinen Sprüchworte kein Unglück ſo groß, daß nicht etwas gutes daraus herkommen ſollte. Man bemerkt in Großbritannien hiervon die Wirkung, und es iſt ungewiß, ob man dieſem Lande mehr wegen eines ſolchen Schickſals Glück wünſchen, oder ſolches deswegen beklagen ſoll. Denn gleichwie man die Religion niemals ſtärker angegriffen, ſo iſt dieſelbe auch niemals mit einer gröſſern Scharfſinnigkeit vertheidiget worden. Denn das gemeine Volk iſt dorten im ſtande, die Wahrheit des Glaubens wider die Juden, Heyden und Mahometaner darzuthun, und ein jeder Bürger, welcher Luſt zu leſen hat, kann, wenn man es von ihm verlangt, einen Grotius, Huetius und Abadie vorſtellen. Die Bitterkeit, welche ehedem unter den verſchiedenen Religionsſecten geherrſchet, nimt auch zu unſern Zeiten merklich ab. Wenn demnach die Naturaliſten ſo fortfahren, wie ſie angefangen haben, ſo werden ſich noch vielleicht einmal Catholiken, Anglicaner, Presbyterianer, Independenten, ja vielleicht auch Anabaptiſten und Quäcker unter eine Fahne ſtellen. Man wird ſich inskünftige nicht weiter über die Zierrathen in den Kirchen, über die Kleidertracht der Prieſter, über das Alter der Biſthümer, über den Exorcismum in der Taufe, und ob man das Abendmahl ſitzend oder kniend empfangen müſſe,

wie

wie bisher, mit groſſer Heftigkeit zanken; ſondern man wird ſich befleißigen, die Offenbahrung überhaupt zu vertheidigen, und das Recht des Glaubens beweiſen; welches auch bisher mit weit gröſſerm Grund als zu alten Zeiten geſchehen. Sie können hieraus die Urſache abnehmen, wesfalls ich mich nicht mit einer andern Art der Theologie bemenge, und warum ich die Hauptartikel des Glaubens mit einem ſolchen Eifer unterſuche. Ich bin ꝛc.

Der

Der acht und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich ſehe aus Ihrem letzten Schreiben, daß Sie Willens ſind, Ihr Vaterland zu verlaſſen, und ſich an einen andern Ort zu begeben, woſelbſt Sie Ihr Leben mit einer größern Zufriedenheit zuzubringen gedenken. Sie beſchweren ſich über verſchiedene Laſter, welche unter Ihren Landsleuten herrſchen, und Ihre Klage iſt vielleicht gegründet. Wenn Sie ſich aber einbilden, einen ſolchen Ort in der Welt zu finden, wo gar keine Laſter anzutreffen, ſo betrügen Sie ſich ſelbſt. Ein gewiſſer Mann zog in eben derſelben Abſicht aus ſeinem Vaterlande, und ließ ſich an einem fremden Orte nieder. Kaum aber war er hieſelbſt angekommen, ſo ſahe er den Teufel auf dem Dache des Hauſes ſtehen, welches er gemiethet hatte, und ſchrie: Biſt du auch hier? Wenn ich dieſes gewuſt hätte, ſo hätte ich eben ſo gut in meinem Vaterlande bleiben können. Er fand auch in einer kurzen Zeit, daß die Laſter, worüber er ſich in ſeinem Vaterlande beſchweret, eben ſo ſtark an andern Orten regierten, und reiſete deswegen wieder nach Hauſe. Sie erkundigen ſich übrigens bey mir, weil ich viele Länder geſehen, welches Land mir am beſten

beſten angeſtanden, und welchen Ort ich Ihnen zur Wohnung anpreiſen wollte. Man hat mir ſehr viel rühmliches von der Schweiz, und inſonderheit von Genev erzehlet, welcher Ort gleichſam mitten in Europa, zwiſchen Frankreich, Italien und Deutſchland liegt. Die Einwohner werden für gute und redliche Leute gehalten, und die Lebensmittel ſollen daſelbſt nicht theuer ſeyn. Ich kann aber davon keine zuverläßige Nachricht geben, weil ich ſelbſt dieſen Ort niemals geſehen. Sie möchten ſich aber, wie ich aus Ihrem Schreiben abnehme, gerne an einem ſolchen Orte niederlaſſen, wo die Einwohner einer reinen und geſunden Luft genieſſen. Ich, meines Theils, halte die Luft für die geſundeſte, deren man von Jugend auf gewohnt iſt. Denn die Isländer, Grönländer, und andere Einwohner an den kälteſten und feuchteſten Oertern in Norwegen, leben weit vergnügter und geſunder in ihrem Vaterlande, als an einem fremden Orte. Leute, welche von einem Orte zum andern ziehen, thun ihrer Geſundheit dadurch keinen ſonderlichen Vortheil. Wer in ſeiner Jugend, und bis an ſein männliches Alter an einem Orte gewohnet, der thut am beſten, wenn er auch daſelbſt ſeine Tage beſchlieſſet. Nicht alle befinden ſich ſowol bey den unaufhörlichen Reiſen, und bey den beſtändigen Veränderungen der Luft, wie der ewige Jude Ahasverus, welcher, ob er gleich 1700 Jahre in der Welt herum geſtrichen, ſich dennoch bey guter Geſundheit befinden ſoll. Sie aber haben die Abſicht, jederzeit an dem fremden Orte zu bleiben, wo Sie ſich einmal niedergelaſſen, wenn Sie denſelben angenehm, und ihrer Geſund-

heit

heit zuträglich finden. Wenn Sie bey dieſem Vorhaben bleiben, ſo weiß ich Ihnen keinen beſſern Rath zu geben, als daß Sie ſich bey denen erkundigen, welche in Genev geweſen. Mir hat unter allen Ländern, die ich geſehen, Braband und Flandern am beſten angeſtanden. Weil ſie aber insgemein einen Schauplatz der meiſten europäiſchen Kriege abgeben müſſen, ſo kann man ſich an dieſen Orten keine dauerhafte Ruhe verſprechen. Sonſt haben die hier befindlichen Städte ſehr viele Vorzüge, und wenn ich ſollte genöthiget ſeyn, an einem fremden Orte zu wohnen, ſo erwählte ich Brüſſel zu meiner Reſidenz. Die Einwohner dieſer Stadt ſind eben ſo höflich, wie die Einwohner zu Paris; ſie ſind aber auch zugleich weit aufrichtiger, und machen nicht ſo viele Grimacen, und ſo viel Geſchrey, als dieſe. Ich kann mir zu Brüſſel mit wenigern Unkoſten faſt eben daſſelbe Vergnügen machen, welches ich zu Paris genieſſe, und wenn ich Luſt zu reiſen habe, ſo kann ich innerhalb acht Tagen 50 große und prächtige Städte beſehen. Die Wege ſind in den Niederlanden überall eben und gepflaſtert, und die Treckſchönten führen mich gröſtentheils von einem Orte zum andern. Die Reiſe iſt demnach jederzeit angenehm, ich mag ſolche zu Waſſer oder zu Lande antreten. Nichts aber iſt mir bey meinen Reiſen durch dieſe Länder angenehmer geweſen, als daß ich jeden Abend in einer neuen und großen Stadt angekommen, und daß ich von der Poſt, welche zeitig anlangte, gerade in eine Opera oder Comödie gehen können. Man kann die Herrlichkeit dieſer Provinzen nicht beſſer

einſehen,

einſehen, als wenn man gerades Weges von Frankreich kommt, wo man in einer ängſtlichen Caroſſe durch böſe und ſchlechte Städte geſchleppt wird, und den Wirthen das Eſſen dreyfach über den Wehrt bezahlen muß. In England herrſcht eine große Freyheit, und es fehlt auch ſonſt nicht an allerhand Bequemlichkeiten. Das gemeine Volk aber iſt dorten im höchſten Grad unhöflich, und unverſchämt, und ſieht die Fremden nur für halbe Menſchen an. Holland beſitzt wegen ſeiner Städte, und der Zierlichkeit der Gebäude, ſehr vieles, was das Auge vergnügen kann. Die Luft aber iſt ungeſund. Wenn man dorten ſeine Wohnung aufſchlägt, ſo iſt es eben ſo gut, als wenn man in einem Cometen wohnet, weil dorten alles mit Dampf und Tobacksrauch angefüllet iſt. Mit Deutſchland hat es faſt eben die Beſchaffenheit, wie mit den nordiſchen Ländern, und man trifft daſelbſt keine ſonderliche Veränderungen an. Italien iſt mit vielen wunderlichen und gefährlichen Menſchen angefüllt; und in Spanien müſſen ſie ſich gefaßt machen, von der bloßen Luft zu leben. Kurz, ein jedes Land hat ſeine Unbequemlichkeiten, und wenn Sie dieſes alles etwas genauer überlegen, ſo wird Ihnen vielleicht die Luſt zu reiſen vergehen. Daß unſere Jugend nicht zu Hauſe bleiben kann, ſolches iſt leicht zu begreifen. Denn dieſes Alter iſt flüchtig und voller Queckſilber. Es ſcheint auch, daß einigen von unſern jungen nordiſchen Herren die väterliche Erbſchaft zu ſchwer zu erhalten fällt, welche Laſt man ihnen in fremden Ländern, und ehe ſie es ſich verſehen, mit großem Vergnügen abnimt.

Wenn

Digitized by Google

Wenn man aber erſtlich ein ſolches Alter, wie Sie, erreicht, ſo ſind dergleichen weitläuftige Reiſen ſchon mehrern Urtheilen unterworfen. Stellen Sie ſich die großen Beſchwerlichkeiten vor, welche man nicht vermeiden kann, wenn man ſeine Sachen nach weit gelegenen Orten ſchaffen ſoll, und wie vielen Zufällen iſt man nicht auf dem Wege unterworfen. Peter Paars reiſete nicht weiter als 12 Meilen, und erlebte auf dieſer kurzen Reiſe ſo viele ausſerordentliche Begebenheiten, daß davon eine beſondere Hiſtorie in vier Büchern hat können geſchrieben werden. Ein gewiſſer Mann von Ihrem Alter, verließ vor einiger Zeit das Land, um ſich in Oſtindien nieder zu laſſen, wodurch er ſein Leben zu verlängern gedachte. Er ſtarb aber gleich nach ſeiner Ankunft zu Tranquebar, und that alſo dieſe weitläuftige und beſchwerliche Reiſe zu keinem andern Ende, als um an einem andern Orte zu ſterben. Daß viele Juden, wenn ſie ein ziemliches Alter erreicht, ſich nach dem gelobten Lande begeben, um daſelbſt begraben zu werden, ſolches fließt aus einem Religions-Principio her, weil ſie meynen, daß die Auferſtehung bloß in dieſem Lande ſtatt haben werde, und daß diejenigen, welche ihr Grab an einem andern Orte finden, unter der Erde dahin müſſen gewälzet werden. Es iſt aber gleichviel, an welchem Orte man ſtirbt, wenn man nur ſelig ſtirbt. Ich hoffe, daß Sie meine mit Scherz und Ernſt vermengten Erinnerungen nicht übel aufnehmen werden. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der neun und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern ſich, daß ich, als ein alter Mann, und der den Namen eines Philoſophen behaupten will, mich noch mit Landgütern beladen. Meiner Meynung nach aber iſt kein Geſchäfte einem alten Manne und einem Philoſophen anſtändiger, als der Ackerbau. Auf die Früchte, welche die Erde hervorbringt, hat ſchon die Natur ſelbſt einen Preiß geſetzt. Alles andre aber, was wir hoch und theuer ſchätzen, ſolches gründet ſich bloß auf die Einbildung, und hat keinen andern Preiß, als welchen der Wahn der Menſchen denſelben beylegt. Wenn alle Schiffahrt, wenn alle Handlung nach fremden Orten aufhörte, wenn alle Gold- und Silbergruben ausgeleert würden, wenn verſchiedene Künſte und Wiſſenſchaften nicht weiter getrieben würden, ſo verlöhren die Menſchen in der That nichts dabey, ſondern es wäre vielmehr ein gewiſſes Zeichen, daß die Menſchen einen groſſen Theil ihrer Eitelkeit fahren laſſen. Denn dieſe letzten Dinge ſind nur ein Firniß, womit man die Sachen überziehet, der Ackerbau aber erhält das menſchliche Geſchlecht, und unterſtützet daſſelbe. Die erſten Menſchen haben daher den

Ackerbau als das nützlichſte, und folglich auch als das anſtändigſte Geſchäfte angeſehen. Daß die Lacedämonier es für unanſtändig hielten, ſich damit zu bemengen, und den Ackerbau daher ihren Sklaven allein überlieſſen, ſolches zeiget bloß, daß dieſes Volk darinn eben ſo ſeltſam und unnatürlich, wie in andern Stücken, verfahren. Alle übrige Nationen haben andre Gedanken geheget. Die anſehnlichſten Männer haben ehedem das Feld mit ihren eignen Händen gebauet, und ſelbſt Fürſtliche Perſonen haben Hirten abgegeben. Ein alter Römer ſagt: Nullum vitae genus honeſtius agricultura. Ceres ward daher die Mutter der Erde genannt, weil man glaubte, daß ſie die Menſchen zuerſt im Ackerbau unterwieſen. Die gröſten Regenten haben nebſt dem Gottesdienſt den Ackerbau am meiſten zu befördern geſucht, und hohe Staatsperſonen haben gar beſondere Bücher davon geſchrieben. Der ſyracuſiſche König Hiero der Zweyte hat eine eigene Schrift von dieſer Materie abgefaßt. Mago, ein carthaginenſiſcher General, hat 28 Bücher vom Ackerbau entworffen, welche nachher, auf Veranlaſſung des römiſchen Senats, ins Lateiniſche überſetzt worden. Cato, der anſehnlichſte Römer zu ſeinen Zeiten, hat gleichfalls eine hieher gehörige Schrift verfertiget, welche annoch übrig iſt. Varro und Columella, zweene andre anſehnliche Römer, haben gleichfalls davon geſchrieben, und der erſte erwehnt 50 Schriften, welche man bey den Griechen allein von dieſer Sache gefunden. Varro erzählt, daß ein römiſcher Rathsherr dem Appio Claudio ſeine Pracht

und

und Verſchwendung mit dieſen Worten vorgehalten: Hier ſieht man nichts, als Gold, Silber und Marmor, aber keine gebauete Aecker, und keine Weinberge. Ich finde nichts, worinn dein Landhaus dem Landhauſe deiner Väter gleichet. Die Klage, welche Columella zu ſeiner Zeit führet, daß man den Ackerbau ſo gering zu achten anfienge, iſt ſo merklich als gegründet. Er ſagt: Man ſchreibt die Unfruchtbarkeit der Erde, der Natur und der Luft zu, da doch der eigentliche Grund in der Nachläßigkeit und Saumſeligkeit der Ackersleute zu ſuchen iſt. Kein Bedenken kann gründlicher ſeyn. Ich ſelbſt habe aus der Erfahrung bemerkt, daß ein von Natur ſchlechter Boden, wenn er von einem tüchtigen Bauren bearbeitet wird, beſſer iſt, als ein fettes Land, welches einem faulen und nachläßigen Ackersmann zugehöret. Ich habe bemerkt, daß bloß aus dieſer Urſache in einer Zeit von 30 Jahren, da ich mit Landgütern zu thun gehabt, die beſten Höfe die ſchlechteſten, und die ſchlechteſten wieder die beſten geworden. Da man demnach tüchtige Ackersleute nicht entrathen kann, und die Wohlfahrt eines Landes hauptſächlich auf die Bearbeitung des Feldes beruhet, ſo könnte keine Anſtalt nützlicher ſeyn, als wenn man das alte römiſche Geſetz wieder erneuerte, wodurch diejenigen zu einer gewiſſen Straſe verurtheilet wurden, welche man überführen konnte, daß ſie ihre Aecker und Ländereyen ver-

ſäumet. Das Geſetz, deſſen die römiſchen Skribenten erwehnen, lautet folgendergeſtalt: Si quis agrum ſordeſcere patitur, aerarius eſto &c. Ein ſolches Geſetze wäre nicht nur dem Beſitzer eines Gutes, ſondern auch dem ganzen Lande überhaupt, nützlich. Man nimt die betrübteſten Wirkungen davon wahr, wenn die Landgüter unverſtändigen und geitzigen Beſitzern in die Hände fallen, welche weder das Geſchick, noch den Willen haben, dieſelben zu erhalten, geſchweige denn, daß ſie dieſelbe verbeſſern ſollten. Einige befleißigen ſich lediglich darauf, ihre Landhäuſer zu ſchmücken, auf das Land aber, oder an die Bauren gedenken ſie niemals, von denen doch der Beſitzer ſeinen Unterhalt nehmen muß. Andre ſuchen einzig und allein ſo viel aus dem Gute zu erpreſſen, als nur immer möglich iſt, und überlaſſen es den Nachkommen, wie ſie auch etwas bekommen mögen. Daher ſieht man allenthalben verfallene Häuſer, ungebaute Aecker, und verhauene Wälder. Wenn man das oben angeführte römiſche Geſetz wieder bey uns erneüerte, ſo würden gemeine, arme, und geitzige Leute, welche nur alles zu Gelde zu machen ſuchen, Bedenken tragen, Landgüter mit fremden Gelde zu kaufen. Ein jeder glaubt ein guter Landmann zu ſeyn, wenn er nur ſagen kann: Mein Gut trägt ſo viel Pacht mehr, als zu den Zeiten meines Vorfahren. So viel löſe ich aus der Hölzung und meinen Fiſchteichen. In dieſen Stücken habe ich das Wohnhaus bequemer

quemer eingerichtet, und verbeſſert. Alle dieſe Gärten, und alle dieſe Spaziergänge ſind zu meinen Zeiten angelegt. Dieſes iſt aber eben ſo viel, als wenn jemand ſagt: Sehet, in welcher Knechtſchaft und Bedrückung ich meine Bauren jederzeit gehalten. Man darf ſich daher nicht wundern, daß ſie keine Zeit gehabt, ihre eigne Häuſer zu unterhalten, und ihre eigne Aecker zu reinigen. Man wird davon vollkommen überzeugt, wenn man nur den Zuſtand betrachtet, worinn ſich die Aecker und Häuſer der Bauren befinden. Denn man ſieht unverzüglich, daß der Beſitzer des Guts den Namen eines Landmanns nicht verdiene; weil der Wohlſtand der Bauren, den eigentlichen Beweis von einer klugen Landwirthſchaft ablegt. Ich beſuchte vor einigen Jahren einen vornehmen Herrn auf dem Lande, weil ich aber in deſſen Hauſe gar keine Zierrathen wahrnahm, und meine Verwunderung deswegen nicht bergen konnte, ſo faßte er mich bey der Hand, und zeigte mir ſeine Zäune von Steinen, ſeine prächtigen und dicken Hölzungen, und ſeine Bauerhöfe, welches alles in einem vollkommenen guten Zuſtande war. Ich ward dadurch genöthiget, zu bekennen, daß er ein größerer Landmann wäre, als ich geglaubet. Ich habe mich nachher bemühet, in ſeine Fußſtapfen zu treten, da ich mir auch ein Gut kaufte, welches, da ich es antrat, in einem viel elendern Zuſtande war, als jemand ſich vorſtellen kann. Ehe ich aber anfieng, meine Fiſchteiche zu reinigen, neue Fruchtgärten bey meinem Hauſe anzulegen,

Digitized by Google

und die Zimmer zu ſchmücken, ſo ließ ich die verfallenen Bauerhöfe entweder ausbeſſern, oder von neuen wieder aufbauen, und beſetzte dieſelben nicht nur von neuen, ſondern erleichterte auch den Bauren ihre Abgaben und Hofdienſte. Wie dieſes geſchehen war, ſo ließ ich die Bauren zuſammen kommen, und ſagte zu ihnen: Nun habe ich das meinige gethan. Nun müſſet ihr das eurige auch thun. Man kann die Bauren auf eine gedoppelte Art verderben. 1) Wenn man ſie nicht unterſtützt, wenn ſie Noth leiden, und 2) wenn man ihnen gar zu viel zu Hülfe kommt. Denn dadurch werden ſie faul und nachläßig. Ich bin kein Landmann, und meine Umſtände erlauben mir auch nicht, mich dem Landweſen allein zu widmen. Indeſſen nehme ich dieſe beyden Hauptpunkte ſtets in acht, und befinde mich beſſer dabey als andere, welche die Sache noch ſo künſtlich anzugreifen gedenken. Die Landwirthſchaft kommt mit der Philoſophie überein. Einige befleißigen ſich auf das Hauptwerk, und lernen etwas. Andere aber vertiefen ſich in tranſcendentaliſche Wiſſenſchaften, und gerathen dadurch in eine ſolche Unordnung, daß ſie nichts wiſſen. Denn wenn man höret, daß einer ſein Gut mit einem weißen Stabe verläßt, ſo iſt ſolches gewiß ein tranſcendentaliſcher Landmann, der ſeine Einkünfte nur zu vermehren geſucht, und nicht bedacht, daß er dasjenige, was er an der einen Seite gewonnen, an der andern doppelt wieder eingebüſſet. Es geht ſolchen Leuten demnach wie einem gewiſſen Manne, von welchem man folgende lächerliche Hiſtorie erzählet. Wie man zu den Zeiten Friederich des III. bey einem großen

großen Feſt einen gewiſſen Weg mit Tuch belegt hatte, das Tuch aber nachher dem Volke preiß gegeben ward; ſo ſuchte auch ein Prieſter ſich dieſes zu Nutze zu machen, und ſchnitte mit einer Scheere ein ziemliches Stück von dem Tuche ab. Wie er aber auf den Knien lag und ſchnitte, ſo ſchlich ein loſer Schalck hinzu, und ſchnitt ihm hinten das ganze Rückenſtück aus ſeinem Prieſterrocke unvermerkt heraus. Inzwiſchen war der Prieſter fertig geworden, und trug ſeine Beute mit Freuden unter dem Arm nach Hauſe. Es begegnete ihm aber ein Mann, welcher, da er hinten das große Loch an ſeinem Prieſterkleide erblickte, ſich des Lachens nicht enthalten konnte, und ſagte: **Mein guter Herr Johannes, was ſie von forn gewonnen, das haben ſie von hinten wieder eingebüſſet.** Sie ſehen hieraus, mein Herr, was ich für Gedanken von dem Landweſen hege. Wie der Ackerbau unter allen Handthierungen die nützlichſte iſt, ſo iſt ſie auch die anſtändigſte, und für einen Philoſophen die angenehmſte Beſchäftigung. Cicero ſagt: Vita ruſtica parcimoniae, diligentiae et iuſtitiae magiſtra eſt. Ja das Landleben iſt eine praktiſche Philoſophie. Daher haben ſich die gröſten Männer geſehnt, aufs Land zu kommen, und haben dieſes als das gröſte Glück angeſehen. Sie haben, wenn ſie durch Sorgen und Verdrießlichkeiten abgemattet geweſen, mit dem Horaz ausgerufen:

O Rus! quando ego te aſpiciam, quandoque licebit
Ducere ſollicitae, iucunda obliuia vitae

Ich bin ꝛc.

 Der

Der funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſchreiben, daß ſie vor kurzer Zeit des Cudworths Syſtema Intellectuale durchgeleſen, und verlangen meine Gedanken über dieſes Werk zu erfahren. Mich dünkt, daß ein ſolches Werk nicht anders, als von einem groſſen und tiefſinnigen Philoſophen herrühren können. Ich bewundere ſeine Meynung von der Natura plaſtica. Denn ob ſolche gleich nicht neu iſt, ſo hat doch keiner vor ihm derſelben ein ſo groſſes Gewicht gegeben. Cicero hat zwar bereits einer ſolchen Natur Erwehnung gethan. Denn man findet in ſeinem zweyten Buche de natura Deorum folgende Worte: Vis quaedam ſine ratione, ciens motus in corpore neceſſarios, cuius ſolertiam nulla ars, nemo artifex, conſequi poteſt imitando. Hierauf hat Cudworth ſeine Lehre de Natura plaſtica oder von der wirkenden Kraft, gegründet. Dieſelbe iſt, ſeinem Vorgeben nach, von GOtt beſtimmt, die Materie zu bilden, ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie thut, jedoch unter der Direction Gottes, ſo daß dieſelbe bloß als ein Werkzeug, oder als ein Arbeiter anzuſehen, welcher ſich nach der Vorſchrift des Baumeiſters richtet. Dieſer große Philoſoph iſt hauptſächlich dadurch auf ſolche Gedanken gekommen, weil er es für GOtt zu niedrig

niedrig gehalten, daß derſelbe gleichſam mit eignen Händen unzählige kleine und geringe Dinge erſchaffen, und in Ordnung erhalten ſollte. Dieſes hat ihm Gelegenheit gegeben, zu behaupten, daß GOtt eine gewiſſe wirkende Natur oder Kraft erſchaffen, welche unter ſeiner Direction dergleichen Dinge zu ſtande brächte. Ob man gleich nicht Urſache hat, an der guten Abſicht zu zweifeln, welche Cudworth hierbey gehabt, und es aus allen Umſtänden erhellet, daß er es zu keinem andern Ende gethan, als, um in uns einen hohen Begriff von GOtt zu erwecken; ſo kann man es doch auch andern nicht verdenken, wenn ſie ſich an dieſer Lehre geſtoſſen, und dafür gehalten, daß dadurch das große Argument geſchwächt werde, deſſen man ſich wider die Atheiſten bedienet, daß nichts in dem künſtlichen Bau der Welt, ohne ein vernünftiges Weſen, habe können erſchaffen werden. Cudworth ſagt zwar: daß dieſe geiſtige und wirkende Kraft, welche er mit dem Namen Natura plaſtica belegt, unter der Direction Gottes ſtehe, und für ein Werkzeug in den Händen Gottes zu halten ſey. Weil es aber nicht deſtoweniger ein blindes Weſen bleibt, welches, ohne zu wiſſen, was es thut, ſolche große und vortrefliche Kunſtſtücke, obgleich auf Befehl hervorgebracht, ſo dürften viele dadurch auf die Gedanken fallen, daß die Welt von ſelbſt entſtanden. Es iſt meiner Meynung nach am ſicherſten, wenn man GOtt die ganze Schöpfung unmittelbar und allein zuſchreibt, und ſich keinen Skrupel über die mannigfaltigen und geringen Geſchöpfe macht, weil bey einem allmächtigen Weſen klein und groß, hoch und nie-

 drig

drig, alles einerley, und es GOtt eben ſo wenig unanſtändig iſt, eine Made, als eine Welt zu erſchaffen. Daß man auf ſolche Meynungen verfällt, welche Cudworth, und nach ihm der andere engliſche Philoſoph, Grew, ausgebreitet, deſſen Mundus Vitalis von eben derſelben Natur iſt, ſolches rühret daher, daß man GOtt nach den Menſchen beurtheilet, und es für nöthig gehalten, ihm Gevollmächtigte und Gehülfen zuzugeben, wozu doch nicht die geringſte Nothwendigkeit vorhanden iſt. Denn wenn man ſagt, daß GOtt ohne jemandes Mitwirkung oder Beyhülfe ſowol kleine als große Dinge hervorgebracht, ſo wird der Begriff, den wir von ſeiner Allmacht haben, dadurch noch mehr erhöhet. Kann das menſchliche Auge, wie klein daſſelbe auch iſt, viele Dinge von einander unterſcheiden, ohne ſolche zu verwechſeln oder zu vermengen; wie kann man denn ſolches vor der göttlichen Allmacht zu ſchwer halten, und wie kann man ſich bey einem ſo erhabenen Weſen einen Unterſcheid unter klein und groß vorſtellen. Daß Cudworth übrigens nicht willens geweſen, den Atheiſten durch dieſe Lehre das Schwerdt in die Hände zu geben, ſolches bezeugt die eben angeführte Schrift, worinn er ſich vielmehr bemühet, die Gottesleugner zu widerlegen. Dieſer Theil ſeiner Schrift, iſt meinem Bedünken nach der ſchönſte. Man kann nur das einzige dagegen einwenden, daß ſeine Betrachtungen bisweilen gar zu tiefſinnig, und gar zu ſchwer zu faſſen ſind. Eben daſſelbe kann man von den meiſten Skribenten ſagen, welche die Exiſtenz Gottes durch gewiſſe metaphyſiſche Gründe beweiſen wollen, die allen und

jeden

jeden nicht gleich begreiflich ſind. Ich meines theils gründe mich hauptſächlich auf zwey Argumente, welche einem jeden, und auch den allereinfältigſten in die Augen fallen. Das erſte nehme ich von den erſchaffenen Dingen her, die wir täglich ſehen. Das andre entlehne ich aus der Einwilligung und dem Geſtändniß aller Völker. Was den erſten Beweis betrift, ſo müſſen alle vernünftige Creaturen geſtehen, daß ein künſtliches Werk ſich weder ſelbſt hervorbringen, noch von einer todten oder lebendigen Materie gebildet werden könne. Eine todte Materie iſt dieſes nicht im Stande zu thun, weil ſolche ſelbſt keine Bewegung hat, und folglich auch andern mitzutheilen nicht vermögend iſt. Einer lebendigen Materie aber kann man dieſes eben ſo wenig zuſchreiben. Denn wenn die Natur der Materie darinn beſtünde, ſich ſtets zu bewegen, ſo würde kein durch einen Zufall zuſammen gekommener Körper Beſtand haben, ſondern wegen der beſtändigen Bewegung der Materie, gleich wieder aufgelöſet und zernichtet werden. Was die geiſtigen Geſchöpfe, oder die Seelen betrift, ſo müſſen die Epicurer geſtehen, daß nichts lebendiges von einer todten Materie herkommen könne, wo ſie nicht ihr eigenes Hauptprincipium über einen Haufen werfen wollen. Ex nihilo nihil fit. Ein gleiches müſſen die Stratonici oder Hylozoiten thun, welche der Materie ein Leben ohne Vernunft zuſchreiben, weil von einer unvernünftigen, obgleich lebendigen Materie, keine vernünftige und mit einem freyen Willen begabte Seele kann gebildet werden. Denn es muß auch hier heiſſen: Aus nichts kann nichts entſtehen. Geſetzt aber, daß man den Atheiſten einräumte,

daß

daß durch die Bewegung der Materie lebendige Körper entſtehen könnten, ſo kann man ihnen doch ſowol aus den ſo künſtlich gemachten Geſchöpfen an ſich ſelbſt, als aus den damit verknüpften Abſichten, deutlich beweiſen, daß ſolches alles nothwendig einem allweiſen und allmächtigen Schöpfer müſſe zugeſchrieben werden. Epicurus ſagt zwar, daß das Auge z. B. nicht zum ſehen, und das Ohr nicht zum hören erſchaffen worden, ſondern daß die Creaturen ſehen und hören, weil die Augen und Ohren ſolchergeſtalt von der Natur gemacht worden. Man kann aber aus verſchiedenen erſchaffenen Dingen den Ungrund dieſer Lehre darthun. Die Erde und die andern Planeten drehen ſich z. B. um ihre Achſen, wodurch Tag und Nacht entſtehet. Wenn man, um ihnen den Scheffel, wie man ſagt, recht voll zu meſſen, nun auch dieſes dem Mechanismo der Materie zuſchreiben wollte, ſo kann man ihnen noch eine andre Bewegung zeigen, woraus der Endzweck hervorleuchtet, den der Schöpfer dabey geheget. Solche Bewegung beſteht in der Declination des Poli, wodurch Winter und Sommer verurſachet, und dadurch der Zweck erreicht wird, daß faſt die ganze Erde kann bewohnt, und von der Sonne erquickt werden. Hieraus erhellet die weiſe Abſicht des groſſen Baumeiſters offenbar, daß er nicht bloß eine Erde, ſondern dieſelbe auch ſolchergeſtalt erſchaffen, und ihr zu dem Ende eine doppelte Bewegung beylegen wollen, damit ſie überall könnte bewohnt, und die Creaturen erhalten werden. Wenn auch die Meynung der Hylozoiten Grund hätte, welche den Partikeln der Materie ein gewiſſes Leben beylegen, ſo fließt doch nichts

weiter

weiter daraus, als daß durch die Organiſation einer ſolchen Materie lebendige Creaturen, nicht aber vernünftige und mit einem freyen Willen begabte Creaturen entſtehen können. Die Menſchen würden auf ſolche Art auf ſonſt nichts, als auf ſolche Dinge ihre Gedanken richten können, welche ſich den Augen darſtellen. Weil man aber aus der Erfahrung weiß, daß die Seele eine Herrſchaft über die Gedanken ausübt, und daß dieſelbe nach eignem Gefallen die Betrachtung von einem gegenwärtigen Vorwurf abziehen, und ſolche auf etwas abweſendes und nicht in die Sinnen fallendes lenken, und ſagen kann: Nun will ich an ein Haus, und nun an ein Schiff gedenken. Nun nicht mehr in Europa, ſondern in Amerika, nun nicht mehr auf Erden, ſondern im Himmel, ſo ſiehet man deutlich daraus, daß die Eigenſchaften der Seele nicht aus der Organiſation einer Materie, von welcher Beſchaffenheit dieſelbe auch ſeyn mag, flieſſen können, ſondern man iſt genöthiget, hierbey eine andere Schöpfung zuzugeben, und ein anderes Principium als die Materie anzunehmen. Den andern Hauptbeweiß von der Exiſtenz Gottes habe ich von der Einwilligung aller Völker hergenommen. Einige Reiſende ſagen zwar, daß ſie verſchiedene Nationen gefunden, welche nicht den gerigſten Begrif von einem göttlichen Weſen gehabt. Es erhellet aber daraus nichts anders, als daß gewiſſe Nationen in eine gewiſſe Brutalität verfallen, und von den Menſchen nichts weiter als die Geſtalt an ſich gehabt. Die moraliſirten Völker aber kommen alle in dieſem Punkte überein: Es iſt ein GOtt. Vielleicht haben auch die Reiſenden ge-

wiſſen

wiſſen Völkern falſche Eigenſchaften beygelegt, und zwar aus Mangel einer hinlänglichen Erkenntniß von dieſem Volke, und von ihrer Sprache. Die neuen Beſchreibungen von Grönland legen davon ein deutliches Zeugniß ab. Unſere Mißionarien ſtunden anfangs in den Gedanken, daß die wilden Grönländer nicht den mindeſten Begrif von dem göttlichen Weſen hätten. Wie ſie aber die Sprache lerneten, und näher mit ihnen bekannt wurden, ſo merkten ſie, daß ſie unrecht geurtheilet. Die Atheiſten, welche geſtehen, daß alle geſittete Nationen ein göttliches Weſen erkennen, ſchreiben ſolches der Erfindung der politiſchen Geſetzgeber und Regenten zu, um die Unterthanen deſto beſſer im Zaum zu halten. Es iſt aber ſchwer zu begreifen, wie alle Natiouen, von denen viele nicht im geringſten in den Sitten und Gewohnheiten mit einander übereinſtimmen, in dieſer Lehre allein mit einander ſollten einig geworden ſeyn, und wesfalls die Regenten, wenn ſie allein auf die Beſchützung ihrer eignen Macht und Hoheit geſehen, eine Lehre ſollten geſtiftet und fortgepflanzet haben, welche ihre Souverainitet einſchränkt, und ſie einem Oberherrn unterwirft, an den die Unterthanen appelliren können. Denn in allen Religionen kommt der Artickel vor: Man muß GOtt mehr gehorchen, als den Menſchen. Weil nun dieſes wider die Politick der weltlichen Regenten ſtreitet, ſo verlieret das Argument der Atheiſten alle Kraft, und es iſt offenbar, daß die Religion einen ſolchen Urſprung nicht haben kann, ſondern daß die Menſchen durch die geſunde Vernunft von der Exiſtenz des höchſten Weſens überzeugt worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
ein und funzfigſte Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß ſie letzthin einer Geſellſchaft beygewohnet, worinn man meine ſtille Lebensart getadelt, und ſolche als eine Wirkung eines unanſtändigen Geitzes angeſehen. Ich danke ihnen zwar, daß ſie mir dieſes melden wollen, ich werde mich aber doch nicht darnach richten, noch meine Aufführung ändern. Wenn ich ihnen meine Haushaltung werde erklärt, und die Gründe, wodurch ich zu einer ſolchen Lebensart bewogen worden, werde angezeigt haben, ſo werden ſie mir ohne Zweifel den Rath geben, darinn fortzufahren. Ich bin ſparſam in Eſſen und Trinken, und begnüge mich mit ſchlechten Speiſen, weil der Ueberfluß meinem Körper ſchädlich iſt. Wenn beſſere Speiſen meiner Geſundheit dienlich wären, ſo wollte ich mich keinen Augenblick bedenken, einen Ducaten für eine jede Mahlzeit zu geben. Und wenn ich merkte, daß meine Sachen und Geſchäfte durch viele Bediente und Aufwärter beſſer könnten verrichtet werden, ſo würde ich ſolche gleich anſchaffen. Weil ich aber ſehe, daß die Inſecten, welche die meiſten Füſſe haben, am langſamſten fortkommen, und daß diejenigen, deren Haus mit Bedienten angefüllet iſt, die ſchlechteſte Aufwartung haben,

ſo

ſo richte ich mich in dieſem Stücke nicht nach ihrem Exempel. Ich gehe insgemein zu Fuß, weil meine Geſundheit in einer beſtändigen Bewegung beſtehet. Wenn mich jemand um einen Schilling betriegt, ſo ſtelle ich mich erzürnt und weit genauer an, als ich wirklich bin, weil die Noth es erfordert. Denn ſo bald andere merken, daß man auf ſeine Sachen nicht acht hat, ſo giebt man ſich allen Preis. Man kann ſo viel wegſchenken als man will, wenn man aber eine Generoſitet in Handel und Wandel ausüben will, und nicht zugleich zu erkennen giebt, daß der andre daraus keine Folge ziehen ſoll, ſo handelt man thöricht. Wenn meine Aufwärterin einen Schilling an der Erde findet, und mir denſelben wiedergiebt, ſo ſtelle ich mich, als wenn mir ſolches überaus angenehm iſt, ungeachtet ich mich oft ſelbſt nicht bücke, denſelben aufzunehmen. Denn wenn ich die geringſte Gleichgültigkeit dabey wollte merken laſſen, ſo würde ſie, wenn ſie etwa eine Münze von einem gröſſern Wehrte finden ſollte, dieſelbe auch behalten, und die Regel anführen: Res derelicta cedit occupanti. Eben ſo iſt es mit denen beſchaffen, welche ſich die Nachläßigkeit eines andern zu Nutze machen. Denn weil ſie den erhaltenen Vortheil nicht ihm, ſondern nur ſeiner Nachläßigkeit ſchuldig ſind, ſo halten ſie ſich nicht zu dem geringſten Dank verpflichtet, ſondern lachen und ſpotten noch vielmehr über einen ſolchen Menſchen, und werden dadurch zur Untreue verleitet. Es heißt ſodann: Wenn ich ihn nicht betriege, ſo thut es ein anderer. Durch die Nachläßigkeit in der Hauswirthſchaft werden die Gevollmäch-

mächtigen Herren, und die Reitvoigte Proprietarien, ja mancher Herr wird oft genöthiget, ſich mit ſeiner Haushälterin zu verheyrathen, um an ſtatt der Mitgift, die ihm ſeit ſo vielen Jahren geſtohlnen Sachen wieder zu bekommen. Dieſes iſt die Urſache, wesfalls alle gute Haushalter ſich in Kleinigkeiten ſo achtſam anſtellen. Die Nachläßigkeit in kleinen Dingen giebt den Untergebenen gleichſam das Recht, dergleichen auch in groſſen zu verſuchen. Und die Erfahrung zeigt, daß mancher bemittelter Mann nicht ſo ſehr durch Geſchenke und durch eine prächtige Aufführung, als vielmehr durch Nachläßigkeit, an den Bettelſtab geräth. Denn die Nachläßigkeit führt geradesweges ins Hoſpital. Dieſes wollen doch viele nicht begreifen, und ſehen daher eine nöthige und kluge Achtſamkeit als einen Geiz an. Andre halten es für thöricht, wenn man bey einer kleinen Summe allerhand Anmerkungen macht, und eine größere wegſchenkt. Denn in dieſem Fall heißt es immer, er will hier einen Schilling erſparen, und giebt dort einen Thaler aus. Dieſen Ausſpruch halten ſie für ein unwiderſprechliches Axioma. Es ſchickt ſich aber ſolcher nicht hieher. Denn es iſt ein weit gröſſerer Verluſt, wenn man einen Schilling durch eine Verſäumniß einbüßt, als wenn man einen Thaler durch ein Geſchenk verlieret. Wenn ſie dieſes überlegen, und meine Lebensart mit vernünftigen und ökonomiſchen Regeln zuſammen halten, ſo werden ſie wahrnehmen, daß ich deswegen wenig eſſe und trinke, um das Fieber zu vermeiden, daß ich zu Fuſſe gehe, weil ich kein Liebhaber vom Scorbut bin,

und daß ich nicht des Geldes, ſondern meiner Geſundheit wegen ſpare. Wenn ſie ſehen, daß ich dieſen und jenen Gewinnſt verachte, wesfalls andre zanken, daß ich niemals höhere Zinſen nehme, als das Geſetz erlaubt, daß ich bey allgemeinen Schatzungen über mein Vermögen beytrage, daß ich mich entſchlieſſen kann, anſehnliche Geſchenke zu geben, daß ich mich in einen jedem Verluſt zu ſchicken weiß, daß ich bey allem dieſen meine Sachen wohl in acht nehme: ſo werden ſie leicht daraus abnehmen, daß ich kein Sonderling bin, ſondern daß meine Lebensart auf vernünftige ökonomiſche Regeln gegründet iſt. Ich bitte zum Beſchluß ihren moraliſchen Brüdern in der Geſellſchaft mein Compliment zu machen, deren, wie ſie ſchreiben, 6 oder 7 an der Zahl geweſen, und ihnen zu vermelden, daß keiner von ihnen die Vollkommenheit der ſieben griechiſchen Weiſen erreichen werde, wenn ſie nicht gründlicher über andre Materien, als über meine Lebensart, urtheilen. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der zwey und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſind, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, mit meinem moraliſchen Catechiſmo ſehr wol zufrieden, und ich freue mich, daß ſie ſich bey dieſer Gelegenheit der ſo nöthigen Regel erinnert, daß man nicht gleich jemanden tadeln, ſondern denſelben vorher hören müſſe, weil ein jeder der beſte Ausleger ſeiner Worte iſt. Sie meynen übrigens, daß ich mich in meinen moraliſchen Gedanken eines Ausdrucks bedienet, welcher dem Origenismo nahe komme. Denn es heißt daſelbſt, wie ſie ſchreiben, von der Strafe in jener Welt, daß GOtt keine Strafe ausübe, die mit ſeiner Gerechtigkeit ſtreitet, wodurch ich, wie ſie glauben, zu erkennen gegeben, daß GOtt die Strafe nach ſeinem Wohlgefallen mindern könne. Ehe ich mich näher hierüber erkläre, ſo finde ich nöthig zu erinnern, daß ich nicht ſo wol deswegen ſchreibe, um einen Lehrer abzugeben, als nur um gewiſſe Meynungen vorzutragen, worauf ich durch das Nachſinnen gekommen. Ich gebe ſolche auch nicht höher, als Problemata aus, und bediene mich dabey aller nur möglichen Beſcheidenheit, um

die

die Urtheile anderer deſto eher zu vernehmen, inſonderheit da ich mich niemals mit meiner eignen Einſicht brüſte, ſondern meine Sätze ſtets der Verbeſſerung anderer unterwerfe, und wünſche, daß ein jeder eben daſſelbe thun möge. Denn auf ſolche Art würden viele Streitigkeiten beygelegt werden, die man nun mit einer ſolchen Hitze führet, weil ein jeder ſucht, diejenige Meynung bis aufs äuſſerſte zu behaupten, welche er einmal angenommen. Damit ich aber auf die mir vorgelegte Frage antworte, ſo glaube ich nicht, mich vergangen zu haben, wenn ich geſagt, daß GOtt nach ſeinem Gutbefinden, die Strafe, welche er gedrohet, vermindern könne, weil ſolches an keinem Geſetzgeber kann getadelt werden. Ich ſage nicht, daß GOtt die Strafe wirklich mildere, ſondern nur daß er ſolche nach ſeinem Wohlgefallen mäßigen könne. Eine ſolche Lehre iſt von dem Origenismo weit entfernet. Sie hält vielmehr das Mittel zwiſchen denjenigen, welche ſagen, daß die Wahrhaftigkeit Gottes erfordere, daß er die angedroheten Strafen aufs nachdrücklichſte vollziehe, und welche behaupten, daß die Vollziehung derſelben ſeiner Gerechtigkeit entgegen ſey. Welche von dieſen beyden Meynungen man annimt, ſo ſcheint es, als wenn man GOtt Regeln vorſchreiben wollte. Wer alles genau überlegt, was von beyden Seiten kann geſagt werden, der wird ſich wohl hüten, in dieſem Stücke ein Urtheil zu fällen. Man hat darüber ſchon zu den Zeiten Origenis geſtritten, niemals aber iſt der Streit mit einer ſolchen Heſtigkeit, wie gegenwär-

wärtig getrieben worden. Beyde Parteyen ſind mit wichtigen Argumenten verſehen. Einige ſagen: Weil GOtt die Wahrheit ſelbſt iſt, ſo kann er von ſeinem Worte nicht abweichen, und die Schrift bezeugt offenbar, daß er den Gottloſen eine ewige Strafe gedrohet. Wer ein unendliches Weſen beleidiget, deſſen Strafe muß auch unendlich ſeyn. Je größer die Drohungen ſind, deſto größer iſt die Bosheit derjenigen, welche ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen. Endlich fügen ſie hinzu: Es iſt nichts gefährlicher, als von einer ſolchen Milderung zu predigen. Denn wenn die Ewigkeit der Höllen Strafe nicht vermögend iſt, die gottloſen im Zaum zu halten; was wird man denn erwarten können, wenn ſie gar hören, daß dieſelbe könne gemindert werden. Andere aber wenden folgendes dagegen ein: Es wird der Wahrhaftigkeit Gottes dadurch kein Nachtheil zugezogen, wenn er ſeine Drohungen gleich nicht mit der äuſſerſten Strenge vollziehet. Ein Geſetz wird in ſcharfen Ausdrücken abgefaßt, um den Boshaften einen deſto größern Schrecken einzujagen. Es ſteht aber dem Geſetzgeber frey, nach Maaßgebung der Umſtände die Execution zu vermildern und zu beurtheilen, wie die Strafe nach der Miſſethat eines jeden ſoll eingerichtet werden. Weil keine Gleichheit zwiſchen den Sünden die man in dieſem kurzen Leben begehet, und einer ewigwährenden Strafe und Pein iſt, ſo kann man eine ſolche Strenge nicht mit den Stellen der Schrift vereinbaren, welche ſo erhaben von der Barmherzigkeit Gottes reden, wenn man das

 Wort

Wort ewig in der allgemeinen Bedeutung nimt. Sie führen verſchiedene Exempel an, daß einige durch eine ſolche Erklärung an der Wahrheit der chriſtlichen Religion zu zweifeln angefangen, und berufen ſich auf den bekannten und gelehrten Camphuſen in Holland, welcher öffentlich geſtanden, daß er nicht eher ein rechter Chriſt geweſen, bis ihm der darüber gefaßte Skrupel durch eine mildere Erklärung benommen worden. Endlich fügen ſie noch hinzu: Die Unendlichkeit der Strafen kann die gute Wirkung nicht haben, welche man ſich insgemeiu davon vorſtellet. Denn weil dieſelbe dem Verſtande unbegreiflich iſt, ſo werden die Menſchen dadurch viel weniger gerühret, als durch eine eingeſchränkte Strafe, welche ſie einiger maſſen faſſen können. Dergleichen Argumente werden für und wider dieſe Lehre angeführet. Man ſieht daraus, daß man behutſam zu Werke gehen müſſe, und daß ein Lehrer nicht übel thue, welcher ſich folgender Methode bedienet, daß er zwar die allgemeine Erklärung behält, gleichwol aber bey allen Umſtänden nicht gleich ſtark darauf treibet. Wenn er mit ſteifen und hartnäckigten Sündern zu thun hat, bey denen keine Vermahnungen etwas fruchten wollen, ſo muß er denenſelben alles aufs ſchärfſte vorſtellen, und ihnen vorhalten, daß GOtt ſeine Drohungen unfehlbar erfüllen werde, wie auch daß keiner, welcher ſich freywillig der feſtgeſetzten Strafe unterwirft, ſich über die Größe derſelben beſchweren könne. Wenn er aber mit wanckelmüthigen, und doch zu gleicher Zeit gut geſinn-

geſinnten Seelen redet, denen die Ewigkeit der Strafen Furcht und Zweifel einjagt, ſo thut er am beſten, wenn er ſeine Rede folgendergeſtalt einrichtet: GOtt hat den Sündern eine ewig währende Strafe verordnet, und es iſt nützlich, daß wir die Vollziehung dieſer Drohung glauben. Doch müſſen wir auch GOtt keine Geſetze vorſchreiben, und ſagen: daß er die Strafe nicht mindern könne. Wir müſſen glauben, daß GOtt nichts thut, was mit ſeiner Gerechtigkeit ſtreitet, ſondern die Strafe wird auf eine ſolche Art eingerichtet ſeyn, als die Verdammten ſelbſt geſtehen werden, verdient zu haben. Sollte jemand einwenden, daß ein Lehrer in ſeinem Vorhaben nicht wanken, und einerley Sache nicht verſchiedentlich vortragen müſſe; ſo kann man darauf antworten: daß dieſes keine Veränderung der Lehre mit ſich führe, wenn man ſeinen Vortrag nach Maaßgebung der Umſtände einrichtet. Die Apoſtel thaten eben daſſelbe, und trieben, nachdem die Zuhörer beſchaffen waren, bald das Geſetz, und bald das Evangelium. Und dieſes legt eine nicht geringe Probe von der Klugheit eines Predigers ab. Die Umſtände können alſo beſchaffen ſeyn, daß man eine wankelmüthige Seele in den Unglauben ſtürzen kann, wenn

man gar zu ſtark auf eine harte Erklärung dringet. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo ſündiget niemaud, durch ein ſolches Bekenntniß, daß GOtt nichts thut, was ſeiner Gerechtigkeit widerſpricht, wie auch, daß er nach ſeinem Wohlgefallen die in den Geſetzen beſtimmte Strafe mildern könne. Durch ein ſolches Bekenntniß legt ein Lehrer ein Zeugniß von ſeiner Beſcheidenheit ab, und ein wankelmüthiger Zuhörer wird zugleich von ſeinen Zweifeln befreyet. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
drey und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben zu wiſſen, worinn die Irthümer derjenigen Leute beſtehen, die man num insgemein in unſrer Kirche mit dem Namen der Separatiſten beleget. Ich bin aber eben ſo wenig im ſtande, davon eine zuverläßige Nachricht zu ertheilen, als von dem Geheimniſſe der Freymäurer, theils weil die Separatiſten ihre Meynungen verborgen halten, theils auch, weil ſie ſelbſt in ihren Sätzen nicht feſt ſind. Denn diejenigen, welche keiner andern Richtſchnur folgen, als ihrem Gewiſſen, können keine feſte und beſtändige Meynungen in der Religion hegen. Sie ſind den Seefahrenden ähnlich, welche auf ſolchen Gewäſſern herumſegeln, wo die Fallwinde häufig zu ſpüren ſind, und desfalls die Segel alle Augenblicke anders ſpannen und verändern müſſen. Weil ſie ſelbſt keine gewiſſe Principia haben, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie alle andere durch die Geſetze eingeführte Religionen verwerfen. Ja es iſt glaublich, wenn einige von dieſen Separatiſten einmal den Entſchluß faßten, ein gewiſſes Glaubensbekänntniß zu entwerfen, ſo würden gleich neue Separatiſten entſtehen, weil ſie nichts gewiſſes und beſtimmtes leiden kön-

nen. Solchen Menſchen kann man mit Recht den Namen der Ketzer beylegen, und zwar nicht ſo wol wegen ihrer irrigen Meynungen, als vielmehr wegen des Aergerniſſes, welches ſie durch ihre Abſonderung allenthalben verurſachen, und wegen des Abſcheues, welchen ſie haben, mit andern Chriſten in einer Gemeinſchaft zu leben. Je geringer ihre Irrthümer ſind, deſto gröſſer iſt ihre Ketzerey. Die Donatiſten waren ihrer Irrthümer halber nicht unter allen am meiſten verhaßt, ſondern man verfolgte ſie wegen ihres Menſchenhaſſes, und weil ſie nicht nur ohne Noth einen Streit in der Kirche erregten, ſondern auch alle andere chriſtliche Gemeinen verabſcheuten. Die meiſten Punkte, woran ſie ſich ſtoſſen, ſind ſo beſchaffen, daß ſie gar keine rechtmäßige Urſache zur Separation geben können. Ich kann hiervon nicht genauer reden, weil mir alle ihre Meynungen nicht bekannt ſind. Ich habe bloß gehört, daß ein Separatiſt einmal die Taufe und Beichte als zwey Hauptmißbräuche angegeben, und ſolche für hinlänglich gehalten, eine Abſonderung vorzunehmen. Denn was kann, ſagte er, ſeltſamer ſeyn, als jemanden der chriſtlichen Kirche wie einen Gläubigen einzuverleiben, der noch keinen Glauben hat. Und wie kann man kleinen und eben erſtlich gebohrnen Kindern einen Glauben beylegen. Die Schrift erfordert ja erſtlich den Glauben, und nachher befiehlt ſie, die Taufe zu vollziehen. Denn es heißt ausdrücklich: Wer da glaubt, und getauft wird. An die Beichte, aber fuhr er fort, kann ich ohne Schrecken nicht denken. Ein Prieſter maßt

ſich

ſich der Gerechtſame Gottes an, und vergiebt die Sünden, welches allein dem himmliſchen Richter zukommt, und erklärt auf ein bloſſes Bekenntniß, von deſſen Aufrichtigkeit und Falſchheit er nicht urtheilen kann, einen Menſchen, den er nicht kennet, für würdig, zum Abendmahl zugelaſſen zu werden. Solches iſt nicht nur eine unerlaubte Gewalt, ſondern auch ein Stolz, der GOtt nicht gefallen kann, der die Menſchen in ihrer Bosheit ſtärket, und dieſelben aufs neue zu ſündigen antreibt, indem es ihnen nichts weiter koſtet, als daß ſie ſich von neuen bey dem Prieſter einſtellen, um auf die vorige Art loßgeſprochen zu werden. Ich antwortete: Wenn ſie und ihre Brüder ſich ſonſt an nichts ſtoſſen, als an dem erſten Artikel, ſo rathe ich ihnen, die Gemeine unverzüglich um Vergebung zu bitten, und ſich mit derſelben wieder zu vereinigen. Finden ſie es denn ungereimt, wenn man einem fremden Manne die Bürgerſchaft in einer Stadt angedeyen läſt, mit der Bedingung, daß er Zeit haben ſolle, ſich nach den Geſetzen des Landes zu erkundigen, um nach dieſer Unterſuchung ferner als ein Bürger in der Stadt zu wohnen, oder ſich auch wieder hinweg zu begeben. Wie er darauf antwortete, daß er darinn nichts anſtößiges fünde, ſo fuhr ich fort, weil nun dieſes nicht ungereimt iſt, ſo finden ſie auch bey der Taufe nichts ungereimtes, wodurch die Kinder bey der Gemeine gleichſam eingeſchrieben, und für künftige Mitglieder derſelben erkläret werden. Hierbey büßen die Eltern ſo wenig, als die Kinder etwas ein; die letztern verlieren dadurch nichts, daß ſie

der

der Matrikel der chriſtlichen Kirche einverleibt werden, wo man nicht ſagen will, daß es beſſer ſey, ungetauft zu ſterben, welches aber thöricht iſt. Die Eltern verlieren eben ſo wenig, welche ſie einzeichnen laſſen, weil ſolche bey einer ſolchen Handlung zugleich ermahnt und aufgemuntert werden, ihre Kinder in der ſeligmachenden Lehre erziehen zu laſſen. Wollte man etwa einwenden, daß hiezu eine Einwilligung erfordert werde, welche kleine Kinder zu ertheilen nicht vermögend ſind, ſo kann man darauf antworten, daß die Kinder, ehe ſie zum Abendmal zugelaſſen werden, ihre Einwilligung entweder ausdrücklich oder ſtillſchweigend geben, daß ſie mit der Einweihung, die mit ihnen in der Taufe vorgegangen, zufrieden ſind, und verſprechen, der Lehre Chriſti zu folgen. Niemand kann alſo ſagen, daß er wider ſeinen Willen ein Chriſt geworden, ſo wie kein Bürger ſagen kann, daß er wider ſeinen Willen Bürger geworden, wenn er vorher die Landesgeſetze unterſucht, die ihm ehedem unbekant waren, und dasjenige ohne Bedingung unterſchreibt, was er vorher mit einer Bedingung verſprochen hatte. Man ſieht alſo hieraus, daß das Bedenken ganz ungegründet iſt, welches ſich die Separatiſten in Abſicht auf die Kindertaufe machen. Dieſelbe iſt ſo wenig ſchädlich, daß ſie vielmehr eine vortrefliche Wirkung hat, indem die Eltern dadurch angereizt werden, ihren Kindern eine chriſtliche Erziehung zu geben. Der andere Punkt iſt eben ſo wenig hinlänglich, eine Abſonderuug zu rechtfertigen. Die Separatiſten ſagen, daß unſere Prieſter ſich eine Macht anmaſſen, welche GOtt allein zukomme.

Unſere

Unſere Prieſter aber antworten darauf, daß durch die Abſolution im Beichtſtuhl nichts anders angezeigt werde, als eine Verkündigung der göttlichen Verheiſſungen, daß GOtt denjenigen die Sünde vergeben wolle, welche ihre begangenen Sünden von Herzen bereuen, und eine Beſſerung des Lebens verſprechen. Die Separatiſten geſtehen ſelbſt, daß GOtt dieſes verheiſſen, und da ſie ſolches einräumen, ſo können ſie diejenigen nicht tadeln, welche an Gottes ſtatt dieſes zu erkennen geben. Folglich bezeugen ſie ſelbſt ganz offenbar, daß ſie ſich vergebens ärgern und abſondern. Sie ſagen zwar, daß der Misbrauch darinn beſtehe, daß die Prediger alle und jede ohne Unterſcheid abſolviren, ohne zu wiſſen, ob ſie ihre Sünde aufrichtig bereuen oder nicht. Man kann aber darauf folgendes antworten: Die Abſolution geſchiehet bedingungsweiſe. Wenn die Buße nicht rechter Art iſt; ſo geht der Sünder eben ſo ſchuldig, ja noch ſtrafbarer aus dem Beichtſtuhle wieder heraus. Wenn man ſich aber nach der Meynung der Separatiſten richten, und alle diejenigen abweiſen wollte, die man für unwürdig hielte; ſo könnte man ſagen, daß die Prieſter ſich einer Gewalt anmaßten, die ihnen nicht zuſtünde. Denn auf ſolche Art würde aus einem jeden Prieſter ein Pabſt werden, und dieſes würde Gelegenheit geben, einen ſchändlichen Handel mit der Abſolution zu treiben, ſo wie noch täglich, wie man ſieht, im Pabſtthum mit dem Ablaß geſchiehet. Dieſes aber kann bey uns nicht geſchehen, wo die Prieſter mit gebundenen Händen im Beichtſtuhl ſitzen, und ſich nicht erkühnen, jemanden abzuweiſen, der ſeine

Reue zu erkennen giebt, und verlangt, mit GOtt wieder ausgeſöhnt zu werden: Der Vorwurf der Separatiſten vergrößert alſo vielmehr die Macht der Prieſter, als daß er ſolche vermindern ſollte. Denn die Separatiſten machen die Prieſter, indem ſie dergleichen von ihnen fordern, aus bloßen Herolden zu Päbſten, oder eigentlicher zu Göttern, welche in das Herz der Menſchen ſehen, und urtheilen können, ob das Bekenntniß derſelben aufrichtig ſey, oder nicht! Wenn ein Menſch vermögend wäre, die Gedanken des andern zu prüfen, und wenn ein jeder Prieſter apoſtoliſche Tugenden beſäße, ſo hätte der Vorwurf der Separatiſten noch einigen Grund. Weil aber den Menſchen dieſe Gabe nicht verliehen iſt, und die Geiſtlichen wie andere Sterbliche, Fehlern und Schwachheiten unterworfen ſind, ſo ſieht man, daß die Separatiſten ſowol unmögliche, als ſchädliche Dinge begehren. Wenn die Prediger Macht erhalten ſollten, nach ihrem Gutbefinden die Sünder anzunehmen oder zu verwerfen, ſo wäre zu befürchten, daß die Beichtſtühle bey vielen in Zollbuden dürften verwandelt, und daß dasjenige, was nun nur noch allein nach der Einbildung der Separatiſten ein Mißbrauch iſt, in einen wirklichen und verderblichen Mißbrauch dürfte verkehret werden. Wie er dieſes hörte, ſo gieng er weg, und ſchüttelte den Kopf. Ich habe aber nachher vernommen, daß ich durch alle meine Gründe nicht das geringſte bey ihm ausgerichtet. Ich bin desfalls auf die Gedanken gekommen, daß dieſe Leute aus keinem andern Grunde Separatiſten ſind, als um Separatiſten zu ſeyn, und etwas

Digitized by Google

was beſonderes vorzuſtellen. Vielleicht ſagen ſie, daß ich jetzt wider mein eigen Principium handele, indem ich wider die Toleranz predige, die ich ſonſt bey aller Gelegenheit zu vertheidigen pflege. Ich habe aber dieſe Lehre niemals ſtärker, als gegenwärtig verfochten. Ich predige nicht wider die Irrthümer der Separatiſten, ſondern wider die Intoleranz derſelben. Ich tadele ſie als Friedensſtöhrer, welche ſich ohne Urſache von allen andern chriſtlichen Gemeinen abſondern, und gleichſam dem ganzen menſchlichen Geſchlechte den Krieg ankündigen. Ich ſehe ſie als ſolche Leute an, welche aus Proteſtanten Verfolger werden würden, wenn ſie die Macht in Händen bekommen ſollten, und welche andre zwingen würden, wenn ihre Meynung die herrſchende werden ſollte. Ich verdamme übrigens niemanden, welcher bloß aus Irthum irret. Ich verdamme bloß diejenigen, welche andre verdammen, und begehren, daß alle Menſchen ihre Sätze als eine untrügliche Richtſchnur annehmen ſollen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
vier und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Der Herr M. R. welche meine Hiſtorie groſʒer Helden und anderer berühmten Männer mit Fleiß, und wie er ſagt, auch mit Vergnügen durchgeleſen, hat mir doch auch zugleich verſchiedene Anmerkungen darüber mitgetheilet. Unter andern gefällt es ihm nicht, daß ich den Socrates ſo ſehr erhoben, und ihn faſt zu mehr als einem Menſchen gemacht, da es doch, wie er ſchreibt, bekannt ſey, daß er nicht nur verſchiedenen geringern Schwachheiten unterworfen, ſondern auch der ſogenannten Pederaſtie ergeben geweſen. Dieſes Laſter beſtand in einer ſchändlichen und unnatürlichen Liebe zu jungen Mannsperſonen, womit damals verſchiedene Griechen behaftet waren. Sein Schüler, der Plato, läugnet nicht, daß ſich Socrates ſelbſt einer ſolchen Liebe gerühmet, und legt ihm in der Schrift, welche den Namen Phaedo führet, einige unzüchtige Reden bey. Socrates pflegte ſich oft einen Sklaven der Liebe zu nennen. Er ſagt ſelbſt zu mehrern malen, ſeine Liebe fiele auf junge Mannsperſonen, und er habe die Wiſſenſchaft, welche er von der bekannten mileſiſchen Aſpaſia gelernet, aus dem Grunde gefaßt. Er ſagt, er könne nicht ohne Bewegung und Herzklopfen den

den jungen und ſchönen Alcibiades anſehen, und ſeine Augen nicht wieder von dem Autolycus abziehen. Er meynt, daß man tapfern und groſſen Männern, an ſtatt ihre Verdienſte mit Ehrenſäulen und Kronen zu vergelten, vielmehr die Freyheit geben ſollte, junge und ſchöne Knaben zu lieben. Ehe man aber das Urtheil über dieſen groſſen Philoſophen fället, ſo muß man zuvor wohl überlegen, 1) ob man dieſe Worte nach den Buchſtaben verſtehen könne, 2) ob es auch wirklich Socratis eigne Worte ſind, Was das erſte betrift, ſo haben verſchiedene vortrefliche Männer, deren Keuſchheit man niemals in Zweifel gezogen, und welche ſich niemals einer ſolchen ſtrafbaren Liebe verdächtig gemacht, ſich auf eben dieſelbe Art ausgedrückt. Ein jeder Lacedämoniſcher Bürger pflegte ſich mit der Liebe junger Perſonen groß zu machen, und wurden gleichſam um dieſelben, da es doch offenbar iſt, daß ſie dadurch nichts anders, als eine reine und keuſche Liebe, oder eigentlich eine beſondere Freundſchaft verſtanden. Auf den zweyten Punkt kann man folgendes antworten. Weil Socrates nichts ſchriftliches hinterlaſſen, ſo gründet man ſich in dieſem Stück allein auf das Zeugniß des Plato. Es iſt aber bekannt, daß der Schüler ſeinem Meiſter verſchiedene Reden, die er nicht gehalten, und verſchiedene Meynungen beygelegt, die er nicht gehabt. Daher kann man mit Recht auf die Gedanken fallen, daß die oben angeführten verliebten Reden von dem Plato ſelbſt herrühren. Dieſes wird durch die Aufführung und durch das Leben des letztern noch mehr beſtätigt. Denn Plato

Digitized by Google

war ſelbſt einer ſolchen unnatürlichen Liebe ergeben, und hat ohne Zweifel ſeine eignen Fehler durch das Exempel eines ſo tugendhaften und groſſen Mannes beſchönigen wollen; ſo wie er dem Socrates verſchiedene andre Meynungen beygelegt, um ſeiner eignen Lehre ein deſto gröſſeres Gewichte zu geben. Socrates beſchäftigte ſich bloß mit der Moral, Plato aber legt ihm auch verſchiedene Reden in den Mund, welche er über die Naturlehre ſoll gehalten haben. Um den Socrates von dieſen Beſchuldigungen frey zu ſprechen, darf man nur alle ſeine Worte und Handlungen überlegen, welche dagegen ſtreiten. Seine Ankläger führten auch dieſen Vorwurf nicht wider den Socrates an, ob ſie gleich ſonſt nichts vergaſſen, was nur irgends in ihren Kram diente. Sie beſchuldigten ihn unter andern, daß er junge Leute verführte, indem er ihnen einbildete, daß ſie durch ſeine Anweiſung klüger werden würden, als ihre Eltern. Seiner unzuläßigen Liebe aber erwehnen ſie mit keinem Worte. Endlich ſcheinet es unglaublich zu ſeyn, daß ein ſo weichlicher junger Herr, wie Alcibiades war, dem unerlaubten Begehren eines Mannes ſollte Gehör gegeben haben, welcher äuſſerlich ſo übel gebildet war, als Socrates. Wenn man dieſes alles zuſammen hält, ſo wird man nicht länger Anſtand nehmen, die ganze Hiſtorie für eine Fabel zu halten, und den Socrates freyzuſprechen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der fünf und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie haben, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, noch in ihrem Alter an der Baukunſt einen Geſchmack gefunden, und verlangen von mir zu wiſſen, was man für Schriftſteller in dieſer Materie zu Rathe ziehen könne. Weil ich mich aber auf dieſe Wiſſenſchaft niemals gelegt, ſo bin ich nicht im ſtande, hierunter Jhrem Willen eine Genüge zu leiſten. Mir iſt die Hiſtorie der Baukunſt einigermaſſen, die Baukunſt ſelbſt aber völlig unbekannt. Damit ich mich aber doch meiner Pflicht einigermaſſen entbinden möge, ſo will ich ihnen von der Hiſtorie der Baukunſt einige Nachricht mittheilen. Man meynt, daß die Baukunſt ſo alt iſt, als die Welt. Nur daß dieſelbe im Anfange ſehr ſchlecht, und ohne alle Kunſt geweſen. Ich will mich nicht bey den erſten Menſchen aufhalten, welche in Bäumen zu wohnen, und in Höhlen ihre Wirthſchaft zu treiben pflegten, welches den Poeten Anlas gegeben, zu ſagen, daß die erſten Menſchen aus einem Eichbaum gezeugt und hervorgebracht worden.

- - - Rupto robore nati
Compoſitiue luto, nullos habuere parentes.

Nachher machten ſie ſich Hütten von Leim und Baumzweigen, dergleichen nun die Hirten haben. Wie die Kunſt ſtieg, ſo baueten ſie Häuſer von Holz, und bedeckten ſolche mit Stroh, wie Homerus die Wohnung des Achilles beſchreibt:

Δουρ ελατης κερσαντες αταρ καθυπερθεν
ερεψαν λαχνηεντ' οροφον.

Vitruvius bezeugt, daß das groſſe Rahthaus Areopagus in Athen noch zu ſeinen Zeiten ein Dach von Leim gehabt, und daß der Tempel im Capitolio zu Rom, und der Pallaſt des Romulus mit Stroh gedeckt geweſen. Wie aber der Hochmuth und die Wolluſt der Menſchen zunahm, ſo nahm auch die Baukunſt mehr und mehr zu. Man fieng an, groſſe ſteinerne Häuſer aufzurichten, und bey deren Erbauung gewiſſe Regeln feſtzuſetzen, wodurch die Baukunſt zu einer groſſen und anſehnlichen Wiſſenſchaft erhoben ward, in welchem Anſehen ſie auch noch ſtehet. Die prächtigſten Gebäude hat man zu allererſt in Aſien und Aegypten aufgeführt. Die mächtigſten Städte, Ninive und Babylon, wie auch die ägyptiſchen Pyramiden, wovon annoch einige übrig ſind, legen davon ein deutliches Zeugniß ab. Es prangten demnach andere Welttheile mit den gröſten Meiſterſtücken in der Baukunſt, wie die Europäer ſich noch mit hölzernen, und mit Stroh oder Leim bedeckten Häuſern begnügen lieſſen. Indeſſen, ob man gleich geſtehen muß, daß Aegypten und Aſien zuerſt mit anſehnlichen, ja mit ſolchen Gebäuden gezieret geweſen, welche wegen

gen ihrer Größe und Koſtbarkeit die Kräfte der Menſchen ſcheinen übertroffen zu haben, ſo bleibt doch den Griechen der Ruhm, daß ſie die Architektur recht eingerichtet, und in Ordnung gebracht. Man hat den Griechen die drey bekannten Ordnungen oder Bauarten, nämlich die doriſche, joniſche, und corinthiſche zu danken. Man hält insgemein dafür, daß die doriſche Ordnung uns den erſten Begrif von einer ordentlichen Architektur gegeben; und nach eben derſelben Art ſind auch die erſten Palläſte und Tempel gebauet. Der Hauptvorzug und die beſte Eigenſchaft dieſer Bauart, beſteht in der Stärke und Beſtändigkeit der Gebäude, wesfalls ſie auch die männliche und majeſtätiſche Architektur genannt wird. Die Jonier ſuchten nachher die Kunſt noch höher zu treiben, und derſelben noch mehrere Zierrathen hinzuzufügen, und dieſe Bauart brachte demnach mehr ſchöne als dauerhafte Gebäude hervor. Das vornehmſte Werk, welches nach der joniſchen Ordnung angelegt worden, war der Tempel der Diana zu Epheſus. Die Corinthier haben endlich die Kunſt auf den höchſten Gipfel gebracht. Man hält einen, Namens Callimachus für den erſten Erfinder derſelben, welcher daher auch den Namen Κατατεχνος führet. Auſſer dieſen drey Bauarten ſind noch verſchiedene andere berühmt, als die toſcaniſche, die zuſammen geſetzte (ordo compoſitus) und die gothiſche. Die toſcaniſche ſoll in Toſcana oder Florenz zuerſt erfunden worden ſeyn. Sie wird für die einfachſte gehalten, und daher nur zu maßiven Gebäuden ge-

 braucht.

Digitized by Google

braucht. Die zuſammen geſetzte Ordnung (ordo compoſitus) beſteht aus der joniſchen und corinthiſchen, und hat daher dieſen Namen erhalten. Weil man dabey gar zu viele Zierrathen anbringt, ſo meynt man, daß dadurch der Architectur eben kein Vortheil zugewachſen. Die gothiſche Bauart wird in die alte und neue eingetheilt. Die alte iſt maßiv und dauerhaft, die neue voller Zierrathen, aber dabey unordentlich, und nicht nach dem Geſchmack der Kenner. Dieſe Bauart ward von den Gothen in Italien eingeführt, und weil dieſelbe ſehr ins Auge fiel unverzüglich von den Italienern angenommen, welche darüber die alte Bauart verlieſſen, und dadurch dieſe herrliche Wiſſenſchaft nicht wenig verſtellten. Dieſes währte bis in das XVI. Jahrhundert, da die alte Architectur wieder hervorgeſucht, und die gothiſche völlig abgeſchaft ward. Daher bemerkt man bey den uralten, und bey den ganz neuen einerley Bauart, weil man die neuen nach dem Muſter der alten eingerichtet. An den Gebäuden aber, welche in den unmittelbar vor dem XVI. Seculo vorhergehenden Jahrhunderten aufgeführt worden, nimt man die gothiſche Bauart wahr. Man findet davon noch viele Spuren, inſonderheit in den nordiſchen Landen, und bey den großen Kirchen, wobey ſehr viele Zierrathen angebracht ſind, die zwar ins Auge fallen, aber nicht die geringſte Ordnung und Schönheit an ſich haben. Indeſſen bemerkt man doch einen Unterſcheid unter den Gebäuden von der alten und neuen gothiſchen Bauart. Denn unter den alten ſind einige befindlich,

welche

welche von erfahrnen Baumeiſtern noch hoch geſchätzt werden. Der ſchlechte Geſchmack in der Baukunſt, und inſonderheit bey der Errichtung öffentlicher Gebäude, hat ſehr lange, am längſten aber in Norden gedauret, und iſt auch noch nicht völlig verſchwunden. Denn man bauet auch noch lange, oder Kreuzkirchen, wodurch man verurſachet, daß der Prediger ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite wenden, und bald wieder gerade ſtehen muß, damit einige Zuhörer den dritten Theil der Predigt hören mögen. Ich ſage einige, denn diejenigen, welche hinter dem Prediger ſitzen, müſſen ſich mit dem bloßen Schall begnügen. Man führet noch hohe Thürme auf, welche einen ſehr geringen, oder eigentlich gar keinen Nutzen haben, und öfters mehr koſten, als die ganze Kirche. Das einzige, was man in neuern Zeiten geändert, betrifft die Fenſter, welche man vor einigen Jahren allenthalben bemahlen ließ, ob man gleich durch einen ſolchen Zierrath nichts anders ausrichtete, als daß den Kirchen das wenige Licht vollends benommen ward, welches annoch durch die kleinen runden Scheiben hinein fiel. Es ſcheint, daß eine übel gegründete Andacht dieſe ganze Architectur verurſachet. Die Fenſter muſten mit bibliſchen Hiſtorien bemahlt, und die Kirchen ins Kreuz gebauet, oder das Hören und Sehen benommen, und der Nutzen, den man von dem Kirchengehen zu erwarten hatte, aufgeopfert werden, damit die Stifter auch durch die äuſſerliche Bauart ſo gar eine Probe von ihrer Andacht geben möchten. Jener vornehme Herr bezeugte eine gleiche Andacht,

und ließ aus Devotion die ganze Paßionshiſtorie auf ſein Kleid, ſehr reich mit Gold ſticken. Das Kleid aber ward dadurch ſo ſchwer, daß er es nicht tragen konnte. In Abſicht auf die Privathäuſer iſt die Bauart heutiges Tages ganz verändert, und überaus merklich verbeſſert. Die Häuſer wurden in alten Zeiten faſt alle wie Pyramiden gebauet, und das oberſte Stokwerk hatte nicht den geringſten Nutzen. Man ſahe überall ſchmale und dunkle Zimmer, gemahlte Fenſter, und Windeltreppen, welche einem den Schwindel zu verurſachen vermögend waren, wesfalls man gröſtentheils einen Strick an der Seite hängen laſſen muſte, um ſich daran zu halten. Dieſes iſt nunmehro geändert. Die Häuſer ſind heller, gemächlicher, und nützlicher geworden. Darinn aber beſteht auch die ganze Verbeſſerung. Denn was die Zimmer- und Mauer-Arbeit anbelangt, ſo zeigt die Erfahrung, daß die Häuſer, welche vor hundert Jahren aufgeführt worden, viel dauerhafter als die neuen ſind, welche kaum zu ſtande gekommen, da ſie ſchon wieder eine Ausbeſſerung bedürfen. Die neue Bauart iſt demnach zwar klüger, die alte aber iſt dauerhafter. Viele haben daher gewünſcht, daß das alte epheſiniſche Geſetz wieder möchte erneuert werden, deſſen Vitruvius erwehnet. Durch dieſes Geſetz wurden die Baumeiſter angehalten, zu ſagen, was ein Gebäude koſten würde. Wenn ſie dieſes gethan, ſo muſten ſie das Gebäude für den beſtimmten Preiß aufführen, und alle ihre Mittel zum Unterpfand für die Güte und Dauer des Gebäudes

ſetzen.

ſetzen. Wenn dieſes Geſetz wieder erneuert würde, ſo würden wir nicht nur ordentliche, ſondern auch dauerhafte Gebäude haben. Dieſes iſt alles, was ich hiervon ſagen kann. Wenn ſie etwas ausführlichers von dieſer Materie leſen wollen, ſo weiß ich Ihnen keinen beſſern Schriftſteller, als den Vitruvius anzurathen. Andre aber werden ihnen ſagen können, wer unter den neuern am beſten hiervon gehandelt. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Die verlangten Wachslichter in der Kirche, ſollen nächſtens erfolgen. Ich rathe ihnen zu dergleichen Zierrathen weder zu noch ab, weil ich ſie für gleichgültige Dinge halte, und wie ich nicht geneigt bin, die Ceremonien und Kirchenornamente zu vervielfältigen, ſo verwerfe ich ſie auch nicht alle. Man kann die Religion mit ſo vielen Ceremonien ſchmücken, daß man, wie im Pabſtthum geſchiehet, endlich den Grund davon einzuſehen nicht mehr vermögend iſt. Man kann aber auch durch deren gänzliche Aufhebung verurſachen, daß der Gottesdienſt kaltſinnig verrichtet wird, und das Kirchengehen das Anſehen gewinnet, als wenn man ein theologiſches Collegium beſuchet. Man ſieht davon die Wirkung bey den Gemeinen, welche alle Kirchengebräuche aufgehoben, und wo die Leute mit Stiefeln und Sporen in die Kirche kommen, bloß um die Erklärung eines Textes von einem Prediger anzuhören, der einen Hut auf dem Kopfe hat. Es thut zwar nichts zur Sache,

che, und man kann Gott eben ſo aufrichtig in ſchwarzen als in gefärbten Kleidern dienen, und eben ſo gut mit bedeckten, als bloſſem Haupte, mit einen breiten oder kleinen Hute die Predigt anhören. Die Erfahrung aber zeigt, wenn man dasjenige, welches in ſolchen Geſellſchaften, für welche man Hochachtung hat, für anſtändig gehalten wird, nicht auch in heiligen Verſammlungen beobachtet, ſo verliert ſich mit der Zeit die Andacht, welche ſonſt durch anſtändige und wohlgewählte Ceremonien erweckt und unterhalten wird. Man merkt, daß alle Nationen dieſes für nothwendig anſehen, und daß faſt keine Religion ohne äuſſerliche Ceremonien geſtiftet worden. Ja ich erkühne mich zu ſagen, daß die Anabaptiſten, die Quäker und Separatiſten, die allererſten unter den Menſchen auf der ganzen Welt geweſen, welche es für eine Pflicht gehalten, den Gottesdienſt von allen Ceremonien, von aller äuſſerlichen Bewegung, und von allem Zierrath zu entblöſſen, und es als ein Merkmahl der Gottſeligkeit und eines recht begeiſterten Herzens angeſehen, ungewaſchen, mit bedeckten Häuptern, und in einem Reiſehabit in den heiligen Verſammlungen zu erſcheinen. Wie man als einen Beweis von dem Daſeyn Gottes anzuführen pflegt, daß alle Nationen darinn übereingekommen, daß ſie ein ewiges Weſen erkannt, das alles erſchaffen, ſo kann man auch aus der Uebereinſtimmung aller Völker bey der Stiftung und Einſetzung der Ceremonien die Nothwendigkeit derſelben erweiſen. Man findet

ja,

ja, daß GOtt ſelbſt heilige Ceremonien geſtiftet, von denen viele in der jüdiſchen Kirche keine andere Abſicht haben konnten, als die Andacht zu erwecken, und die Religion majeſtätiſch zu machen. Es muß nothwendig eine groſſe Wirkung haben, und einen groſſen Eindruck erwecken, wenn man in einer anſtändigen Tracht, mit ausgebreiteten, und gen Himmel gerichteten Händen auf den Knien betet. Es kommt freylich vor allen Dingen auf das Herz an. Das Herz kann aber gleich gut ſeyn, ich mag in ſchwarzen oder geſtickten Kleidern beten, ich mag das Abendmahl ſtehend oder kniend, bey brennenden Wachsfackeln, oder ohne dieſelben empfangen. Es kann aber auch nicht ſchaden, wenn man das äuſſerliche zugleich mit beobachtet. Die Andacht wird oft dadurch erweckt. Die Gebeter aber, welche man bey der täglichen Arbeit und bey weltlichen Geſchäften verrichtet, beſtehen insgemein lediglich nur in der Bewegung der Lippen. Man kann bey dieſen Kirchen-Ceremonien nur den Mißbrauch tadeln, welcher oft bey denſelben befindlich iſt. Es iſt ein groſſer Unterſcheid, wenn man die Kirchen rein und zierlich hält, und wenn man dieſelben mit Gold, Silber, Perlen und Edelſteinen anfüllet, und dieſelben dadurch zu Schatzkammern und Banquen der Stadt macht. Das Gold und Silber, wodurch man einem Lande oft wieder aufhelfen kann, verliert ſeinen Preis in den Kirchen, wo es keinem Menſchen nützet.

ſet. Ein heidniſcher Poet ſagt dieſes ſchon mit folgenden Worten:

Dicite Pontifices, in ſancto quid facit aurum.

Kein Anblick kann, meinem Bedünken nach, einem vernünftigen und gottſeligen Menſchen betrübter ſeyn, als wenn man z. E. die unſäglichen Schätze in dem ſogenannten heiligen Hauſe zu Loretto, und zugleich alle Einwohner und das ganze Land in der äuſſerſten Armuth ſiehet. Unter allen Exempeln die man anführt, die thörichte Eitelkeit der Menſchen zu zeigen, iſt keines, welches einen gröſſern Beweis davon ablegt, als dieſes. Man geſteht ſelbſt, daß Gold und Silber in den Augen Gottes eben ſo viel gilt, als Heu und Stroh, und doch leert man Länder und Reiche aus, um die Kirchen damit anzufüllen. Sie ſehen aus dieſem meinem Bedenken, daß ich auch hier die Mittelſtraſſe, wie bey andern Meynungen, ergreiſe. Sie ſehen, daß ich nicht die Ceremonien und Kirchenzierrathen tadele, ſondern nur den Mißbrauch, welcher dabey vorgehet. Ich proteſtire auch daher nicht wider die Anſtalten, welche ſie wegen der oben angeführten Wachskerzen gemacht haben. Denn ſie mögen dieſelbe ins Werk ſetzen, oder unterlaſſen, ſo übertreten ſie keinen Glaubensartikel. Sie handeln nach meiner Einſicht nicht übel, daß ſie den Altar mit zwey Wachsfackeln zieren. Das Geld iſt wohl angewandt, ungeachtet ich glaube, daß es noch beſſer

beſſer angewandt ſeyn würde, wenn ſie es zu Allmoſen widmeten, oder ihren beyden Brüdern dadurch zu Hülfe kämen, welche arbeitſame Leute ſind, und einer Beyhülfe bedürfen, warum ſie ſchon lange, wie es heißt, bey ihnen angehalten haben. Denn der Altar kann eher der Wachsfackeln entbehren, als dieſe Leute ihrer Hülfe entrathen können. Ich hoffe, daß ſie dieſe meine Erinnerungen nicht übel aufnehmen werden. Ich bin ꝛc.

Der

Der ſieben und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie werden es nicht ungnädig aufnehmen, daß ich deroſelben Wohnung nicht mehr ſo oft, wie ſonſt, betrete. Ich mag lieber einen Beſuch ablegen, als aufwarten. Ich habe geſucht, mit ihnen bekannt zu werden, und ſo oft es dero Geſchäfte nur erlauben wollen, mit ihnen umzugehen, um durch dero gelehrten und gründlichen Unterredungen meine Einſicht zu vermehren. Wenn ich aber nun ſo oft erſcheinen wollte, ſo würde ein jeder ſagen, ich thäte ſolches blos zu dem Ende, um mir eine Gnade von ihnen auszubitten. Wie ich in vielen Stücken von den allenthalben angenommenen Meynungen abweiche, ſo thue ich es auch in dieſem Stücke. Der günſtige Wind, welcher bey der neuen Würde, die ſie erhalten, und bey dem wichtigen Amte, das ſie nun bekleiden, alle und jede in dero Vorgemach treibet, ſtehet mir gerade entgegen, und treibt mich zurücke. Und ob ich gleich endlich ohne den geringſten Verdacht einer Schmeicheley dero Haus ferner beſuchen könnte, und alle, welche mich kennen, urtheilen würden, daß es nicht deroſelben neuer Stand, ſondern bloß dero Perſon ſey, welche ich verehrte, ſo wiſſen ſie doch ſchon, mein Herr, wie ſchwer es mir wird, alle meine

Worte abzuwiegen, und auf Schrauben zu ſetzen, und wie ungeſchickt mein Rücken iſt, ſich in die Beugung zu zwingen, die an hohen Orten erfordert wird. Die Freymüthigkeit, welcher ich mich ehedem bey meinen Unterredungen bedienet, könnte mir nun ſchädlich ſeyn, und an ſtatt ich ehedem gerade zu gegangen, ſo würde ich nunmehro viele Umſchweife nehmen müſſen. Dazu aber bin ich nicht geſchickt, und daher bleibe ich lieber zu Hauſe. Denn ich kann mich zu nichts weniger bequemen, als zu Complimenten, Schmeicheleyen und Lobeserhebungen, und zwar theils, weil ſolche mit meiner Natur und mit meinem Charakter nicht übereinkommen, theils auch, weil die Lobeserhebungen entweder tadelhaft, oder auch unnütz ſind. Denn wenn man jemanden lobet, der kein Lob verdienet, ſo handelt man unrecht, und ſucht man einen andern, der des gröſten Ruhmes wehrt iſt, zu erheben, ſo iſt dieſes etwas ganz unnützes und überflüßiges. Aus dieſer Urſache wollten die Lacedämonier keine Lobrede auf den Hercules hören, weil derſelbe keines fremden Ruhms bedürfte, und ſagten: **Wer hat den Hercules jemals getadelt.** Sie berichten mir zwar, mein Herr, da ſie mich gütigſt einladen, zu ihnen zu kommen, daß ſie ſich nicht im geringſten verändert. Die erhabenen Gedanken, welche ich jederzeit von dero aufgeklärten Verſtande und Einſicht geheget, geben mir davon auch eine völlige Verſicherung: Allein, wie leicht ändern ſich die Zeiten, und mit denſelben die Gemüther nicht, wie leicht wird man durch den Glanz, welchen hohe Ehrenſtellen mit ſich bringen, geblendet, daß man

ſich

ſich und andre nicht mehr kennet. Wenn ſie dieſer Verſuchung widerſtehen, ſo thun ſie etwas groſſes, und überwinden einen Fehler, den faſt niemand vermeiden können. Ich habe aber um ſo viel mehr Urſache, dieſes zu beſorgen, da ich täglich wahrnehme, daß diejenigen, welche mir ehedem an Stande gleich, oder auch noch geringer, als ich geweſen, mir nunmehro, nachdem ſie einige Stuffen höher in der Rangordnung gekommen, ganz fremd und ernſthaft begegnen. Da mir nun dieſes von ſolchen Perſonen widerfährt, die mir ehedem an Rang und Stande gleich geweſen, und deren Hoheit nur in einem bloßen Titel beſtehet, was werde ich denn nicht von einem Herrn zu erwarten haben, welcher wirklich mit einem ſehr erhabenen und wichtigen Poſten bekleidet iſt. Ich halte es demnach für das rathſamſte, mich in meinen Schranken zu halten, und tröſte mich damit, daß, ob ich gleich durch dieſe Veränderung einen vertrauten Freund eingebüſſet, dennoch der Staat einen geſchickten und vortreflichen Mann gewonnen. Sie werden meines Umgangs inskünftige leicht entbehren können. Ihre Würde wird als ein Magnet mehrere Anbeter an ſich ziehen, als ihr Haus faſſen kann. Uud ſo leicht es ihnen fallen wird, mich zu vergeſſen, ſo ſchwer und verdrießlich würde es mir, als einem alten Manne fallen, mich durch ſo viele Clienten zu drengen, und endlich mit der Antwort abgewieſen zu werden, daß der Herr heute niemanden ſpreche. Ich könnte es ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie mir dieſe Antwort auch mehr als einmal ſagen lieſſen. Sie werden mich aber auch an der andern Seite gnädig

entſchuldigen, wenn ich nicht anders erſcheine, als wenn Sie mich rufen laſſen, weil ich nicht gerne einen vergeblichen Gang thue, noch jemanden gerne in ſeinen Verrichtungen ſtöre. Dieſes will ich mir allein ausbitten, daß Sie mein Auſſenbleiben nicht als eine Kaltſinnigkeit anſehen. Mein Herz bleibt ihnen dennoch ſtets ergeben, und mein Gemüth iſt viel redlicher, als das Gemüth derjenigen, welche durch ihre beſtändigen Aufwartungen eine Probe ihrer Ergebenheit geben wollen, die doch nicht aus der rechten Quelle herflieſſet. Amicus certus in re incerta cernitur. Man lernet ſeine Freunde bloß bey widrigen Fällen kennen, und von den Heuchlern unterſcheiden, welche man billig mit dem Schatten an einer Sonnenuhr vergleichet. Denn die falſchen Freunde ſind beſtändig zugegen, ſo lange jemand von der Glücksſonne beſtrahlt wird. Kaum aber fängt dieſelbe an, verdunkelt zu werden, ſo verſchwinden auch jene auf einmal. Sollte Ihnen, mein Herr, welches GOtt verhüte, ein Unglück widerfahren, ſo würden Sie davon auf das lebhafteſte überzeugt werden. Diejenigen, welche Ihnen nun das Angeſicht zuwenden, würden Ihnen ſodann den Rücken kehren. Ich aber, der ich mich gegenwärtig zurück ziehe, würde mich unverzüglich wieder einſtellen. Sie würden an ſtatt der vielen Verehrer, womit nun Ihr Vorgemach angefüllet iſt, niemanden antreffen, als

Ihren alten aufrichtigen Freund
und Diener.

Der

Der acht und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Es iſt mir überaus angenehm, daß Sie die Anmerkungen wohl aufgenommen, welche ich über die Beſchuldigungen gemacht, womit einige den Socrates beleget. Ihnen will aber doch die Verſtellung nicht gefallen, welche man ſtets bey dieſem großen Philoſophen wahrgenommen, weil ſolche, wie Sie meynen, einem ſolchen weiſen und ernſthaften Manne nicht anſtändig geweſen. Wenn man aber die Hiſtorie des Socrates mit Bedacht durchlieſet, und bedenkt, zu welchen Zeiten er gelebt, und mit welchen Menſchen er zu thun gehabt; ſo wird man leicht finden, daß dieſe Verſtellung zu ſeinem Zwecke nicht nur unumgänglich nöthig geweſen, ſondern daß dieſelbe ihm auch zu einem nicht geringen Ruhme gereiche. Wie Socrates den Entſchluß faßte, in Athen zu lehren, ſo war die Stadt mit ſelbſt klugen Sophiſten und andern jungen Leuten angefüllet, welche ſich einbildeten, daß ſie ſchon alles wüßten, und keiner Unterweiſung bedürften. Er hielt für rathſam, mit ſolchen Leuten behutſam zu Werke zu gehen, und ſie zu unterrichten, ohne ſich ſelbſt verhaßt zu machen, oder für einen ſtrengen Schulmeiſter angeſehen zu werden. Verſchiedene große Männer haben ſich in dieſem Stücke

das Exempel des Socrates zum Muſter vorgeſtellt. Meiner Meynung nach aber kann niemand in dieſem Stücke beſſer mit ihm verglichen werden, als der groſſe rußiſche Monarch, Petrus Alexiowitz. Weil dieſer große Regent und Geſetzgeber merkte, daß die Ruſſen, ihrer Unwiſſenheit ungeachtet, dennoch große Gedanken von ſich ſelbſt hegten, und ſich zu gut hielten, ſtuffenweiſe zu hohen Ehrenſtellen zu gelangen; ſo ſtellte er ſich, an ſtatt ſich ſeiner Macht zu bedienen, als wenn er ſelbſt annoch einer Unterweiſung in Kriegsſachen bedürfte. Zu dem Ende ließ er ſich ſelbſt bey der Armee zuerſt als Trommelſchläger, nachher als Soldat, Unterofficier u. ſ. f. einſchreiben, bis er endlich durch ein gewiſſes Alter, in ſeinen eignen Dienſten zu einem wichtigen Poſten gelangte. Durch dieſe ſocratiſche Verſtellung brachte er dasjenige zu Stande, was er durch die härteſten Zwangsmittel kaum würde möglich gemacht haben. Ein jeder Knees und Boyar ſchätzte es ſich für eine Ehre, auch in die Schule zu gehen, und den Fußſtapfen dieſes großen Regenten zu folgen. Niemand ſchämte ſich, als ein gemeiner Soldat zu dienen, da man ſahe, daß der Monarch ſelbſt ein Trommelſchläger war, und ein jeder glaubte, eine Unterweiſung nöthig zu haben, da der weiſeſte Mann ſeine Unwiſſenheit bekannte. Ich weiß nicht, ob der rußiſche Monarch die Hiſtorie des Socrates geleſen, und deſſen Exempel zur Nachfolge vor Augen gehabt. Wenn er dieſes gethan, ſo verdient er billig gerühmt zu werden, daß er ſeine Aufführung nach dem Plan eines ſo berühmten Mannes eingerichtet. Hat er aber dieſes nicht gewußt, ſo iſt ſein

Ruhm deſto gröſſer, weil er ſein eigner Lehrmeiſter geweſen. Es wäre zu wünſchen, daß ſich alle Geſetzgeber, Lehrer, Prediger und Moraliſten, der ſocratiſchen Art bey der Unterweiſung der Menſchen bedienen möchten. Die meiſten aber ſind mehr eifrigen Schulmeiſtern als Wegweiſern ähnlich, und verhärten dadurch die Gemüther mehr, als daß ſie ſolche gewinnen ſollten. Socrates ſtellte ſich ſelbſt unwiſſend, und gab vor, daß er nicht mehr wüſte, als diejenigen, welche er zu unterrichten gedachte. Er bat ſich ſtets ihr Bedenken über dieſe oder jene Sache aus, um ſich ſolches zu Nutze zu machen, und ſuchte ſich mit ihnen zu vereinigen, um mit zuſammen geſetzten Kräften die Wahrheit heraus zu bringen. Ja, dieſe Verſtellung ging ſo weit, daß er öffentlich bekannte, er wüßte noch nicht, was man mit dem Worte Tugend eigentlich für einen Begriff zu verknüpfen hätte. So oft er ſich vornahm, andere zu unterweiſen, ſo fieng er ſeine Rede allemal mit der Erklärung an, daß er nichts wüßte. Wenn man ihm vorhielt, daß er durch das Orakel von Delphis für den weiſeſten unter allen Menſchen erkläret worden: ſo ſagte er, daß das Orakel dadurch nichts anders verſtanden hätte, als daß er unter allen Menſchen derjenige ſey, welcher von ſeiner eigenen Unwiſſenheit am lebhafteſten überzeugt wäre. Weil demnach Socrates, welcher nicht nur allenthalben für einen weiſen Mann gehalten ward, ſondern dieſen Ruhm auch wirklich verdiente, öffentlich bekannte, daß er nichts wüßte; ſo ſchämten ſich Junge und Alte nicht, ihre Unwiſſenheit zu bekennen, und ſich zu demüthigen. Dieſes hatte die

Wirkung, daß ſie die Unterweiſung annahmen, und täglich in den Wiſſenſchaften zu einer größern Einſicht und Vollkommenheit gelangten. Denn ſo lange die Menſchen ihre Schwäche noch nicht ſelbſt einſehen, ſo lange werden ſie ſich nimmermehr Hofnung machen können, zu einer gründlichen Wiſſenſchaft zu gelangen. Wenn man etwas lernen will, ſo muß man zuförderſt glauben, daß man nichts weiß. Wenn man aber glaubt, alles bereits zu verſtehen, ſo wird man niemals dasjenige erfahren, was man bereits zu verſtehen glaubet. Der erſte Schritt zur Erkenntniß iſt die Empfindung der eigenen Unwiſſenheit. Die Lehrart des Socrates beſtand übrigens darinn, daß er denen, welche er unterrichtete, allerhand Fragen vorlegte, um gleichſam ihre Gedanken zu erforſchen. Wenn ſie ihm ihre Meynung eröfnet, ſo machte er ihnen verſchiedene Einwürfe, und unterwarf ſolche gleichfalls ihrem Urtheil. Hiermit fuhr er ſo lange fort, bis er ſie endlich dahin brachte, daß ſie ihre erſten Meynungen ſelbſt verwurfen, ohne daß es ſchien, als wenn ſie von ihm wären widerlegt worden, ſondern daß ſie dieſes vielmehr ihrer eignen Einſicht zu danken hätten. Indeſſen folgte er doch dieſer Lehrart nicht immer. Denn wenn es die Noth erforderte, ſo ſtellte er auch eine andere Perſon vor. Er widerlegte den Callicles überaus weitläuftig, welcher über ihn ſpottete, und ſo oft ſeine Schüler es verlangten, ſo redete er eine lange Zeit allein, damit ſie alles, was er lehrte, deſto beſſer faſſen und begreifen möchten. Er bediente ſich bloß der Ironie, und der Art, durch Fragen zu unterweiſen, wenn er mit dem Alcibiades und

den

den hochtrabenden athenienſiſchen Sophiſten redete. Indeſſen iſt doch dieſes nicht zu leugnen, daß er durch ſeine verſtellte Unwiſſenheit zu der darauf entſtandenen ſceptiſchen Philoſophie Anlaß gegeben. Denn die Akademici und Pyrrhonier, pflegten ſich allemal auf den Socrates, als ihren Lehrmeiſter, zu berufen. Es iſt aber keine Sache ſo gut und löblich, daß man ſolche nicht in einen Mißbrauch verwandeln kann. Die Philoſophie des Socrates beſtand nicht darinn, daß er alles ungewiß machte. Er ſchärfte bloß ſeinen Schülern ein, daß man vorher zweifeln müßte, ehe man urtheilte, und daß man ſich nicht einbilden müſte, etwas zu wiſſen, bis man alles genau unterſucht. Die Pyrrhonier aber hielten alle Unterſuchungen für vergeblich und thöricht, und bemüheten ſich bloß, Schwierigkeiten zu erſinnen, die niemand, wie ſie glaubten, zu heben vermögend wäre. Die Philoſophie des Socrates war demnach eben ſo beſcheiden und nützlich, als die Philoſophie der letztern ärgerlich und ausſchweifend war. Er zeigte durch ſeine tägliche Catechiſation und Aufmunterung zur Tugend, daß man ſich dieſelbe zu eigen machen könnte. Er wollte nur nicht, daß ein Menſch ſich der Weisheit rühmen ſollte, weil GOtt allein weiſe ſey. Eine Lehre! welche einem chriſtlichen Märtyrer verdient in den Mund gelegt zu werden. Dieſes einzige kann man mit Recht an ihm ausſetzen, daß er den heydniſchen Gottesdienſt zu billigen ſchien, worüber er doch in ſeinem Herzen ſpottete. Er gab aber doch zu einer andern Zeit ſeine wahren Gedanken darüber ſo deutlich zu erkennen, daß ſeine Richter

 das

das Todesurtheil darauf gründeten, welches ſie über ihn fällten. Wenigſtens muſte ihnen dieſes zu einem Vorwande dienen, ungeachtet die Freymüthigkeit, welche Socrates vor Gericht blicken lies, und wodurch er mehr einem Lehrmeiſter, als einem Beklagten ähnlich war, wohl das meiſte dazu ſcheinet beygetragen zu haben. Ich meines Theils ſehe den Socrates als ein Werkzeug an, deſſen ſich GOtt bedienet, den Heyden geſunde Gedanken von GOtt beyzubringen, und ſie vorzubereiten, die Lehre des Evangelii deſto williger anzunehmen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
neun und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Wenn man den Character der Regenten und andrer groſſen Männer ſchildern will, ſo muß man ſein Urtheil nicht bloß auf die Hiſtorien gründen, welche von ihnen geſchrieben worden. Man muß zugleich ſein Augenmerk auf die Zeiten richten, worinn ſie gelebt, und dabey ſo wol auf die Skribenten, als auch auf alle andere Umſtände überhaupt, genau Achtung geben. Wenn man dieſes verſäumt, ſo wird man oft ſchändlich betrogen. Eine ſolche Nachläßigkeit hat zu mehrern malen verurſachet, daß die ärgſten Regenten canoniſirt, die beſten aber verdammt worden. Die Hiſtorie Kayſers Friederichs des II. kann hiervon ein deutliches Beyſpiel ablegen. Dieſer Herr war einer von den beſten und edelmüthigſten Kayſern, welche jemals den deutſchen Thron bekleidet. Er liebte die Pracht, und war dabey großmüthig. Er verſtand viele Sprachen, nämlich die lateiniſche, griechiſche, ſaraceniſche, franzöſiſche, und deutſche, und redete ſie alle ſehr fertig. Er liebte die Wiſſenſchaften, und ſo oft die Regierungs Geſchäfte es ihm nur erlaubten, ſo laß er entweder ſelbſt die nützlichſten Bücher, oder ließ ſich auch etwas daraus vorleſen. Er ließ auch ei-

nige Schriften aus dem griechiſchen und arabiſchen in die lateiniſche Sprache überſetzen. In Neapolis legte er eine hohe Schule an, und begnadigte dieſelbe mit herrlichen Freyheiten. Er war fromm und gnädig, und hatte nicht nur eine hohe und edle Seele, ſondern erwieß ſich auch gegen Kirchen und Klöſter ungemein freygebig. Am meiſten aber gereicht ihm dieſes zum Ruhme, daß er ſo wol ſeine eigne Macht, als auch das Anſehen andrer Regenten wider die Eingriffe der Päbſte vertheidiget, und die päbſtliche Tyranney ſo wol mit dem Schwerdte, als mit der Feder einzuſchränken geſuchet. Keine Tugend war zu den damaligen Zeiten erhabener, und keine Entſchlieſſung konnte gerechter ſeyn. Denn wenn dieſer groſſe Kayſer, und nebſt ihm noch einige wenige andere Regenten ſich nicht der täglich anwachſenden Macht der Geiſtlichkeit widerſetzt hätten, ſo würden die Könige und Fürſten in eben denſelben Zuſtand, wie die alten äthiopiſchen Regenten gerathen ſeyn. Dieſe waren durch die Prieſter zu einem ſo blinden Gehorſam gebracht, daß, ſo bald die Prieſter ihnen nur durch ihre Boten wiſſen lieſſen, daß ſie ſich zum Tode bereiten ſollten, ſo erkühnte ſich niemand Widerſtand zu thun, ſondern ſo bald man nur ein gewiſſes Merkmal ſahe, daß die Bothſchaft von den Prieſtern herrührte, ſo nahm ſich ein jeder unverzüglich ſelbſt das Leben. Unter dieſem Prieſter Joche ſchmachteten die äthiopiſchen Könige bis auf den Ergamenes, welcher zu den Zeiten des Königs Ptolomäi des II. in Aegypten regierte. Denn da Ergamenes, welcher ſich in den Büchern der Griechen

wohl

wohl umgeſehen, und ſich dadurch eine nicht geringe Erkenntniß in der Philoſophie erworben hatte, deutlich einſahe, daß ſolche blutige Befehle nicht von GOtt herrühren könnten, ſondern daß die Geiſtlichen dieſelben bloß zu dem Ende erfunden hätten, um die Macht der weltlichen Regenten zu unterdrücken, ſo ließ er die Prieſter nach Verdienſt beſtrafen, und hob einen ſolchen barbariſchen Gebrauch völlig auf. Es fehlte nicht viel, ſo hätten ſich die römiſchen Päbſte eine gleiche Macht zugeeignet, und desfalls legt die muthige Gegenwehr des Kayſers Friderichs ein deutliches Zeugniß ab, daß er ſich als einen rechtſchaffenen Regenten bewieſen. So reich auch ſeine ganze Hiſtorie ſonſt an glänzenden Thaten iſt, ſo verdient doch dieſer Umſtand beſonders als ein Zierrath in ſeinem Leben angeſehen zu werden. Jedoch eben deswegen iſt er in den Kroniken als ein gottloſer Herr, als ein Tyrann, und als ein Atheiſt abgemahlet worden, und die Hiſtorie des Ergamenes würde nicht beſſer geklungen haben, wenn ſie von einem äthiopiſchen Prieſter wäre verfertiget worden. Ich finde in der Hiſtorie des Kayſers Friederichs nicht die geringſte Spur einer Atheiſterey; Bey den Päbſten aber, welche ihn verfolgten, entdecke ich davon die deutlichſten Merkmale. Die Beſchuldigungen, womit man ihn belegte, und welche man allein beweislich machen konnte, beſtunden in folgenden Punkten. 1) Daß er nach dem Befehl der Päbſte den Krieg in dem gelobten Lande nicht in eigner Perſon führen, oder welches einerley iſt, ſich nicht nach dem Beyſpiel ſeiner Vorfahren von dem

Pabſt

Pabſt betrügen laſſen, und demſelben Gelegenheit geben wollte, währender ſeiner Abweſenheit mit den Ländern des Kayſers nach eigenem Belieben zu ſchalten und zu walten. 2) Daß er die päbſtlichen Excommunicationes verachtet, und den Gottesdienſt, des wider ihn ausgeſprochenen Bannes ungeachtet, dennoch verrichten laſſen. 3) Daß er er ſich in den Kriegen, welche er mit dem Pabſte ſelbſt führte, ſaraceniſcher Truppen bedienet. Dieſes letztere kann inſonderheit nicht geläugnet werden. Man kann aber zu des Kayſers Entſchuldigung ſagen, daß er in den Kriegen, welche er mit dem Pabſte führte, ſich keiner andern Truppen bedienen können, als welche er in Sicilien geworben hatte, woſelbſt die Saracenen, nachdem ihnen die Inſel von den Chriſten abgenommen worden, Freyheit zu wohnen, und ihre Religion ungehindert auszuüben, erhalten hatten. Unter allen ſeinen Unterthanen waren dieſe die einzigen, welche ſich nicht durch die päbſtlichen Excommunicationen und Bannſtrahlen ſchrecken lieſſen, da die Chriſten im Gegentheil, ohne vorher die Rechtmäßigkeit des Bannes zu unterſuchen, ſich unverzüglich wegerten, die Waffen zu ergreiffen, und für ihre eigene Landesherren zu ſtreiten. Was andre derohalben eine groſſe Gottloſigkeit in ſeinem Leben nennen, das iſt vielmehr ein deutliches Merkmal ſeines erhabenen Verſtandes, und ſeiner groſſen Fähigkeit in Regierungsſachen. Ich habe in ſeiner ganzen Hiſtorie keinen Umſtand gefunden, welcher mir ſo wohl gefallen. Denn nichts verrückte die Concepten des Pabſtes mehr als dieſes Mittel, deſſen ſich der

der Kayſer bediente. Dadurch wurden die Päbſtlichen Bannſtrahlen, welche alle andere niederſchlugen, nicht nur in leere Blitze verwandelt, und ihrer Kraft beraubt, ſondern ſie dienten auch den ſaraceniſchen Soldaten zu einer Aufmunterung, mit einem deſto gröſſern Eyfer für ihren Landesherrn zu fechten. Die folgenden ſicilianiſchen Könige, welche die Saracenen aus Sicilien vertrieben, haben ſich dadurch dem Pabſte gleichſam an Händen und Füſſen gebunden übergeben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Wir redeten letzthin von Apologien oder Schutzſchriften, und ſie erinnern ſich vielleicht noch, daß ich dieſelben völlig verwarf, theils weil ein ehrlicher Mann und eine gute Schrift keiner Apologie bedürfen, theils auch, weil man für alles in der Welt, ja gar für den Teufel ſelbſt, eine Schutzſchrift machen kann. Sie lachten über dieſes letzte Vorgeben, und meynten, daß ſolches wol etwas ſchwer zu bewerkſtelligen ſeyn dürfte. Meinem Bedünken nach aber wird eine ſolche Schutzſchrift nicht ſchwerer zu entwerfen ſeyn, als die Schutzſchrift des Eſels, worinn dieſem Thiere verſchiedene heroiſche Eigenſchaften beygelegt werden. Um ihnen zu zeigen, daß die Sache gar nicht unmöglich iſt, ſo will ich alles kurz zuſammen faſſen, was ein Apologiſt, wenn er ſich recht Mühe geben wollte, ein Ding zu beſchönigen, zur Vertheidigung des Teufels anführen könnte. Ich übergehe den Verſtand und die Fähigkeit des böſen Geiſtes. Denn alle, und auch ſo gar die gröſten Feinde deſſelben, ſind darinn einig, daß jemand, welcher beynahe 6000 Jahre auf dem Rücken hat, und dreymal ſo lange gelebet, als der ewige Jude Ahasverus, mehr Klugheit und Erfahrung beſitzen müſſe, als alle ſieben griechiſche Weiſe, ja vielleicht mehr als alle

Pro-

Profeſſores in der ganzen Welt, und wenn man ſie auch alle zuſammenſchmelzte, wo man nicht ſagen will, daß der Teufel bereits ſeines Alters halber kindiſch geworden, welches doch niemand ohne Mediſance behaupten kann, indem die gelehrteſten Theologi, welche ſeine Eigenſchaften genau erforſcht, und ihn vollkommen kennen, einhellig bezeugen, daß er annoch bey vollen und guten Kräften ſey, und das Alter ihm wenig oder gar keinen Schaden gethan habe. Er kommt in dieſem Stücke mit dem ewigen Juden Ahasverus überein. Die gelehrten Männer, welche in dem abgewichenen Jahrhundert die Ehre gehabt, mit dieſem wandernden Iſraeliten zu ſprechen, berichten gleichfalls, daß demſelben weder an dem Gedächtniß noch an dem Verſtande das geringſte gebreche, ungeachtet er bereits 1600 Jahre in der Welt herumgeſchwärmt. Man hat demnach keine Urſache an der Klugheit und Erfahrung des böſen Geiſtes zu zweifeln, welche nothwendig wegen ſeines hohen Alters ſehr groß ſeyn muß, wesfalls ihn auch die norwegiſchen Bauren mit dem ehrwürdigen Namen des alten Erichs belegen. Laßt uns aber nun auch die Laſter unterſuchen, welche man ihm insgemein ſchuld giebt. Man ſagt, daß der Teufel ſtets in Bewegung ſey, um die Menſcheu ins Unglück zu ſtürzen, und die Seelen zu verführen. Weil er aber ohne Umſchweif und gleichſam durch ein Manifeſt dem menſchlichen Geſchlechte öffentlich den Krieg angekündiget, ſo iſt er mehr zu entſchuldigen als mancher Menſch, welcher unter dem Schein der Freundſchaft ſeinen Nächſten betrieget, und nicht nur

nur einen Frieden mit demſelben eingeht, ſondern auch GOtt zum Zeugen ſeiner Anfrichtigkeit anruft, da er doch den Frieden unverzüglich wieder bricht, und ſein Herz mit Haß, Groll und Feindſchaft angefüllet iſt. Daher rührt das Sprüchwort: Man kann ſich zwar für den Teufel, nicht aber für Menſchen hüten. Daß er Seelen zu verführen ſuchet, ſolches thut er zu keinem andern Ende, als um ſeine Macht zu verſtärken, und legt dadurch an den Tag, daß er ein großer Politicus, Staatsmann und Oeconomus iſt. Bey Bündniſſen und Contracten geht er aufrichtiger zu Werke, als viele Menſchen. Denn da dieſe bloß zu dem Ende ein Bündniß ſchlieſſen, um ſolches bey erſter Gelegenheit wieder zu brechen, und ſich dadurch einen ſo ſchlechten Credit erwerben, daß man ſich auf keinen Contract mehr verläßt, wo ein andrer nicht die Gewährleiſtung davon übernimt; ſo zeigt hier im Gegentheil die Erfahrung, daß der Teufel alles aufs genaueſte erfüllet, was er denen, die mit ihm contrahiren, zuſagt, und niemanden eher angreift, bis die verabredete Zeit erſchienen. Es erhellet dieſes aus der Hiſtorie Doctor Fauſtens und andrer braven Männer, welche er, kraft des darüber aufgerichteten Contracts, theils in allerhand Künſten und Wiſſenſchaften unterwieſen, theils auch mit groſſen Geldſubſidien ausgeholfen, und keine Bezahlung pro labore verlangt, bis die Verfallzeit, und der eigentliche Termin vorhanden geweſen. So viel böſes man auch ſonſt dem Teufel ſchuld giebt, und ſo viel er auch wirklich begehen mag, ſo hat man doch niemals gehört, daß man ihn ſchuld gegeben,

daß

daß er ſeinen Contract gebrochen, oder jemanden mit falſcher Münze oder falſcher Waare betrogen, wie unſre Kaufleute und Skribenten heutiges Tages in großer Menge thun, indem die erſtern ihren Waaren falſche Namen, und die letzten ihren Schriften falſche Titel beylegen, und ſich dafür pränumeriren laſſen. Da der Teufel im Gegentheil an ſeiner Seite jederzeit praeſtanda präſtirt, und von niemanden Pränumeration annimt. Man hört daher auch nicht, daß jemand, der mit dem böſen Feind einen Contract geſchloſſen, deswegen eine Guarantie verlanget, welches ein unfehlbarer Beweis iſt, daß der Satan ſeinen Contract noch niemals gebrochen. Man wendet zwar hiergegen ein, daß die Aufrichtigkeit, welche der Feind des menſchlichen Geſchlechts bey den Bündniſſen und Contrakten ſehen läſt, nicht aus Redlichkeit, ſondern aus Eigennutz herrühret, weil er dadurch ſeine Nahrung befördert, und auch andere anzulocken ſucht, mit ihm einen Contract zu ſchlieſſen. Sind aber unſere ſo genannten redlichen Kaufleute im Handel und Wandel bloß deswegen ehrlich, um ehrlich zu ſeyn? Fließt die Aufrichtigkeit, welche ſie beweiſen, nicht aus eben derſelben Quelle her? Wenn aber zwey einerley thun, ſo iſt es deswegen nicht einerley. Was man bey dieſen letztern eine Tugend nennet, das wird bey dem Teufel als ein Hauptlaſter getadelt. Weil der Teufel ein böſes Gerüchte hat, ſo ſchreibt man ſeiner Eingebung alle böſe Handlungen in der Welt zu. Ich erkühne mich zwar nicht, ihn in dieſem Stücke völlig frey zu ſprechen. Mich dünkt aber doch, daß die gewöhnlichen Beſchuldi-

 gungen

gangen, womit man den Teufel belegt, zum Theil ungegründet, und von einer üblen Wirkung ſind; indem die Menſchen dadurch die Schuld von ſich abwelzen, und den Teufel zum Deckmantel ihrer Miſſethaten brauchen, da doch das verderbte Fleiſch und Blut die Menſchen ohne jemandes Mitwirkung zur Sünde zu reizen vermögend iſt. Hieher gehört folgende Hiſtorie. Der Teufel traf einmal eine Jungfer auf dem Markte an, welche ſich zur Unzucht hatte verleiten laſſen, und allerhand Anſtalten zu ihrer Niederkunft vorkehrte. Er trat zu ihr, und ſagte: Was fehlt dir, meine liebe Martha, es ſcheint, daß du eine Thorheit begangen haſt. Martha aber antwortete mit Seufzen: Ach! was hat der Teufel nicht immer zu thun! Der Teufel, welcher ſich in dieſem Stücke ganz unſchuldig wuſte, ward dadurch ſo erbittert, daß er ihr eine derbe Mauſchelle gab, und ſagte: Das haſt du mit deinen Lügen verdient. Du muſt deinem eignen muthwilligen Fleiſche, nicht aber mir oder meiner Mutter dieſe That zuſchreiben. Man ſagt ferner, daß der Teufel durch allerhand Geſpenſter die Menſchen des Nachts beunruhige. Weil ich mir den Satan ſehr liſtig und böſe vorſtelle; ſo bin ich bisher mit den Gelehrten in dieſem Stücke nicht einerley Meynung geweſen, theils, weil ein ſolches Vorgeben ganz unglaublich ſcheint, wo man nicht ſagen will, daß der Teufel aus Alter bereits kindiſch geworden, welches doch niemand ſagen wird, theils auch, weil er durch ſolche Spukereyen ſeinem eignen Nutzen entgegen handelt. Weil man mich aber wegen dieſer Meynung getadelt, ſo habe ich dieſelbe fahren laſſen,

und glaube nun mit den Orthodoxen, daß es wirklich der Teufel iſt, welcher des Nachts auf den Kirchhöfen, in den Häuſern und in den Kinderſtuben ſpuket. Daraus aber fließt ja, daß die Leute fromm werden, und daß der Teufel durch ſolche Nacht-Spukereyen den Menſchen mehr nützlich als ſchädlich iſt, ſo daß dasjenige, was man ihm wegen der Spukerey zur Laſt leget, demſelben vielmehr zum Ruhme gereichet. Sein Amt, welches darinn beſtehet, daß er ein Büttel und Scharfrichter der Verdammten iſt, kann ſeinem Namen und Gerüchte keinen Nachtheil zuziehen, weil die Noth ein ſolches Amt erheiſchet. Denn ſo wenig eine Stadt eines Scharfrichters entbehren kann, eben ſo wenig kann das menſchliche Geſchlecht eines ſolchen General-Gewaltigers entrathen, um die Urtheile, welche über die Schuldigen gefället worden, zu vollziehen. Das Amt an ſich iſt nicht allein nothwendig, ſondern auch anſehnlich. Denn man ſieht, daß die alten Griechen kein Bedenken getragen, zweene anſehnliche Männer, den Minos und Rhadamanthus zu Executoren in dem Reiche des Pluto zu machen. Man ſieht aus allem dem, was ich beygebracht habe, daß der Teufel nicht ſo ſchwarz iſt, als man denſelben insgemein abmahlt, ſondern daß er auch verſchiedene gute Eigenſchaften beſitzet. Es iſt demnach nicht ſo ſchwer, für ihn, als für manchen andern Menſchen eine Schutzſchrift zu verfertigen, deren Laſter und Miſſethaten ganz und gar nicht können entſchuldiget werden. Verſchiedene unparteyiſche Männer haben vermuthlich wahrgenommen, daß man in dergleichen Urtheilen zu weit gegangen, und

Digitized by Google

daher meynt man, wenn der gelehrte und unparteyiſche Theologus, **Gottfried Arnold**, welcher alle verhaßte Perſonen vertheidiget, etwas länger gelebt hätte, ſo würde er auch dieſen berüchtigten Geiſt in einer Apologie vertheidiget haben; welches, wie man ſieht, nicht ſo ſchwer iſt, daß man einem ſo verhaßten Vorwurfe nicht durch Hülfe einer guten Rhetori wenigſtens einigen Schein ſollte geben können. So viel iſt gewiß, daß manche, welche mit dem Teufel ein Geſpötte treiben, und ihn mit Hörnern abmahlen, wenig Ehre zu ſprechen haben. Denn der Teufel kann ſie mit gleicher Münze bezahlen, und ſie erſuchen, an ihren eignen Kopf zu fühlen. Man kann auch dieſes unter die guten Eigenſchaften des Satans rechnen, daß er ſeine Hörner mit größerer Gedult trägt, als mancher Mann, welcher ſich durch Proceſſe und Citationes lächerlich machet. Denn man hat in 6000 Jahren nicht gehört, daß der Teufel jemanden für das Ehegericht ſollte gefordert haben. Wenn er alſo ein Hahnrey iſt, ſo iſt er ein vernünftiger Hahnrey, und weiß ſeine Schmach beſſer zu verbergen, als die Menſchen. Daß der Teufel die Menſchen verſuche, daran iſt wohl nicht zu zweifeln. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß man oft die ſo genannten Verſuchungen des Teufels durch Pulver und Tropfen vertreibet; ſo ſieht man, daß auch dieſe Beſchuldigung oft nicht zum beſten gegründet iſt, wo man nicht ſagen will, daß man den Teufel durch Krebsaugen und Laxierpillen austreiben kann. Dieſes aber würde anzeigen, daß man ſeinen Feind gar zu geringe achtete. Hier haben Sie eine Apologie für

den

den Satan, welche in Eile entworfen worden. Urtheilen Sie nunmehro ſelbſt, was ein geſchickter Diſputator thun könnte, wenn derſelbe dieſe Sache auf dem akademiſchen Lehrſtuhl vertheidigen wollte, oder was ein Advocat, der im Ruf iſt, daß er eine böſe Sache gut machen kann, in dieſem Stücke auszurichten vermögend wäre. Die Vernunftlehre und Redekunſt ſind zwo Hauptwiſſenſchaften. Durch Hülfe der Logik bewies Zeno Eleates, daß ſich nichts in der Welt bewegte; und durch Hülfe eben dieſer Wiſſenſchaft bewies Erasmus Montanus aufs deutlichſte, daß der Küſter Paul ein Hahn ſey, und daß man deswegen nicht könne geſtraft werden, wenn man ſeine Eltern geſchlagen. Ich füge zuletzt nur noch dieſe Bitte hinzu, daß Sie dieſen Brief keinem Menſchen, am wenigſten aber dem Prediger ihres Orts, und dem Küſter zeigen mögen. Denn dieſelben möchten alles nach den Buchſtaben verſtehen, und aus meinem Briefe nicht nur die Texte zu ihren Predigten entlehnen, ſondern mir auch allerhand andere Ungelegenheiten verurſachen. Ja es könnte mir wie jenem Manne gehen, der in dem luſtigen päbſtlichen Collegio, welches man vor einigen Jahren hier in der Stadt geſtiftet hatte, Cardinal geworden war. Denn da man unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren einige Briefſchaften fand, worinn ihm der Name Cardinal Corſini beygelegt war, ſo verſtand der Theilungs-Verwalter ſolches nach den Buchſtaben, und berathſchlagte ſich mit einigen andern aus eben demſelben Diſtricte, ob man dem Verſtorbenen bey andern Chriſten eine Ruheſtätte vergönnen konnte. Ich bin rc.

 Der

Der
ein und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits in meinem letzten Schreiben erwieſen, daß man ſich auf die Nachrichten nicht verlaſſen könne, welche uns die Mönche und Prieſter von den weltlichen Regenten ertheilen, inſonderheit wenn die Regenten mit den Päbſten in Streit verwickelt geweſen. Denn man findet, daß die beſten Könige und Fürſten aus dieſer Urſache als die gröſten Tyrannen abgemahlt worden. Die weltlichen Skribenten haben ſich oft über eine ſolche Partenlichkeit beſchweret. Sie haben ſich aber dieſes Fehlers zu mehrernmalen ſelbſt ſchuldig gemacht. Ich habe das erſte vor einiger Zeit durch die Hiſtorie Friedrichs des II erläutert. Erlauben ſie mir, daß ich ihnen in dem gegenwärtigen Briefe auch das letzte zeige, und dazu das Leben des Pabſtes Gregorii des VII wählen darf. Dieſer Gregorius wird von den weltlichen Skribenten als der gottloſeſte Biſchof abgemahlt, welcher der römiſchen Kirche jemals vorgeſtanden, und die proteſtantiſchen Skribenten pflegen ſeinen Namen insgemein Hildebrand, in Höllenbrand zu verwandeln. Daß aber dergleichen Urtheile gar zu hart ſind, ſolches erhellet aufs deutlichſte, wenn man ſein Leben un-

par-

parteyiſch unterſuchet. Alle und jede geſtehen, daß er ein ſehr geſchickter Mann, und daß ſeine äuſſerliche Aufführung ſehr ordentlich geweſen. Weil er ſehr munter und verſchlagen war, ſo ward er von verſchiedenen Päbſten in den wichtigſten Verrichtungen gebraucht, und man ſahe ihn als die vornehmſte Triebfeder an, wodurch alles in der Kirche getrieben ward, wie er annoch eine Privatperſon war, und den römiſchen Stuhl noch nicht beſtiegen hatte. Dieſes Portrait machen ſo wol weltliche als geiſtliche, ſo wol proteſtantiſche als katholiſche Skribenten von ihm, und jene fangen erſtlich von ſeiner Regierung an, ihn als ein Scheuſal der Welt darzuſtellen. Man muß freylich geſtehen, daß er der erſte geweſen, welcher den Grund zu der päbſtlichen Macht gelegt, und den Kayſern und Königen ein Joch aufgebürdet, worunter dieſelben lange geſeufzet. Denn vor ſeiner Zeit waren die Päbſte den Kayſern unterworfen, und noch kurz vorher, ehe er zum biſchöflichen Amte gelangte, wurden die Päbſte von den Kayſern abgeſetzt, und es war keine Pabſtwahl gültig, wo ſie nicht vom Kayſer war beſtätiget worden. Ja Gregorius der VII ſahe ſich ſelbſt nicht als einen rechtmäßigen Pabſt an, und wollte ſich nicht eher mit dem Regimente befaſſen, bis er die Confirmation Henrichs des IV erhalten. Nachher aber bediente er ſich der damaligen Zeiten zu ſeinem Vortheil mit einem ſo guten Erfolg, daß die päbſtliche Hoheit die höchſte Stuffe erreichte, und die Kayſer und Könige von dieſer Zeit an nicht anders als päbſtliche Statthalter angeſehen wurden. Er ſo wol als ſei-

Digitized by Google

ne Nachkommen ſetzten die Potentaten in den Bann, und citirten dieſelben nicht nur als Unterthanen vor ihnen zu erſcheinen, ſondern nahmen ihnen ſo gar ihre Würde ab, wesfalls man von den Zeiten dieſes Pabſtes eine neue Epoche in der Kirchenhiſtorie feſtſetzen kann. Dieſe Aufführung hat Gregorium den VII ſo ſchwarz gemacht, daß man ihn als einen Tyrannen abgemahlt, und ihm alle Laſter beygelegt, denen ein Menſch nur jemals unterworfen geweſen. Er beſaß freylich einen groſſen Hochmuth, viele von ſeinen Vorfahren aber waren noch weit hochmüthiger. Daß aber niemand von denſelben ſich erkühnet, dergleichen zu unternehmen, ſolches iſt den Umſtänden der Zeit beyzumeſſen. Unter Gregorio dem VII ſchienen die Umſtände recht darnach beſchaffen zu ſeyn, daß die päbſtliche Hoheit empor kommen ſollte. Denn die Kayſer und Könige trieben eine ordentliche Kaufmannſchaft mit den Prälaturen und andern geiſtlichen Aemtern, und die Biſchöffe waren nicht anders anzuſehen, als königliche Domeſtiken und Hausgenoſſen, welche ſich zu Hof, Staats- und Kriegsverrichtungen muſten gebrauchen laſſen, ohne ſich um ihre geiſtlichen Aemter zu bekümmern, die ihnen allein als Beneficia ertheilt wurden, und welche ſie durch ihre Gevollmächtigte verwalten lieſſen. Niemand aber trieb dieſe Handlung mit den geiſtlichen Aemtern ſo weit, als der Kayſer Henrich der IV; und weil er zugleich ein unordentliches Leben führte, ſo munterten nicht nur die Italiäner, ſondern auch die deutſchen Fürſten und Herren den Pabſt ſelbſt auf, ſich dem Kayſer in dieſem Stück

zu

zu widerſetzen. Sie überlegten nicht, was dieſes Verfahren mit der Zeit für betrübte Folgen nach ſich ziehen könnte, ſondern es war ihnen lediglich nur darum zu thun, dieſen Kayſer eingeſchränkt zu ſehen, welcher ſich durch ſein Regiment bey ihnen verhaßt gemacht hatte. Gregorius verſäumte als ein kluger Mann dieſe Gelegenheit keinesweges, die Gränzen der päbſtlichen Hoheit zu erweitern, und vielleicht, hat er es auch für nöthig und für einen Theil ſeiner Pflicht gehalten, die Biſchöffe in eine andre Verfaſſung zu ſetzen, ſo daß man Urſache hat, ſein unordentliches Verfahren mehr dem Anhalten der deutſchen Fürſten und Prälaten, als ſeinem eigenen Ehrgeitz zuzuſchreiben. Dieſes haben die Skribenten bey der Hiſtorie dieſes Pabſtes nicht beobachtet, oder auch nicht beobachten wollen, und daher rühren die harten Urtheile, welche man über Gregorium den VII. gefället. Wenn ſie allein ſeinen Hochmuth und ſeine Strenge getadelt, ſo wäre ihr Urtheil gegründet geweſen, wiewol den meiſten vorhergehenden Päbſten nichts als die Zeiten Gregorii des VII. gefehlet, um auch die Thaten Gregorii auszuüben. Die andern Beſchuldigungen aber, welche auf die Atheiſterey, Unzucht, Zauberey, und andre grobe Laſter abzielen, können eben ſo wenig dargethan werden, als die Lobreden andrer Skribenten, welche ihn zum Heiligen machen. Man muß alſo auch hier die Mittelſtraſſe ergreiffen, und dieſen Pabſt weder zum Ausbund aller Laſter, noch auch zum Muſter des Lebens und der Tugenden machen. Mich dünkt, folgendes Portrait iſt das aufrichtigſte. Er war ein ſtrenger

und mächtiger, dabey aber auch ein ſo guter Pabſt, als man zu den damaligen verderbten Zeiten erwarten konnte. Er legte den Grund zu einer geiſtlichen Tyranney, und führte ein Gebäude auf, wozu ihn aber die groſſen Herren und Prälaten ſelbſt, mit Baumaterialien verſahen, und dieſelben haben alſo das daraus entſtandene Unheil nicht allein dieſem Pabſte, ſondern auch ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der zwey und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern ſich in ihrem letzten Schreiben, daß die Engländer, und inſonderheit die Schotten, welche ſonſt ſo vieles in Abſicht auf den äuſſerlichen Gottesdienſt verändert und abgeſchaft, dennoch den Sonntag mit einer ſolchen Strenge beobachten, das ſie ſich an ſolchem Tage nicht nur aller Arbeit, ſondern auch aller nöthiger Reiſen, ja faſt aller Bewegung des Leibes enthalten. Ich habe mich nicht weniger darüber gewundert, inſonderheit da dieſe Stiftung zu den Zeiten des Cromwells ihren Anfang genommen, da alle andere Kirchenceremonien verworfen worden. Ich habe aber bemerkt, daß alle diejenigen, welche am allerheftigſten wider den äuſſerlichen Gottesdienſt predigen, den Sonntag am allereifrigſten beobachten, ob es gleich ſchwer iſt, die Urſache eines ſolchen Eyfers zu ergründen. Denn es iſt eben ſo ſchwer zu begreifen, wesfalls die Enthuſiaſten, die alle Kirchengebräuche verwerfen, den Sonntag mit einem ſolchen Eyfer feyern, als es ſchwer zu begreifen iſt, wesfalls die römiſchcatholiſchen, welche die Religion durch ſo viele Ceremonien verſtellet, daß man davon den Grund nicht einſehen kann, gar keine Sorgfalt blicken laſſen, dieſen Tag feyerlich

lich und andächtig zu begehen. Die erſten ſo wol als die letzten handeln in dieſem Stücke wider ihre eignen Principia, und es gehöret ſolches unter die ſeltſamen Characters, welche man bey den Menſchen antrift. Wenn ich Befehl erhielte, meine Gedanken von der Feyer des Sonntags zu eröfnen, ſo würde ich meine Meynung von dieſer Materie, nachdem ich ſolche gleich anfangs der Verbeſſerung anderer und gelehrterer Männer unterworfen, folgendergeſtalt eröfnen. Man muß bey dieſer Sache den Mittelweg erwählen, und den Sonntag zu einer Erinnerung der Auferſtehung Chriſti auf eine ſolche Art feyern, daß es ein Ruhetag ſey, ob gleich die Strenge nicht erfordert wird, womit die Juden ihren Sabbath zu begehen pflegen. Viele aber haben dieſes nicht beobachtet, ſondern den jüdiſchen Sabbath und unſern Sonntag mit einander vermengt. Es ſcheint, daß die erſten Juden, welche das Chriſtenthum angenommen, eine Zeitlang einen Theil von den moſaiſchen Ceremonien, und unter andern auch den Sabbath beybehalten, wozu ſie nachher den Sonntag gefügt, ſo daß der Gebrauch, beyde Tage zu feyern, von ihnen ſcheint den Urſprung genommen zu haben. Nachher hat man aus dieſen beyden heiligen Tagen nur einen, nämlich den Sonntag gemacht; welcher doch nicht, wie einige meynen, anſtatt des alten Sabbaths eingeführt, ſondern von den Chriſten freywillig angenommen worden, weil Chriſtus an dieſem Tage von den Todten auferſtanden. Der Sonntag ward auch nicht auf eben dieſelbe Art, wie der Sabbath bey den Juden, nämlich durch eine völlige Ruhe von aller

Arbeit begangen. Man lies es allein dabey bewenden, daß man des Morgens zuſammen kam, um GOtt zu loben und zu preiſen. Die übrige Zeit des Tages aber ward zu nützlichen Arbeiten angewandt. Die allererſte Anordnung wegen der Ruhe und Enthaltung von der Arbeit am Sonntage, ward auf dem Concilio zu Laodicea unter dem Kayſer Valentiniano dem I. im Jahr 372 gemacht. Der Canon lautet folgendergeſtalt: Die Chriſten ſollen den Juden nicht nachfolgen, und am Sabbath müßig ſeyn, ſondern an dieſem Tage arbeiten. Am Sonntag aber ſollen ſie als Chriſten ruhen, wenn ſie können. Man ſieht hieraus 1) daß es den Chriſten freygeſtanden, den Sabbath zu feyren, jedoch ohne zur Ruhe, und zur Enthaltung von aller Arbeit verbunden zu ſeyn. 2) Daß es nicht ausdrücklich befohlen worden, oder unumgänglich nöthig geweſen, am Sonntag zu ruhen, weil dieſes nur bedingungsweiſe befohlen wird, wenn ſie können. Die Chriſten hatten alſo in dieſem Stück ihre chriſtliche Freyheit, ohne an die Strenge der jüdiſchen Ceremonien gebunden zu ſeyn. Nachher aber hat man es, welches billig gerühmt zu werden verdienet, zu einer Nothwendigkeit gemacht, ſich des Sontags der Arbeit zu enthalten; denn es iſt nicht zu viel, GOtt einen Tag in der Woche aufzuopfern. Diejenigen aber haben ſich in der Kirchenhiſtorie noch nicht hinlänglich genug umgeſehen, welche dafür halten, daß der Sonntag nichts anders ſey, als die Verlegung eines Tages auf den andern, und daß der Sonntag in die

Digitized by Google

Stelle des jüdiſchen Sabbaths getreten ſey, da doch die erſten Chriſten, wie man deutlich findet, im Anfange beyde Tage, nämlich den Sabbath der Juden, und den Tag der Auferſtehung Chriſti gefeyert, endlich aber den erſten völlig abgeſchafft, und den letzten allein beybehalten. Der Befehl, ſich aller Arbeit am Sonntag zu enthalten, gründet ſich demnach bloß auf ſpätere Verordnungen der Kirche, und eine beſtändige Beobachtung derſelben hat verurſachet, daß viele, und auch gelehrte Männer geglaubet haben, und annoch glauben, daß der Sonntag nichts anders ſey, als die Verlegung des Sabbaths auf den nächſten Tag, und daß dieſer Tag von den Chriſten zum Sabbath beſtimmet worden, weil Chriſtus an demſelben von den Todten auferſtanden. Es erhellet demnach aus dem, was ich eben beygebracht habe, daß es nöthig iſt, den Sonntag als ein Feſt zu feyern, welches durch eine chriſtliche Anordnung geſtiftet worden, und daß es anſtändig und billig iſt, ſich an demſelben der Arbeit zu enthalten, weil es ein Feſt iſt, wenn man dabey betrachtet, daß man durch die Arbeit eigentlich nicht den moſaiſchen Sabbath, welcher abgeſchaft worden, ſondern nur einer chriſtlichen Anordnung zu nahe trit. Ich unterwerfe dennoch dieſe Gedanken, wie alle meine andern Meynungen, dem Urtheil gelehrterer Männer, weil ich nichts vorbringe, ohne in der Abſicht, in beſtrittenen Dingen zu einer nähern Einſicht zu gelangen. Was ich mit mehrerer Gewißheit glaube ſagen zu können, ſolches beſteht darinn, daß man die Gränzen dieſes heiligen Tages nicht recht beſtimmet. Es iſt bekannt, daß ein jedes Feſt ſeinen

An-

Anfang an dem Abend des nächſt vorhergehenden Tages nimt, welcher heilig iſt, und deswegen mit dem Namen der Vigilien pflegt belegt zu werden. Weil nun aber ein Tag aus 24 Stunden beſtehet, ſo folgt daraus, daß ein Feſt, wenn es um 5 Uhr am Sonnabend, als dem heiligen Abend, ſeinen Anfang nimt, am Sonntag um eben dieſelbe Zeit wieder aufhören müſſe. Meinem Bedünken nach aber verfährt man an vielen Orten in dieſem Fall nicht ordentlich, ſondern vermengt den rechten heiligen Abend mit dem nächſten Abend, der auf das Feſt folget. Ja man findet, daß der Sonnabend Abend zu der ſtrengſten Arbeit in der Woche angewandt wird, und daß man den Sonntag Abend poſt feſtum feyert, wenn der heilige Tag bereits ein Ende hat. Ich führe dieſes nicht als etwas wichtiges, oder als eine Sache an, die einer unumgänglichen Reformation bedürfte, ſondern bloß zu dem Ende, um einen kleinen Irthum zu zeigen, der von niemanden beobachtet wird. Denn überhaupt iſt es gleichviel, ob man den erſten oder den andern Abend feyert, und ſo bald eine Kirchenordnung gemacht wird, daß der letzte allein ſoll gefeyert werden, ſo fällt meine Anmerkung hin. Weil wir aber den Sonnabend Abend annoch den heiligen Abend nennen, ſo muß derſelbe auch nur allein, nicht aber auch der Sonntag Abend heilig ſeyn, wo man nicht ſagen will, daß ein Tag zwey Abend haben könne. Wegen der andern Feſte habe ich folgende Anmerkung gemacht. Weil man die alten Feſte ſtets beybehält, und noch immer einige neue hinzufügt, ſo könnte es endlich dahin kommen, daß

wir

Digitized by Google

wir, wenn die Welt noch einige 1000 Jahre ſtehen ſollte, mit der Zeit eben ſo viele Feſte, als Tage im Jahre haben würden. Es ſcheint demnach die Noth zu erfordern, bey der Stiftung eines neuen Feſttages auf die Abſchaffung eines andern und nicht ſo nothwendigen Feſtes bedacht zu ſeyn. Weynachten, Oſtern und Pfingſten ſind die groſſen Feſte, welche in der chriſtlichen Kirche nothwendig müſſen beybehalten werden. Eben daſſelbe kann man auch von den meiſten andern Feſten ſagen, ungeachtet ſich bey denſelben nicht eine ſo groſſe Nothwendigkeit äuſſert. In Abſicht auf die neuen Feſttage aber, welche bey beſondern Gelegenheiten angeordnet worden, halte ich dafür, daß, wenn eines derſelben 20 Jahre gewähret, ſolches ſodann einem andern, welches neuer iſt, Platz machen müſſe. Auf ſolche Art könnte ein Dankfeſt, wenn es eine Zeitlang gewähret, wieder aufhören, wenn ein neues geſtiftet wird, damit dem Publico nicht gar zu viele Arbeitstage entzogen werden. Ich habe geſagt, daß man die alten Feſttage beybehalten müſſe, ungeachtet dennoch die Religion auch dadurch nichts litte, wenn man bey den groſſen Feſten, an ſtatt daß man nun drey Tage feyert, nur einen feyerlich begienge. Um Weynachten fallen innerhalb 10 bis 12 Tagen 5 Feſttage ein. Wenn ſie alle mit gehöriger Andacht gefeyert würden, ſo wäre nicht viel daran gelegen, wenn die Arbeit gleich dadurch gehemmet würde. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß die Andacht durch die Vervielfältigung der Feſte, Predigten, Gebeter und Lieder matt wird, und es beſſer iſt, einmal ernſtlich,

ſich, als zweymal ohne Aufmerkſamkeit zu beten, ſo büßte man, meiner Meynung nach, nichts durch eine ſolche Anſtalt ein. Wenn viele Feſttage nach einander einfallen, ſo ſtehlen ſich die Handwerksleute zur Arbeit, und wenn ſie nur die Zeit nicht noch zu etwas ärgern anwenden möchten. Auguſtinus ſagt: Mallem die Dominica arare quam ſaltare. Ein andrer anſehnlicher Skribent meint, daß die Leute an den Feſttagen die meiſten Unordnungen betrieben, und wegen des Müßiggangs an einem Feſttag mehr ſündigten, als an dreyen Arbeitstagen. Galani bezeugt in ſeiner armeniſchen Hiſtorie, daß die Armenier, ob ſie gleich die Feſttage feyern, ſich dennoch der Arbeit an ſolchen Tagen nicht enthalten. Ich rathe übrigens nicht, in dieſem Stücke eine Veränderung vorzunehmen. Ich ſage blos, daß auf den Fall einer Veränderung, die Andacht und Gottesfurcht nichts dabey verlieren würden. Die Handwerksleute würden zwar von der Verminderung der Feſte, als von einem groſſen Aergerniß reden. An ſolchen Klagen aber würde nicht die Andacht, ſondern vielmehr ihre Begierde zum Müßiggang theil haben. Denn ſie bringen dieſe Tage damit zu, daß ſie aus der Kirche in den Krug gehen, welches ſie feriiren heiſſen. Man thut meinem Bedünken nach am beſten, wenn man hierinn Maaße hält, und den Mittelweg zwiſchen den cromwelſchen und ſtuartſchen Sabbathen ergreift. Zu den Zeiten des Cromwells ward der Sabbath ſo geſchärft, daß man ihn noch viel ſtrenger hielt, als den jüdiſchen Sabbath. Carl der Erſte aber verfiel auf das andre Extremum. Denn er erlaubte nicht nur,

ſondern er befohl ſo gar, ſich an dieſem Tage ein Vergnügen zu machen. Und weil er zugleich verordnete, daß dieſer Befehl von der Kanzel ſollte verleſen werden, ſo gab ſolches zu einer lächerlichen Begebenheit Anlas. Der Prieſter zu St. Thomas von Salisbury las zuerſt das Königliche Reſcript her, und ſagte: **So lautet der Befehl der Obrigkeit.** Hierauf las er das dritte Gebot her, und ſagte: **Dieſes iſt Gottes Befehl. Nun möget ihr ſelbſt wählen, was euch am beſten dünkt.** Unter die alten Feſte rechne ich auch diejenigen, welche der Jungfrau Maria zu Ehren geſtiftet worden. Daß man dieſelben feyert, ſolches iſt chriſtlich und anſtändig, weil man ſich dabey wichtiger Dinge erinnert, die mit unſerm Heil eine Verbindung haben. Wenn man indeſſen die Zahl dieſer Feſte verminderte, und einen Theil derſelben aus unſerm Calender weglieſſe, ſo würde ich mich deswegen nicht von der Gemeine abſondern, noch dieſer Veränderung halber allein ein Separatiſte werden. Eben daſſelbe Urtheil fälle ich auch von dem Michaelistage, inſonderheit, da man noch wegen der Perſon nicht einig iſt, und niemand mit Gewisheit ſagen kann, ob man unter dem heiligen Michael, GOtt ſelbſt, oder einen Engel, oder einen Heiligen zu verſtehen habe. Man könnte dieſes Feſt, meinem Bedünken nach, füglich einſtellen, und es allein bey einem gewiſſen Termin im Jahre bewenden laſſen, bis die Streitigkeit entſchieden worden. Ich bitte übrigens, dieſes alles geheim zu halten, weil ich nicht verlange, für einen Reformator, am allerwenigſten aber in Kirchenſachen angeſehen zu werden.

Ich

Ich habe ihnen blos meine Gedanken über dieſe Sache zu erkennen geben wollen, welche ſich lediglich auf die Fortſetzung und Beförderung der nöthigen Arbeit gründen, die durch gar zu viele Feſttage gehemmet wird. Wenn einige von unſern kleinern Feſten auf den Fuß geſetzt würden, wie die dies interciſi bey den Römern waren, oder die Freytage noch bey uns ſind, welche nur halb gefeyert werden, ſo würde die nöthige Arbeit nicht ſo viel dadurch leiden. Es heißt, Ora et labora, und meinem Bedünken nach, iſt die Verrichtung der nöthigen Arbeit, auch eine Art des Gottesdienſtes. So wohlgemeynt aber auch dieſe Gedanken ſind, ſo erkühne ich mich doch nicht, ſie einem jeden zu offenbaren, inſonderheit, da ich gemerkt, daß man durch gleichgültige Meynungen am allererſten den Namen eines Ketzers erlangen kann. Ich bin ꝛc.

Der drey und sechszigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen moraliſchen Gedanken die alten und neuern Zeiten mit einander in Vergleichung geſetzt, und gezeigt, daß ein jedes Alter ſeine Schwachheiten habe, und daß ein Fehler auf den andern gefolget. Wenn man dieſes bedenkt, ſo wird ein Jahrhundert dem andern nicht viel vorzuwerfen haben. In neuern Zeiten, und inſonderheit in dieſem Seculo haben dennoch zwey Laſter inſonderheit überhand genommen, welche von einem ſolchen Gewichte, und von einer ſo gefährlichen Folge ſind, daß wohlgeſinnte und vernünftige Leute daran nicht anders als mit Schrecken und Wehmuth gedenken können, weil dadurch ſo wol der Religion als den freyen Künſten und Wiſſenſchaften der Untergang gedrohet wird. Und zwar, was das erſte anlangt, ſo ſieht man alle Jahre neue Schriften ans Licht treten, welche wider die Grundfeſte der chriſtlichen Religion gerichtet ſind, recht als wenn ein Preiß und eine gewiſſe Belohnung für diejenigen beſtimmet wäre, welche ſich bemühen würden, den geoffenbarten Wahrheiten die tiefſte Wunde zu verſetzen. In dieſem Zuſtande hat ſich die Kirche niemals ſeit dem Anfange des Chriſtenthums befunden. Die Religion ward

zwar, gleich bey ihrem erſten Anfange von Juden und Heyden durch beſondere Schriften beſtritten. Dieſe aber waren offenbare Feinde der Religion, von denen man nichts anders erwarten konnte. Ihre Gründe waren auch von keiner ſonderlichen Wichtigkeit, weil ſie die chriſtliche Religion nicht völlig inne hatten. Nun aber wird die Religion nicht nur von Chriſten ſelbſt, ſondern auch von ſolchen Männern angegriffen, welche ſich für Schriftgelehrte ausgeben, und die chriſtliche Religion aufs genaueſte unterſucht haben. Wenn Juden und Heyden die Religion beſtürmen, ſo kann ſolches keine Bewegung verurſachen, weil ein jeder die Lehre verdammet, die dem Glauben ſeiner Väter entgegen iſt. Wenn aber die Glieder der Kirche ſich ſelbſt wider die Kirche bewafnen, ſo iſt die Gefahr und der Schrecken deſto gröſſer. In dem erſtern Fall wird die Veſtung gleichſam nur von auswärtigen Feinden angegriffen. In dem andern Fall aber erregt ein Theil der Beſatzung ſelbſt einen Aufſtand, und bemühet ſich, die Feſtung durch eine Capitulation zu übergeben. So ſind die Umſtände ſeit einigen Jahren beſchaffen geweſen, welches bey allen rechtſchaffen geſinnten eine nicht geringe Unruhe und Bekümmerniß verurſachet. Die größten Theologi haben zwar wider dieſe Feinde der Religion den Harniſch angelegt; ſie haben aber befunden, daß ſie mit einer vielköpfigten Schlange zu ſtreiten gehabt, welcher man kaum einen Kopf weggehauen, da ſchon zweene andre wieder hervor gekommen. Das zweyte Phönomenon, woher vernünftige Leute den freyen Künſten und Wiſſenſchaf-

ten den Untergang prophezeyen, beſteht hierinn. Man hat ſich ehedem über den Mangel an guten Schriften beklagt, nun aber iſt man mit gar zu vielen Schriften überhäuft; und dieſes kann nicht anders ſeyn, indem man in einem jeden Lande faſt eben ſo viele Schriftſteller als Menſchen findet. Dieſes könnte dennoch einigermaſſen entſchuldiget werden, wenn dieſe Schriften der gelehrten Welt zum Nutzen, und den Wiſſenſchaften zu einer mehrern Ausbreitung gereichten. Die freyen Künſte und Wiſſenſchaften aber können heutiges Tages unter die Kramwaaren gerechnet werden, und die meiſten Skribenten ſind gegenwärtig nichts anders, als Handlanger der Buchhändler, welche bloß deswegen ſchreiben, um ſich ſelbſt einen Handſchilling zu verdienen, und ihren Principalen Nahrung zu verſchaffen. Da ſich demnach die Buchhändler die Direction über die Gelehrſamkeit angemaßt, und dieſelben nicht darauf ſehen, welche Schriften am beſten geſchrieben worden, ſondern welche den meiſten Abgang haben, ſo kann man daraus leicht einen Schluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften machen. Die Buchhändler müſſen ſich nach dem Pöbel richten, welcher in einem jeden Lande der ſtärkſte iſt, und gegenwärtig faſt durchgehends einen Geſchmack am Leſen gefunden. Wenn ſie alſo Nahrung haben und leben wollen, ſo müſſen ſie auf ſolche Schriften bedacht ſeyn, die nach dem Geſchmack des Pöbels geſchrieben worden, vernünftigen Leuten aber einen Eckel verurſachen. Auf ſolche Art wird die Welt mit gemeinen, aufgewärmten, unnützen und unverſchämten Büchern angefüllt.

füllt. Die Gelehrſamkeit geräth mehr und mehr in Verachtung, und anſtatt man ehedem einen Schriftſteller als einen Gott verehret, ſo ſetzt man ihn nun mit einem Handwerksmann in eine Claſſe. Ehedem ergriffen die Staatsminiſter, die Generalsperſonen, die Prälaten und andre anſehnliche gelehrte Männer ſelbſt die Feder, und faßten die ſchönſten und vortreflichſten Schriften ab. Heutiges Tages aber beſchäftigt ſich keine Perſon vom Stande weiter damit, weil das Bücherſchreiben bey einer ſo ungeheuren Menge ſchlechter Skribenten, faſt ſchimpflich und nachtheilig geworden. Wenn Julius Cäſar zu unſern Zeiten gelebt hätte, ſo würde er ſchwerlich ſelbſt die Feder angeſetzt, ſondern dieſe Arbeit einem griechiſchen oder römiſchen Pedanten überlaſſen haben. Wenn Ariſtoteles und Plato von Buchhändlern wären beſoldet worden, ſo würden ſie uns anſtatt einer herrlichen Moral, und einer tiefſinnigen Philoſophie nichts als elende und nach dem Geſchmack des Pöbels eingerichtete Materien geliefert haben, welche der gelehrten Welt eben denſelben Schaden, wie die böſen Feuchtigkeiten dem Körper des Menſchen, zufügen. Wenn dieſer Zuſtand lange währet, ſo werden die freyen Künſte und Wiſſenſchaften in die äuſſerſte Verachtung gerathen, die wenigen guten Skribenten aber werden völlig verſchwinden. Der Geſchmack wird verderbt werden, und die Barbarey wird wieder überhand nehmen. Dieſem Uebel vorzubeugen iſt meines Erachtens kein andres Mittel übrig, als daß man ein beſonderes Collegium aus den vernünftigſten Männern anordnete, um die Schriften, welche

jährlich ans Licht treten, auf die bereits oben von mir berührte Art zu unterſuchen, und nicht nur diejenigen Schriften zu unterdrücken, welche wider die Religion gerichtet ſind, ſondern auch ſolche, welche unnütze, tauſendmal aufgekochte, und der Nation zu ſchlechten Ehren gereichende Dinge enthalten. Denn wie man gewiſſe Speiſen meidet, damit der Leib dadurch keinen Schaden leiden möge, ſo muß man auch durch die Unterdrückung unnützer und abgeſchmackter Schriften dahin ſehen, daß das Gemüth nicht geärgert, und der Ruhm der Nation, und die Ehre des menſchlichen Geſchlechts nicht gekränket werde. Die Anſtalt, welche vor kurzer Zeit bey der hieſigen hohen Schule, in Abſicht auf die jährlichen Diſſertationes der jungen Leute gemacht worden, iſt überaus löblich. Es wäre zu wünſchen, daß ſich dieſelbe weiter erſtrecken möchte. Denn eine ſolche Anordnung iſt niemals nöthiger als zu unſern Zeiten geweſen, da faſt ein jeder einen Schriftſteller abgiebt, und das Land mit unnützen Büchern überhäuft wird, anſtatt daß man ſich bemühen ſollte, die Hiſtorie des Vaterlandes auszuarbeiten, Städte und Provinzen zu beſchreiben, alte Schriftſteller zu überſetzen ꝛc. woran wir annoch einen Mangel haben. Daran aber gedenken unſre Buchhändler nicht, und man kann es ihnen auch nicht verargen, indem ihnen eine Ueberſetzung der Pamela, ein Robinſon ꝛc. mehr einbringt, als eine Ueberſetzung von dem Livius, Plato, u. ſ. f. Sie führen ſtets dieſe Worte im Munde. Wir müſſen uns um ſolche

Schrif-

Schriften bekümmern, welche unſern Handel und Wandel befördern. Es gilt uns gleich viel, wie eine Schrift gerathen ſeyn mag, wenn ſolche nur nach dem Geſchmack des Pöbels iſt, der in einem jeden Lande die ſtärkſte Anzahl ausmacht. Die Erfahrung zeigt, daß dieſes mein Bedenken nicht übel gegründet iſt, und die folgenden Zeiten werden meine Prophezeyung gewiß bekräftigen, wo man nicht bey Zeiten durch dienliche Mittel vorbeuget. Ich bin ꝛc.

Der
vier und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für ihr letzteres Schreiben. Weil ſie daſſelbe aber mit lauter Scherz angefüllet, ſo will ich meine Antwort auf gleiche Art einrichten. In der abgewichenen Woche beſuchte mich ein Holländer, und bezeugte mir ſein Vergnügen über meine moraliſchen Gedanken, welche er in der deutſchen Sprache geleſen. Er war aber mit dem Urtheil nicht zufrieden, welches ich über die holländiſchen Puriſten oder Skribenten gefället, die ſich bemühen, die holländiſche Sprache von allen fremden Wörtern zu reinigen. Ich aber behauptete, daß dieſes Bedenken wohl gegründet ſey, weil die Puriſten durch alle ihre Bemühung nichts anders ausrichten, als daß ſie die Sprache nicht nur den Fremden, ſondern auch den Einwohnern ſelbſt, ſchwer und unverſtändlich machten. Ich zeigte ihm, daß verſchiedene von ſeinen eignen Landsleuten, und unter andern auch der bekannte Juriſt, **Antonius Matthäus**, ſelbſt, über dieſe Sprachverbeſſerer geſpottet. Und in Wahrheit, wenn man die Sache genau überlegt, ſo wird man ſich nicht wegern, dieſem gelehrten Manne hierinn Beyfall zu geben. Man ſchaft

bequeme

bequeme Wörter ab, welche, ob ſie gleich fremd ſind, dennoch ſchon ſeit einer geraumen Zeit das Bürgerrecht erhalten, und von allen und jeden verſtanden werden, und führt an deren ſtatt entweder neue und erdichtete holländiſche Wörter ein, die kein Menſch verſtehet, oder man bedient ſich auch weitläuftiger Umſchreibungen und Umſchweiſe, um eine Sache anzuzeigen, die man durch ein einziges Wort ausdrücken könnte. Weil das Wort, Penſionair, einen fremden Urſprung hat, ſo haben einige für gut befunden, an deſſen ſtatt Loontrekkende Raadsheer zu ſchreiben, und glauben der Sprache dadurch einen Dienſt erwieſen zu haben, daß ſie aus einem verſtändlichen Worte drey unverſtändliche gemacht. Er antwortete darauf: Man kann zwar den Rechtsgelehrten, den Philoſophen und Künſtlern Freyheit laſſen, ſich fremder Wörter zu bedienen, denn die Umſtände erfordern dieſes bisweilen, und man kann, ohne ſich einer Nachrede zu unterwerfen, die Kunſtwörter von den Orten frey entlehnen, wo die Künſte zuerſt erfunden worden, und die erſten Namen erhalten haben. Bey andern Materien aber läßt es übel, wenn man ſich fremder Wörter bedienet, inſonderheit wenn keine Nothwendigkeit vorhanden iſt. Denn dieſes zeigt nichts anders an, als daß man die Sprache des Landes verachtet, und derſelben gleichſam ſtillſchweigend ihre Armuth vorhält. Ich wiederhohlte hierauf alle Gründe, welche ich an dem angeführten Orte bereits beygebracht. Wie ich aber merkte, daß ſolche nicht fähig waren, ihn zu überzeugen, ſo ſagte ich zum Beſchluß: Brüſten ſie ſich

nicht ſo ſehr mit dem Reichthum ihrer Sprache, und ſagen ſie ja nicht, daß ſolche bey allgemeinen und täglichen Fällen der fremden Wörter entrathen könne. Wenn ſie die Reformation ſo weit treiben, ſo können ſie endlich ihr Vaterland gar um ſeine einzigen und beſten Producten, nämlich um Boter en Kaes, bringen, welche beyden Wörter aus dem Lateiniſchen, nämlich von Butyro und Caſeo, herkommen. Ja ſie können auch ihren Tabac verlieren, und zuletzt nichts anders übrig behalten, als die dicke und ungeſunde Luft, worinn ſie leben. Wie er dieſes hörte, ſo gieng er ſtillſchweigend weg, und ſahe aus, wie ein vollkommner Converſus, ſo daß ich glaube, dismal durch Boter en Kaes einen Proſelyten gemacht zu haben. Wer die Kunſt zu catechiſiren verſtehet, kann durch geringe und ungekünſtelte Argumente mehr, als durch die gröſte Beredſamkeit ausrichten, und auch durch Boter en Kaes einen Holländer zum Bekenntniß der Wahrheit bringen. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der
fünf und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Armuth und Noth ſind faſt jederzeit mit einander verbunden. Man bemerket dieſes nicht nur an einzelnen Perſonen, ſondern auch an ganzen Städten und Völkern. Kein Land liebt die Pracht weniger, und iſt reicher an Baarſchaften als Holland und England, an keinem Orte aber iſt die Armuth gröſſer, uud die Menge der beſetzten und bordirten Bettler zahlreicher, als zu Paris. Die Hiſtorie aller Länder zeigt, daß die Pracht und die Noth eben ſo geſtiegen, wie der Wohlſtand und die Güter der Einwohner abgenommen, und wenn arme Nationen ſich durch eine prächtige Lebensart und Aufführung nicht genug hervor thun können, ſo haben ſie ſolches wenigſtens durch groſſe und glänzende Titel gethan. Man kann davon kein deutlicheres Beyſpiel als den römiſchen Staat anführen. Wie die Römer annoch beynahe alle drey Theile der Welt, oder wenigſtens den fruchtbarſten und beſten Theil derſelben beſaſſen, ſo wuſte man faſt von gar keinen Titeln und Ehrennamen zu ſagen. Wie aber der Wohlſtand dieſes Volks in Abnahme gerieth, ſo nahmen die groſſen und prächtigen Titel zu, und ſtiegen endlich ſo hoch, daß es an Wörtern fehlte, ſie hinlänglich

aus-

auszudrücken. Der höchſte Titel, den ehedem die römiſchen Monarchen führten, war Auguſtus oder Sebaſtos, und die zu Nachfolgern beſtimmten Herren, führten den Namen Caeſares. Nachher aber hörte man von Sebaſto-Crator, Proto-Sebaſtos, Panhyper-Sebaſtos, wovon man die Ungereimtheit nicht beſſer einſehen kann, als wenn man dieſe Titel in unſre Sprache überſetzet. Denn da würde man Ober-Auguſtus und Ober-Ober-Auguſtus ſagen müſſen. Anſtatt man ehedem ſchlechthin Caeſar zu ſagen pflegte, ſo fieng man nun an, Nobiliſſime Caeſar zu ſagen. In vorigen Zeiten waren die Titel auch nicht erblich, und man pflegte ſolche nicht, wie heutiges Tages, auf die Nachkommen fortzupflanzen. Es hatte mit den Titeln eben dieſelbe Beſchaffenheit, wie heutiges Tages mit den geiſtlichen Titeln, welche blos auf die Perſon ruhen. Denn ſo wenig der Sohn eines Biſchofs oder Erzbiſchofs zu den Zeiten, wie den Geiſtlichen annoch die Ehe erlaubt war, auch den Namen eines Biſchofs oder Erzbiſchofs führen konnte, eben ſo wenig wurden auch die fürſtlichen, gräflichen und andre Titel auf die Kinder gebracht, und es war ſolches auch nach der Beſchaffenheit der damaligen Zeiten nicht möglich, weil die meiſten Würden würkliche Aemter waren. Die ſogenannten Fürſten in Deutſchland, waren in alten Zeiten nichts anders, als hohe Bediente des Reichs. Es iſt aber ſchwer, davon den eigentlichen Urſprung anzugeben. Man findet blos, daß dieſe Titel ſehr alt ſind, und daß man im Anfange keinen Unterſcheid unter den Fürſten und Herzogen gemacht, wie

heu-

heutiges Tages. Sie waren alle Gouverneurs von gewiſſen Provinzen, und führten zu Kriegszeiten die Armeen an, welches auch noch aus dem Namen Herzog erhellet. Man meynt, daß ein ſolcher Herzog zwölf Grafen unter ſich gehabt. Wie aber nachher verſchiedene Grafen zur fürſtlichen Würde erhoben wurden, ſo fieng man an, einen Unterſcheid unter den Herzogen und Fürſten zu machen, und die älteſten, von denen nun annoch nur acht übrig ſind, führen allein den Namen der Herzoge. Die andern aber werden unter dem Namen der Fürſten begriffen, und ſind Grafen, welche in den fürſtlichen Stand erhoben worden, wesfalls ſie auch bisweilen gefürſtete Grafen heiſſen. Die alten fürſtlichen Häuſer, welche den herzoglichen Titel führen, ſind das ſächſiſche, bayriſche, braunſchweig-lüneburgiſche, würtembergiſche, mecklenburgiſche, holſteinſche, ſavoyiſche und lothringſche Haus. Das öſterreichſche Haus iſt von den andern durch den erzherzoglichen Titel unterſchieden. Einige führen ſolchen von den Zeiten Kayſers Friederichs des III. her. Andre aber halten dieſen Titel für älter, indem bereits im Jahr 1300 deſſelben Meldung geſchiehet. Gegenwärtig macht man einen Unterſcheid unter wirkliche und titulair, oder ſolche Fürſten, welche weder ein gewiſſes Land beſitzen, noch ein würkliches Amt bekleiden, ſondern dieſen Namen und Titel nur wegen der fürſtlichen Häuſer führen, von denen ſie abſtammen, ohne in das fürſtliche Collegium wirklich aufgenommen zu ſeyn, oder darinn Sitz und Stimme zu führen. Ueberhaupt ſind alle Herzogthümer und Fürſtenthümer nunmehro

mehro erblich, und die Provinzen, welche die Herzoge ehedem nur als Statthalter regieret, ſind nunmehro in Erbländer verwandelt. Wie dieſes geſchehen, wie einige vor den übrigen den Vorzug erhalten, andre aber gar zur Churfürſtlichen Würde erhoben worden, ſolches gehört in die deutſche Reichshiſtorie. Unmittelbar nach den Herzogen und Fürſten folgen die Grafen, welche, wie man meynt, Carl der Groſſe, zuerſt eingeführt. Denn weil dieſer Kayſer merkte, daß die Fürſtenthümer gar zu groß waren, ſo fand er für gut, die Provinzen in mehrere Theile zu zergliedern, und ſolche den Grafen anzuvertrauen, welche in der lateiniſchen Sprache den Namen Comites führen, weil ſie den Kayſer auf ſeinen Kriegszügen und Reiſen zu begleiten pflegten. Einige meynen, daß dieſe Grafen bloß zu dem Ende beſtellt worden, um in ſtreitigen Sachen als Richter das Urtheil zu fällen, und daß ſie im Anfange unter den Herzogen geſtanden, welche, da ſie die ihnen anvertrauten Provinzen erblich gemacht, die Grafen als ihre Vaſallen angeſehen. Die älteſten Grafen wurden Pfalzgrafen genannt, weil ſie in den kayſerlichen Pfalzen oder Palläſten die ſtreitigen Sachen entſchieden. Im Anfange war nur ein Pfalzgraf, den man als den höchſten Richter des Reichs anzuſehen pflegte. Wie aber Deutſchland in fünf groſſe Provinzen getheilt ward, ſo entſtunden eben ſo viele Pfalzgrafen. Der erſte aber, nämlich der Pfalzgraf bey Rhein ward indeſſen doch ſtets nicht nur für den vornehmſten, ſondern auch für den Reichsverweſer und höchſten Richter im Reich gehalten.

Der-

Derſelbe hatte ſo gar das Recht die Streitigkeiten zu entſcheiden, welche zwiſchen dem Kayſer und dem Reiche entſtunden. Nach den Pfalzgrafen kommen die Landgrafen, und nach denen die Markgrafen. Das Wort Marca zeigt eine Gränze an, und dieſe Grafen waren inſonderheit dazu beſtellt, die Gränzſtädte zu beſchützen. Die andern Grafen wurden Burggrafen oder Caſtellani genannt, weil ihnen die kayſerliche Burg anvertrauet war. Die erſtangeführten ſind die vornehmſten, einige von dieſen ſind in den Fürſtenſtand erhoben, einige aber ſind ſo gar Churfürſten geworden, als die Pfalzgrafen bey Rhein, und die Markgrafen von Brandenburg. Die geringern Grafen, welche unter den groſſen ſtunden, und deren Vicarien waren, führten den Namen der Centgrafen, Gaugrafen, Teichgrafen ꝛc. welche letztern noch nichts anders, als ſubalterne Bediente ſind, da die erſtern im Gegentheil ein eigenes Land beſitzen, und in groſſem Anſehen ſtehen. Auf die Grafen folgen die Barons, welche man auch ſonſt Freyherren zu nennen pflegt. Nichts iſt ſeltſamer, als daß dieſer im Anfang ſo verächtliche Name mit der Zeit ſo anſehnlich geworden. Zu den Zeiten des Cicero nannte man einfältige und thörichte Leute Baronen, und vielleicht rührt es auch daher, daß die alten Gallier die Bedienten der Ritter mit dieſem Namen zu belegen, und ſie von dem griechiſchen Worte *βαρος* eine Bürde alſo zu nennen pflegten, weil ſie ſtark von Gliedern, und alſo vor andern geſchickt waren, groſſe Laſten zu tragen. Ja man findet daß man die Zauberer, und den Teufel ſelbſt, mit

 dem

dem Namen Baron belegt, weil man keinen ärgern Titel zu finden wuſte. Wer hätte denken ſollen, daß ein ſo verächtlicher Name mit der Zeit ſo ehrwürdig werden würde, daß Grafen, Fürſten und Könige es nicht für unanſtändig gehalten, denſelben zu führen, ja daß man ſolchen ſo gar den gröſten Heiligen im Paradies würde beygelegt haben. Nichts deſtoweniger iſt dieſes geſchehen; Denn Froißardus bezeugt, daß ein Pilgrim ſein Gelübde bey dem Grabe des geſegneten Barons, des heiligen Jakobs, abgelegt. Gegenwärtig zeigt der Titel eines Barons denjenigen Stand an, welcher unmittelbar auf den Gräflichen der Würde nach folget. Die Barons werden ſonſt auch Freyherren genannt. Eben daſſelbe Schickſal, welches das Wort Baron gehabt, haben auch andre anſehnliche Würden, als Connetable, Droſt, Marſchall, Seneſkal, Kanzler, ꝛc. erfahren. Connetable, in der lateiniſchen Sprache Comes ſtabuli, oder Comeſtabilis, war im Anfang nichts anders als ein Stallmeiſter; nachher aber ward dieſer Name dem höchſten Oberhaupt von dem ganzen Kriegsſtaat beygelegt. Die Kanzler, welche den Namen von den Gerichtsſchranken, (Cancelli forenſes) erhalten, waren im Anfange Handlanger der Richter, und muſten bey den Schranken ſtehen, um dasjenige zu vollziehen, was ihnen aufgetragen ward. In einigen alten Geſetzen findet man, daß ſie gebraucht worden, die Teſtamente, und andere Acta publica in die Feder zu faſſen. Nun aber iſt ein Kanzler das Haupt von allen Gerichten im ganzen Lande. Ein Droſt, welcher in

gewiſſen

gewiſſen Landen der höchſte Beamte iſt, führet in der lateiniſchen Sprache den Namen Dapifer, woraus man ſieht, daß derſelbe im Anfange nur bey der königlichen Tafel aufgewartet. Die Franzoſen haben denſelben mit dem Titel Senechal bezeichnet. Aus dem Rhegino ſieht man, daß er der vornehmſte Koch geweſen, (Princeps coquorum.) Sein Amt wird durch folgende alte Verſe angezeigt:

Praeſentat Dapifer epulas, Cocus excoquit illas,
Eſtque Seneſcallus cuius ſit ſub Duce iuſſus.

Ein Marſchall, wie man aus den Worten ſiehet, woraus dieſer Name zuſammen geſetzt iſt, nämlich Marach, ein Pferd, und Skalk ein Diener, war im Anfange eine geringe und verächtliche Perſon. Man findet in den alten Geſetzen, daß derjenige, welcher einen Marſchall erſchlagen würde, XI Schilling erlegen ſollte. Si Mareſcalchus, qui ſuper XII caballos eſt, occiditur, XI Solidis componatur. Leg. Allem. Tit. 79. Nun aber wird durch das Wort Marſchall der vornehmſte General bey einem Kriegsheer verſtanden. Wiewol das Wort Marechal in Frankreich, ſo wol den Generals als den Grobſchmieden eigen iſt, welche die Pferde beſchlagen. Der Titel, Lord, welchen heutiges Tages die vornehmſten Herren in England führen, kann ſich eben ſo wenig eines hohen Urſprungs rühmen. Die Engländer ſelbſt ver-

Digitized by Google

mögen die Abſtammung dieſes Worts nicht anzuzeigen. Wenn man aber in der alten nordiſchen Sprache nachſucht, ſo findet man das Wort Lavard, welches einen Hausherrn oder Hausvater anzeigt, der die ſeinigen mit Eſſen und Trinken verſorget. Denn Brod heißt noch in der alten nordiſchen Sprache Lef, woher das engliſche Loaf kommt; und alſo iſt Lord nichts anders, als ein zuſammen gezogenes Wort von Loaf Vater, oder Brodvater. Dieſe Anmerkung iſt neu und unbekannt, und man kann ſich dadurch bey einem gelehrten Engländer beliebt machen. Wie aber verſchiedene geringe und ehedem verächtliche Titel in hohe und ehrwürdige verwandelt worden, ſo ſind auch einige ehedem ganz anſehnliche und ehrliche Titel heutiges Tages ganz heruntergekommen. Fur, wodurch man in vorigen Zeiten einen Bedienten anzeigte, bedeutet nun einen Dieb, und das Wort Latro, womit man ehedem einen Kriegsmann belegte, zeigt nun einen Räuber an. Daher ſagt jener bey dem Plautus zu einem Kriegsbedienten: An quia vos latrocinamini, arbitramini, cuncta vobis licere. Meynet ihr, weil ihr Kriegsleute ſeyd, daß euch deswegen alles freyſtehe. Ich will aber hievon nicht weitläuftiger handeln, um die Grenzen eines Briefes nicht zu übertreten. Ich will nur blos zweene nun in Norden gebräuchliche Titel anführen, welche ein gleiches Schickſal gehabt haben. Man nennet daſelbſt einen Bauervoigt Lehnsmann, welcher Name in alten Zeiten dem Gouverneur einer ganzen Provinz eigen war. Der Gevoll-

vollmächtigte eines Voigts aber heißt Hofmann, welcher Name ſonſt einen Bedienten an dem Königlichen Hofe anzeigt. Es dient dieſes alſo zum Beweis, daß verſchiedene geringe Titel ſehr anſehnlich geworden, viele aber, die ehedem ſehr prächtig geklungen, wieder in Verachtung gerathen. Es ſcheint gleichfalls, daß das Wort Narr oder Hofnarr ehedem eine andre Bedeutung gehabt, und daß man dadurch gewiſſe Hofbedienten angezeigt. Auf einem Grabe zu St. Maurice findet man folgende Grabſchrift: Icy giſt Thevenin de St. Leger, Fol du Roi nôtre Sire, qui trepaſſa le 1 Juillet 1374. priez Dieu pour l'ame de luy. Zu Troyes in Champagne findet man noch einen Brief Caroli V. an die Obrigkeit der Stadt, worinn er derſelben kund machet, daß ſein Narr geſtorben ſey, und daß man ihn, der Gewohnheit nach, wieder mit einem andern, anſtatt des Verſtorbenen, verſehen möge. Ich bin ꝛc.

Der ſechs und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich ſtatte ihnen den verbindlichſten Dank ab, daß ſie mir das Bedenken mittheilen wollen, welches die Ausländer über meine Comödien gefället. Ich habe bereits dergleichen mehr gehöret, ich richte mich aber nicht darnach, ob ich gleich ſonſt überaus willig bin, meine Arbeiten und Gedanken zu verbeſſern, wie ich davon auch ſelbſt bey meinen Schauſpielen einen Beweis abgelegt, worinn ich auf Gutbefinden einiger Kenner verſchiedenes geändert, bis ich ſie in den Stand geſetzt, worinn ſie ſich nun befinden. Hinführo aber werde ich nicht das geringſte weiter ändern, und wenn man auch noch ſo viel daran ausſetzen ſollte. Die ausländiſchen Cenſores legen meinen Comödien ein gröſſeres Lob bey, als ſie verdienen. Sie bemerken aber auch zu gleicher Zeit zwey Fehler an denſelben, nämlich 1) daß ich die Charactere oft gar zu weit getrieben und ausgedehnet, und 2) daß ich die Regeln, welche man wegen der Einheit des Orts und der Zeit vorgeſchrieben, nicht allemal beobachtet. Was das erſte anlangt, ſo geſtehe ich gerne, daß die Charactere in gewiſſen Stücken übertrieben ſind. Ich habe dieſes aber mit groſſem Vorbedacht, und

aus

Digitized by Google

aus einer gewiſſen Nothwendigkeit gethan, weil ich ſo wol als andre aus der Erfahrung gelernet, daß ein Schauſpiel ohne übertriebene Charactere oder ohne dasjenige, was die akademiſchen Cenſores einen Fehler nennen, gar keine Wirkung habe. Wenn man z. E. von einem Geizigen ſagen wollte, daß er ſich nicht ſatt eſſe, und dergleichen, ſo iſt der Character zwar regelmäßig, die Zuſchauer aber werden gähnen, oder wol gar einſchlafen. Welche Beſchreibung iſt doch wol mehr übertrieben, als die Plautus von dem Euclio macht, welcher, wenn er zu Bette gegangen, einen Sack für den Mund gebunden, damit ſein Othem nicht vergebens weggehen möchte? Welche Beſchreibung aber iſt auch zu gleicher Zeit fähiger, die Zuhörer zu vergnügen, und aufmerkſam zu erhalten. Kein Character iſt in allen meinen Schauſpielen mehr übertrieben, als der von Bramarbas. Man findet aber eben daſſelbe in dem Thraſo des Terenz, und in dem Milite glorioſo des Plautus, und dennoch werden dieſe Stücke für die beſten unter allen ihren Schauſpielen gehalten. Es gilt auch hier, was Plinius von gewiſſen regelmäßigen Skribenten ſagt: Peccant, quia nihil peccant. Eben dieſelben Anmerkungen, welche man nun über meine Comödien macht, machte man auch ehedem zu den Zeiten des Moliere. Dieſer groſſe Comicus aber richtete ſich nicht im geringſten darnach, weil er aus der Erfahrung gelernet hatte, daß die Regeln, welche man ihm zu beobachten anrieth, zu nichts anders dienten, als ſeine Schaubühne völlig und auf einmal zu Grunde zu richten. Ich rede hier gleichfalls

falls aus eigner Erfahrung. Ich bin bey der Vorſtellung meiner Schauſpiele gegenwärtig geweſen, und habe befunden, daß dasjenige, was die academiſchen Cenſores tadeln, recht das Weſen und die Seele einer Comödie ausmacht. Was die andre Anmerkung betrift, welche ſich auf die Zeit und den Ort beziehet, ſo geſtehe ich, daß ſolche billig muß in acht genommen werden. Ich habe zu dem Ende auch ſelbſt ein beſondres Schauſpiel unter dem Namen Ulyſſes aufgeſetzt, um die Fehler zu zeigen, die ſo wol hierinn als in andern Stücken begangen werden. Ein guter Comödienſchreiber aber muß ſich indeſſen doch nicht zu einem ſolchen Sklaven von den Regeln machen, daß er deswegen eine prächtige Hiſtorie, und die bequemſte Materie zu einem Schauſpiele verwerfen ſollte. Es ſind gewiſſe Begebenheiten, die den Stof zu den beſten und angenehmſten Comödien hergeben, welche aber zu gleicher Zeit ſo beſchaffen ſind, daß die Einheit der Zeit und des Orts unmöglich ſo genau dabey kann beobachtet werden. Unter meinen Comödien hat es inſonderheit mit dem Schauſpiel, der verwandelte Bauer, dieſe Bewandniß. Uebrigens aber habe ich, ſo oft es die Materie nur zugelaſſen, ſolche Regeln aufs genaueſte, ja oft viel genauer als mancher andrer Comödienſchreiber in acht genommen. Ja ich erkühne mich zu ſagen, daß das von mir entworfene Schauſpiel, welches den Namen hat, Henrich und Pernille, als ein Plan und Vorbild könne angeſehen werden, um eine ordentliche und regelmäßige Comödie darnach einzurichten. Denn in dem ganzen Stücke ſind nicht

nur

nur alle Regeln aufs genaueſte beobachtet, ſondern es erſcheinet auch nicht eine einzige Perſon auf dem Schauplatze, als eben zu der Zeit und in dem Augenblick, da man dieſelbe erwartet, welches nur wenige Comici beobachtet. Dieſes aber erlaubt eine jede Materie nicht, eine Comödie aber kann deswegen doch gut ſeyn; ſo wie manches Schauſpiel nicht den Namen eines Schauſpiels verdienet, wenn gleich alle logikaliſche Regeln dabey beobachtet worden. Einige Comödienſchreiber bilden ſich nichts deſtoweniger ein, daß darinn die ganze Kunſt beſtehe, und ſetzen deswegen zum Beweis dieſe Worte auf den Titel: Der Schauplatz iſt in einem Saal, und die Handlung währt vier bis ſechs Stunden. Wenn dieſes ein Beweis eines guten Schauſpiels iſt, ſo iſt ein jeder Dorfſchulmeiſter fähig, eine gute Comödie zu ſchreiben, da doch die Erfahrung zeigt, daß unter unzähligen Skribenten nur ſehr wenige das Glück gehabt, eine Comödie mit allgemeinem Beyfall abzufaſſen. Ich ſage mit Bedacht, mit einem allgemeinen Beyfall: Denn die Franzoſen mögen ihre gegenwärtigen comiſchen Skribenten ſo hoch erheben, als ſie wollen, ſo dienen doch alle dieſe Lobſprüche ſonſt zu nichts, als den verderbten Geſchmack der Nation deſto deutlicher zu zeigen. Ich glaube nicht, daß ein Kenner jemals die neuern franzöſiſchen Schauſpiele in einer andern Abſicht leſen wird, als blos um ſich in der Sprache zu üben. Denn ſie ſind faſt alle trocken und verwirrt, und man würde ſie bloß für magere und ausgeputzte Unterredungen halten, wenn die Verfaſſer durch die Abtheilungen in Aufzüge und

Auftritte nicht angezeigt hätten, daß ſie ſolche für Comödien wollten angeſehen haben. Gewiß, Moliere ſelbſt würde nicht anders urtheilen, wenn er wieder von den Todten auferſtehen ſollte. Dergleichen Schauſpiele kann ein jeder ſchreiben. Denn es braucht weiter keine Arbeit, als daß man in einer etwas geputzten Schreibart erzähle, was an einem Orte in vier bis ſechs Stunden geplaudert worden. Man darf nur das Bedenken leſen, welches de la Motte und andre über die Schauſpiele ertheilet, ſo wird man leicht überzeugt werden, wie übelgegründet die Urtheile ſind, welche ſolche akademiſche Cenſores von dergleichen Arbeiten fällen. Ich führe dieſes alles indeſſen nicht zu dem Ende an, um meine Tadler zu widerlegen, ſondern nur um dieſelben zu unterweiſen. Denn ich habe übrigens vielmehr Urſache, mit ihrer Beurtheilung überhaupt zufrieden zu ſeyn, indem ſie mir einen weit gröſſern Ruhm beylegen als ich verdiene. Ich habe es nicht ohne Vergnügen geleſen, daß Auswärtige dasjenige für eine Ehre für die Nation halten, was einige von meinen eignen Landsleuten als ein unnützes Gewäſche angeſehen. Ich bin ꝛc.

Der

Der sieben und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Die Entdeckung, welche man vor kurzer Zeit von der Lebensart, Haushaltung, Arbeit und Regierung der Bienen gemacht hat, iſt ſo auſſerordentlich, daß man dieſelbe als eine bloſſe Erfindung und als eine Fabel anſehen könnte, wenn man nicht ſolche erfahrne Männer als Swammerdam, Maraldy, und inſonderheit den groſſen Naturkündiger, Reaumur, zu Bürgen hätte, welcher letztere inſonderheit mit einem unbeſchreiblichen Fleiß die Natur und Anſtalten der Bienen unterſucht und ausgeforſchet. Ein gewiſſer Skribent hat neulich eine Hiſtorie der Bienen aus den Memoires des Reaumur zuſammengetragen, worinn hauptſächlich folgende Umſtände angemerkt zu werden verdienen. Ein Bienenkorb kann mit einer wohlgebauten Stadt verglichen werden, worinn man 16000 bis 18000 Einwohner antrift. Der Staat iſt monarchiſch, und beſteht aus einer regierenden Königinn, aus Hofleuten, Soldaten, Handwerkern und dem gemeinen Volke. Die Königinn reſidirt in einem Schloſſe mitten in der Stadt. Die Hofleute und Miniſter wohnen in Palläſten, das gemeine Volk aber in kleinen Häuſern. Die

Löcher

Löcher, welche man in einem Bienenkorb gewahr wird, ſind die Häuſer der Bienen, von denen einige gröſſer als andre ſind. Die groſſen werden von den Hofleuten der Königinn, die kleinen aber von dem Pöbel bewohnet. Die Löcher können als öffentliche Gebäude angeſehen werden, welche der ganzen Societät zugehören. Denn bey dieſer Nation iſt die Gemeinſchaft der Güter eingeführet. Einige Löcher ſind zugeſchloſſene Provianthäuſer, worinn man den Honig verwahret, um einen Vorrath zu haben, wenn etwa ſich ein Mangel an dieſer Speiſe eräugnen ſollte. Andre ſind offene Magazine zur täglichen Nahrung der Bienen. In andre legt man das rohe und annoch nicht verarbeitete Wachs, welches die Bienen bereiten, die nicht aus ihren Löchern gehen. Die übrigen Löcher aber, deren Anzahl die gröſte iſt, ſind dazu beſtimmet, um die Eyer aufzunehmen, woraus neue Bienen hervorkommen. In einem Bienenkorb iſt insgemein nicht mehr als eine Königinn, einige hundert bis tauſend Bienen männlichen Geſchlechts, und ungefehr 16000 Bienen, welche man weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geſchlechte rechnen kann, und Arbeiter nennet, weil von denenſelben das ganze Werk getrieben, und alle Arbeit verrichtet wird. Man bemerkt zwar wol bisweilen drey bis vier Bienen weiblichen Geſchlechts, nach dem Winter aber findet man niemals mehr als eine einzige, welches die Königinn der Bienen iſt, die den ganzen Korb belebet. Denn wenn man die Königinn wegnimt, ſo hört alle Arbeit und Munterkeit der Bienen auf einmal auf, und der

Staat

Staat iſt auf einmal zerſtöret. Die Königinn iſt von aller Arbeit befreyet. Ihre Verrichtung beſteht allein darinn, daß ſie Eyer legt, und von ihr kommen alle andre Bienen her. Denn ſie kann in einer Zeit von ſieben Wochen 10 bis 12000 Junge zeugen, des Jahres aber in allem 30 bis 40000 hervorbringen. Die Hofleute, oder eigentlicher zu reden, ihre Galans und Liebhaber, deren Zahl ſich zuweilen bis auf 1000 erſtrecken kann, ſind alle Bienen männlichen Geſchlechts. Man findet ſie aber insgemein in dem Bienenkorb nicht länger, als vom Anfang des Maymonats bis an das Ende des Julius, weil ſie um dieſe letztere Zeit faſt alle eines gewaltſamen Todes ſterben. Dieſe Hofleute ſind gleichfals von aller Arbeit befreyet, und ihre Verrichtung beſteht lediglich darinn, daß ſie der Königinn aufwarten, deren Männer ſie ſind. Wie demnach die türkiſchen und perſiſchen Sultans ein Serail von Weibern haben, ſo hat die Königinn der Bienen ein zahlreiches Serail von Männern. Dieſe Aufwärter ſpeiſen nichts als Honig, da im Gegentheil die gemeinen Bienen gröſtentheils nur Wachs zu ihrer Nahrung gebrauchen. Wenn dieſe letztern den Korb ganz zeitig und noch vor Sonnenaufgang verlaſſen, und niemals anders als mit Honig und Wachs beladen, zum beſten der ganzen Societät, wieder zurück kommen, ſo wagen ſich dieſe Aufwärter niemals eher aus, als um elf Uhr Vormittags, um ſich zu erfriſchen, und der Luft und Speiſe zu genieſſen. Um ſechs Uhr des Abends aber begeben ſie ſich wieder zurücke, weil ihnen alsdenn

denn die Luft ſchon zu kalt wird. Sie haben keinen Stachel, weil die Natur ſie allein zum Vergnügen der Königinn gebildet hat. Die übrigen Bienen, welche unter dem Namen des gemeinen Volks begriffen werden, und von keinem gewiſſen Geſchlechte ſind, ſind alle Arbeiter. Ich übergehe ihre täglichen Verrichtungen, weil ſolche ohnedem längſt bekannt ſind. Nichts aber iſt bewundernswürdiger und auſſerordentlicher, als wie die Bienen gezeugt werden. Ich habe bereits oben angezeigt, daß die Königinn ihrer aller Mutter iſt. Sie kann auf einmal mit mehr als 5000 Eyer ſchwanger gehen, welche ſie auf folgende Art legt. Wenn die Zeit herannahet, daß ſie die Eyer legen will, ſo begiebt ſie ſich, in Begleitung einer groſſen Menge andrer Bienen, nach allen Löchern in dem Korbe, und beſucht ſolche zweymal. Das erſtemal ſteckt ſie nur den Kopf hinein, und geht gleich weiter. Das zweyte mal aber kriecht ſie rückwärts hinein. Das erſte thut ſie deswegen, damit ſie ſehen möge, ob das Loch auch leer und rein, oder ob etwas darinn befindlich ſey, welches den Eyern Schaden zufügen könne. Das zweytemal aber legt ſie ein Ey, welches in einem Augenblicke geſchiehet. Wenn ſie fünf bis ſechs Eyer nacheinander gelegt, ſo ruhet ſie ſich ein wenig aus. Bisweilen geht ſie ein Loch vorbey, wenn ſie merkt, daß daſſelbe entweder zu groß oder zu klein für das Ey iſt, welches ſie legen will. Um dieſes zu verſtehen, muß man merken, daß in einem jeden Bienenkorbe dreyerley Arten von Löchern angetroffen werden.

den. Die kleinſten unter dieſen ſind zu den Eyern beſtimmt, woraus das gemeine Volk hervorkommt. Die andern Löcher, welche gröſſer ſind, dienen zum Behältniß derjenigen Eyer, aus denen die vornehmen Bienen, oder die Aufwärter der Königinn, entſtehen. Die dritte Art der Löcher, welche eine ganz andre Einrichtung und Geſtalt haben, empfängt die Eyer, woraus die Königinnen erzeuget werden. Das wundernswürdigſte hiebey iſt, daß ſich die Königinn niemals irret, ſondern dieſelbe weiß es gleichſam aus einer Eingebung, was für Eyer ſie legt, und wird daher niemals ein gemeines Ey in eine vornehme, oder ein vornehmes in eine gemeine oder kleine Höhle legen. Die Bienen leben demnach unter einer Monarchie, und unter einem weiblichen Regimente. Ihre Societät iſt ſo wohl eingerichtet, daß ſie den ordentlichſten Regierungen unter den Menſchen nichts nachgiebt, ſondern dieſelben vielmehr alle übertrifft. Alle Bienen arbeiten für das gemeine Weſen, und ziehen das beſte der ganzen Societät ihrem eignen Vortheil vor, welches man nicht bey den Menſchen findet. Es ſcheint, daß man dieſes als das ſtärkſte Argument wider die Carteſianer brauchen könne, welche die Thiere für bloſſe Maſchinen halten. Ich habe aber bereits in einem andern Briefe dargethan, daß der Satz der Carteſianer dadurch nur noch mehr beſtärkt wird, wo man nicht ſagen will, daß die Bienen mehr Verſtand als die Menſchen, ja einen faſt noch gröſſern Verſtand als die Engel beſitzen. Denn daß eine Biene vorher wiſſen kann, was ſie für

Eyer

Eyer legen wird, ſolches kann man nicht der Wirkung der Seele, oder einem freyen Willen zuſchreiben, ſondern es erhellet vielmehr daraus, daß gewiſſe Thiere wie Maſchinen von einem andern Weſen getrieben werden, welches alles auf eine ſolche Art einrichtet, daß ſie in keinem Stücke fehlen können. Ich bin ꝛc.

Der

Der acht und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie geben mir in ihrem leztern Schreiben die Erinnerung, meine moraliſchen und philoſophiſchen Schriften ferner nicht mit neuen und beſondern Meynungen anzufüllen, weil ich, wie ſie ſich ausdrücken, durch dergleichen unreife Einfälle doch keinen Nutzen ſchafte, ſondern die Leute nur verwirrte. Ich nehme dieſe Erinnerung um ſo viel williger an, inſonderheit da ich merke, daß einige davon einen widrigen Gebrauch machen. Indeſſen weiß ich doch noch nicht, ob ich desfalls ſo ſehr ſträflich bin. Denn obwol dergleichen paradoxe und fremde Sätze viel böſes nach ſich zu ziehen vermögend ſind, ſo kann man ihnen doch auch nicht alle gute Wirkungen abſprechen. Wenn die Freyheit der Skribenten ſtets eingeſchränkt geweſen wäre, ſo würden uns annoch viele Irrthümer ankleben. Viele Meynungen, welche man im Anfange für ungereimt und thöricht gehalten, behaupten gegenwärtig unter den unüberwindlichen Wahrheiten eine Stelle, und man hält es nun für eine eben ſo groſſe Verwegenheit, ſie anzugreifen und zu verwerfen, als man es ehedem für bedenklich hielte, ſie anzunehmen. Man muß alſo hierinn behutſam zu Werke gehen, um den Weitzen nicht mit dem Unkraut

auszurotten. Denn ſo verächtlich und nachtheilig man auch von denen redet, welche allerhand neue Meynungen auf die Bahn bringen, ſo muß man doch auch zu gleicher Zeit geſtehen, daß ſie, wie Hercules, manches Ungeheuer aus dem Wege räumen. Eine paradoxe und fremde Meynung iſt entweder nützlich oder unnütz. Iſt ſie nützlich, ſo geſchiehet der Welt dadurch ein Dienſt, und das menſchliche Geſchlecht wird dadurch von einem eingewurzelten Irrthum befreyet. Iſt ſie aber unnütz, ſo giebt ſie doch manchmal Gelegenheit, eine Sache genauer zu unterſuchen, woran ſonſt ſo leicht niemand gedacht hätte. Ariſtoteles ſagt daher *Αρχη της σοφιας απιςια*, und Cicero drückt ſich faſt auf eben dieſelbe Art aus: Nerui ac artus ſapientiae ſunt non temere credere. Wenn dieſe ihrer Meynung nach, ſo ſchädlichen Menſchen nicht vorhanden geweſen wären, ſo würden wir annoch glauben, daß die Erde ſo flach ſey, als ein Kuchen, und ſonſt noch unzähligen andern Irrthümern beypflichten, welche durch die Unachtſamkeit der Menſchen überhand genommen. Wenn man demnach alle paradoxe und ſeltſame Sätze überhaupt verdammet, und den Menſchen die Freyheit benimt, ihre Gedanken vorzutragen, ſo iſt man der genauern Unterſuchung der Wahrheit hinderlich, weil der Fleiß der Menſchen durch die Einwürfe erweckt wird, und beſtärkt die Unwiſſenheit, die Lügen und den Aberglauben, weil ſolche auf dieſe Art ſtets unangefochten bleiben. Man beſchuldiget diejenigen, welche einen neuen Satz vorbringen, insgemein des Hochmuths, und ſagt, daß

ſie

Digitized by Google

ſie die allgemeine Landſtraſſe aus keiner andern Urſache verlaſſen, als um zu zeigen, daß ſie andre an Klugheit und Einſicht übertreffen. Man könnte aber auch, wenn man gleiches mit gleichem vergelten wollte, ſolche Tadler entweder der Mißgunſt beſchuldigen, weil ſie nicht leiden können, daß andre eine Sache tiefer als ſie einſehen, oder ihnen auch eine Nachläßigkeit und Faulheit vorwerfen, weil ſie dadurch genöthiget werden, die Kräfte des Verſtandes deſto mehr zu ſchärfen und anzuwenden. Wenn ſie mir alſo ſchlechterdings, und ohne die geringſte Einſchränkung verbieten, neue und fremde Meynungen vorzubringen, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn ſie ſagten: Es iſt am beſten bey dem alten Herkommen zu bleiben, und dasjenige wieder aufzuwärmen, was unſre Vorfahren geredet und geſchrieben haben. Ich habe in meiner unterirdiſchen Reiſe angemerkt, daß man in einem gewiſſen unterirdiſchen Lande kein Buch des Drucks werth geachtet, wo der Verfaſſer darinn nicht etwas neues, ſeltenes, und bisher noch nicht bekanntes vorgetragen. Die Einwohner dieſes Landes urtheilten hierinn ganz recht. Denn durch gemeine Schriften kann man den Künſten und Wiſſenſchaften nicht aufhelfen, und Leute von einem guten Geſchmack können ſolche Bücher nicht ohne Eckel leſen, worinn man nichts als lauter aufgewärmte alte Sachen, und wenn es hoch kommt, nur eine neue Einkleidung wahrnimt. Eine fremde Perſon übergab mir vor einigen Jahren eine Schrift zur Cenſur, welche den Titel führte: Mirabilia Mundi. Weil ich aber merkte, daß es

Hornii Arca Noae war, woran der Verfaſſer nichts als die Schreibart geändert, ſo ſchrieb ich bloß darauf: Imprimatur Hornii Arca Noae, ſub nouo titulo, Mirabilia Mundi. Der Verfaſſer merkte gleich, was ich damit ſagen wollte, und behielt ſeine Schrift zurücke. Ich meines Theils werde mit der Zeit des Leſens überdrüßig; weil ich merke, daß eine neue Schrift insgemein nichts anders iſt, als eine Wiederholung desjenigen, was ich ſchon ſo oft geleſen. So oft ich aber etwas neues und ungewöhnliches höre, ſo bin ich ſehr aufmerkſam, ich nehme aber dennoch keine paradoxe Meynung ohne eine vorher angeſtellte genaue Unterſuchung an. Ich rathe ihnen und allen andern ein gleiches zu thun. Sie werden davon eine vortrefliche Wirkung verſpüren. Paradoxe Meynungen und Lehrſätze haben dem menſchlichen Geſchlecht ſchon manchen Nutzen verſchaffet, und manchen ſchädlichen Aberglauben ausgerottet, wodurch nicht allein einzelne Perſonen, ſondern auch ganze Länder und Reiche in die betrübteſten Umſtände geſetzt worden. Die Alten lieſſen ſich durch das Geſchrey der Vögel, durch die Sonn- und Mondfinſterniſſen, durch die Cometen, und durch andere dergleichen Begebenheiten und Zufälle ſchrecken, und verſäumten darüber nicht nur oft die wichtigſten Dinge, ſondern opferten ſo gar bisweilen auch die ganze Wohlfahrt der Republik auf. Viele haben lieber Hungers ſterben, als gewiſſe durch die Gewohnheit verbotene Speiſen eſſen wollen. Man wird unzähliche Perſonen finden, welche ſich weit eher bequemen werden, die Rinde von

von einem Baum, als einen Hund oder eine Katze zu eſſen, und zwar, nicht ſowol aus Liebe zu dieſen Thieren, ſondern vielmehr in der Einbildung, daß eine ſolche Speiſe ſündlich und unnatürlich ſey. Ich bat mich einmal, um einen Verſuch zu machen, bey einer vornehmen Dame auf ein Paar von ihren Schooshunden zu Gaſte, welche meiner Meynung nach, ein gutes Gericht abgeben würden. Sie aber zitterte bey dieſem Antrag, und ſagte, daß ſie lieber ihre beyden Töchter einbüſſen, als ſich zu einer ſolchen unnatürlichen That bequemen würde. Ich erwiederte, daß ſie doch kein Bedenken trüge, Lämmer und Tauben zu ſchlachten, welche doch die ſchönſten und unſchuldigſten von allen Creaturen wären. Sie aber verſetzte, daß ſolche Thiere, nicht aber die Hunde, den Menſchen zur Speiſe beſtimmt wären. Wie ich mich hierauf fertig machte, meinen Satz durch neue Gründe zu beſtärken, ſo hielt ſie die Ohren zu, um an einer, ihren Gedanken nach, ſo gottloſen und unerhörten Lehre keinen Theil zu nehmen. Daß aber dieſer Abſcheu lediglich von der Gewohnheit herrühre, ſolches erhellet daraus, daß ein junges Mägdgen, welches bey Erblickung des Bluts von ihrem Schooßhunde in Ohnmacht ſinken würde, ohne die geringſte Empfindung zu einem Schmauſe ganzen Dutzenden Tauben und Hünern die Hälſe umdrehen kann. Wenn man ſich ein Gewiſſen macht, unſchuldige Creaturen zu ſchlachten und zu eſſen, ſo ſollte man ſolcher Thiere ſchonen, deren Leben den Menſchen nützlich iſt. Man ſollte z. E. eine Kuh und einen Ochſen leben laſſen, weil jene uns Milch zur Nah-

 rung

rung giebet, und dieſer das Feld umpflügt, u. ſ. f. Durch welche Verdienſte ein Schooßhund zu einem ſo groſſen Vorrechte vor andern Creaturen gelanget, ſolches iſt ſchwer zu beſtimmen. Denn ſeine ganze Beſchäftigung beſteht darinn, daß er die Stuben beſudelt, die Kleider der Jungfrauen und Matronen unrein macht, ſo oft die Stübenthüre geöfnet wird, ein heftiges Gebelle anfängt, daß man ſich einander nicht hören kann, und die übrige Zeit auf einem weichen Küſſen unter dem Ofen lieget. Man pflegt zwar zu ſagen, daß ein Hund ſich wegen ſeiner vorzüglichen Bildung eines ſolchen Vorrechts zu erfreuen hätte. Dieſes iſt aber doch nicht hinlänglich. Denn die Tauben und einige andre Creaturen ſind noch weit ſchöner gebildet, und dem ungeachtet doch dem allgemeinen Geſetz unterworfen. Es gründet ſich dieſes Privilegium demnach einzig und allein auf die Gewohnheit, welche bey vielen zur andern Natur geworden. Ich bitte ſie indeſſen inſtändigſt, mein Herr, dieſe paradoxe Meynung andern nicht bekannt zu machen. Denn weil ich mit verſchiedenen Matronen und Jungfrauen umzugehen die Ehre habe, ſo wollte ich mich nicht gerne wider ihre Favoriten erklären. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und ſechzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie den Wein, welcher ihnen, ihrer Meynuug nach, nicht mehr zuträglich geweſen, bereits ſeit einiger Zeit völlig abgeſchaft, und gegenwärtig nichts anders als Waſſer trinken. Sie werden mir es aber nicht übel nehmen, wenn ich ihnen ſage, daß ſie in dieſem Stücke den meiſten Reformatoribus ähnlich ſind, welche aus einem extremo in das andere fallen, und an ſtatt den Mißbrauch zu heben, die Sache ſelbſt abſchaffen wodurch ſie beſtändig gezwungen werden, bald über den Mangel, und bald über den Ueberfluß Klage zu führen. Wenn man ſeinen Leib mit Speiſe und Trank überladen hat, ſo muß man faſten, nicht aber ſo ſtrenge, daß man darüber Gefahr läuft, Hungers zu ſterben. Mahomet würde klüger gehandelt haben, wenn er an ſtatt den Wein gänzlich zu verbieten, nur den Mißbrauch des Weins verboten hätte. Denn dadurch würde er den rechtmäßigen Gebrauch bey ſeinen Anhängern feſtgeſetzt und eingeführt haben, an ſtatt daß dieſe Gabe Gottes, wegen des ſo ſtrengen Verbots niemanden dorten heutiges Tages zu Nutze kommt. Es iſt zu bedauren, daß ſo weni-

ge Reformatores bey ihrem Reformiren Maaſſe halten können. Und daher freue ich mich auch bey weiten nicht ſo ſehr über die Reformationes, als viele andre, weil ich bemerkt, daß dadurch oft nichts anders ausgerichtet wird, als daß man aus einer Schwachheit in die andre geräth. Man darf nur die Geſchichte zu Rathe ziehen, um zu erkennen, was für ſchädliche Wirkungen ſo wol in Staats= als Kriegsſachen daraus entſtanden ſind. Eine obrigkeitliche Perſon ſucht die Fehler ihres Vorgängers zu verbeſſern. Weil aber dabey die gehörige Maaſſe nicht beobachtet wird, ſo geſchieht oft nichts anders, als daß eben dieſelben Fehler in einer andern Geſtalt und auf eine veränderte Art wieder erſcheinen. Ich wünſchte, daß dieſes jungen Herren als ein Glaubensartikel in ihrem Staatscatechismo vorgeſtellt würde, und daß die Informatores ihnen durch unzählige Exempel bewieſen, wie oft dieſes geſchehe, und wie nöthig es ſey, in dem Reformiren Maaſſe zu halten. Unſre Kirchenhiſtorien geben uns davon gleichfalls die deutlichſten Proben an die Hand. Denn man findet, daß durch eine ſolche Reformation der Aberglaube in den Unglauben, und der Zwang in eine ungemäßigte Freyheit verwandelt, die Ceremonien aber mit dem Mißbrauch derſelben völlig abgeſchaft worden. Verſchiedene Secten haben die Religion ſo lange gereiniget und geläutert, bis endlich nichts als der bloſſe Name übrig geblieben. Man betete ehedem die Heiligen an, und dieſes war ſündlich. Nun aber treibet man ein Geſpötte mit denſelben; welches noch ſündlicher iſt. Man trieb ehedem Abgötterey mit

dem

dem heiligen Kreutze; Nun tritt man daſſelbe unter die Füſſe. Man füllte ehedem die Kirchen und Häuſer aus Aberglauben mit den Bildern der Heiligen an. Nun aber hält man die Kirchen und Häuſer für unrein, wo ſich dergleichen Abbildungen finden. Das eine kann GOtt eben ſo wenig gefallen als das andre. Denn ſo wenig ein frommer Regent leidet, daß man ſeine Säulen oder Bilder anbetet, eben ſo wenig leidet er auch, daß man dieſelben niederreißt, und unter die Füſſe trit. Iſt das eine abgöttiſch, ſo zeigt das andre eine Verachtung an. Denn man bezeugt dem Regenten dadurch gewiß eine ſchlechte Ehrfurcht, wenn man ſeine Säulen zu Boden reißt. Das ſeltſamſte iſt, daß dieſe Puriſten, welche keine Bilder der Heiligen in ihren Häuſern leiden, aus Furcht, dieſelben dadurch zu verunreinigen, dennoch kein Bedenken tragen, dieſelben mit den Gemählden der heydniſchen Götter und Göttinnen zu ſchmücken. Denn man findet häuffig, daß diejenigen, welche kein Kreutz an der Wand leiden können, ihre Zimmer mit der ganzen ovidianiſchen Verwandlung bemahlen laſſen. Recht wie ein Quäcker, welcher es für eine Sünde hält, ſeiner Obrigkeit zu gehorchen, dennoch von ſeinen Bedienten einen blinden Gehorſam verlanget. Man kann bey einer Reformation niemanden ſicherer folgen, als GOtt ſelbſt. GOtt ſchafte bey der Einrichtung der iſraelitiſchen Republik nicht alle ägyptiſche Gebräuche und Gewohnheiten, ſondern nur den ſchädlichen Misbrauch derſelben ab. Er gebot den Iſraeliten nicht, einen Ochſen zu verabſcheuen,

 weil

Digitized by Google

weil die Aegypter einen Ochſen verehrten. Er befohl ihnen auch nicht, gewiſſe Kräuter und Pflanzen auszurotten, weil die Aegypter mit denſelben Abgötterey trieben. Eine heydniſche Göttin ſoll, der Fabel nach, die Menſchen zuerſt in dem Ackerbau unterrichtet haben. Würde man klug handeln, wenn man ſich aus dieſer Urſache des Korns nicht zur Nahrung bedienen wollte? Es ſcheint, daß gewiſſe Reformatores nicht ſo ſehr auf die Stiftungen, als auf die Stifter geſehen, und daß ſie es für ihre Pflicht gehalten, auch das gute zu verwerfen, wenn ſolches von einem römiſchen Pabſte geſtiftet worden. Daher wegern ſich noch viele den Gregorianiſchen Calender anzunehmen, obgleich alle den Nutzen deſſelben einſehen. Die engen Schranken eines Briefes erlauben mir nicht, weitläuftiger von dieſer Sache zu handeln. Ich breche daher ab, und widerhohle nur noch, was ich bereits bey dem Anfang dieſes Briefes erinnert, daß ſie ſich hüten mögen, daß ſie bey der Veränderung ihrer Lebensart nicht aus einem Extremo in das andere fallen, damit es ihnen nicht gehe, wie jenem, welcher von dem Gebrauch der vielen Arzneyen ſtarb, weil er beſorgte, daß ihm die Krankheit das Leben rauben möchte. Ich bin ꝛc.

Der

Der ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letztern Schreiben meine Meynung von der itzt ſo berufenen Cur mit dem Theerwaſſer zu wiſſen, und erkundigen ſich bey mir, ob ich ihnen wol rathen wollte, ſich derſelben gleichfalls zu bedienen. Ich kann niemanden eine Arzney widerrathen, welche bey einer groſſen Menge Patienten eine gute Wirkung thut. Denn wenn man fünde, daß ein ganzes Hoſpital durch Schwefelhölzgen und Stecknadeln wieder hergeſtellet worden, ſo würde ich einem jeden rathen, ſich eben deſſelben Mittels zu bedienen. Es iſt gleich viel, wie einer curirt wird, wenn er nur ſeine Geſundheit wieder erlanget. Uebrigens iſt es meiner Meynung nach, noch nicht völlig ausgemacht, ob man die gute Wirkung des Theerwaſſers, der Kraft deſſelben, oder der ſtarken Einbildung der Patienten zuſchreiben müſſe. So viel iſt gewiß, daß unzähliche Menſchen geſtehen, daß ſie dadurch wiederhergeſtellt worden, und, wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo muß niemand den Ruhm dieſes Medicaments zu ſchwächen ſuchen, welches, wie ich täglich höre, nicht nur bey allerhand Zufällen des Leibes, ſondern auch bey gefährlichen Schwachheiten des Gemüths eine recht wun-

dernswürdige Wirkung thut. Ich rathe ihnen demnach mein Herr, ſo wol als andern, ſich dieſes Waſſers ſo lange zu bedienen, als das Recept in einem guten Credit ſtehet. Es iſt Zeit genug aufzuhören, wenn man merkt, daß dieſe alamodiſche Medicin ferner keine Wirkung hat. Ich ſage mit Bedacht, dieſe alamodiſche Medicin, weil ich nicht weiß, wie lange die Einbildungskraft mit dem Waſſer wirken wird. Wenn ich einen ſo ſtarken Glauben hätte, wie die meiſten von meinen Mitbürgern, oder doch wenigſtens nur einen geringen Theil davon, ſo hätte ich mich längſtens theerificiren laſſen. Weil ich aber längſt aus der Erfahrung bemerkt, daß ich mir wegen meines ſchwachen Glaubens dergleichen Dinge nicht wie andere zu Nutze machen kann, ſo habe ich mich bisher noch nicht von dem Strome hinreiſſen laſſen. Ich läugne die Wirkung und den Nutzen des Theerwaſſers nicht. Ich habe aber den Theer bisher lediglich dazu gebraucht, um meinen Wagen damit zu ſchmieren, weil ich nicht nur glaube, ſondern vielmehr vollkommen weiß, daß dieſe Cur probat iſt. In der That, ich habe wegen meines ſchwachen Glaubens die Wirkung von vielen Dingen nicht empfunden, welche doch bey andern deſto ſtärker geweſen. Vor einigen Jahren war ich in einer Geſellſchaft, wo man eine Probe mit der Wünſchelruthe machte, welche in den Händen aller Anweſenden ſchlug, bey mir allein aber nicht ſchlagen wollte. Ich könnte noch mehrere Begebenheiten zum Beweiß desjenigen anführen, was ich eben geſagt habe. Ich verachte dahero die Medicin

nicht,

nicht, und alſo auch nicht den Gebrauch des Theerwaſſers, ſondern ich rathe vielmehr allen und jeden, ſich deſſen zu bedienen, welche ſich entweder einbilden, daß ſie dadurch geſund werden können, oder auch wirklich ihre Geſundheit durch dieſes Mittel wieder erlanget. Ich wollte mich endlich auch noch wol entſchlieſſen, einen Verſuch mit dem Theerwaſſer anzuſtellen, wenn der Geſchmack nur nicht ſo gar widerlich wäre. Weil man es aber billig wegen des üblen Geſchmacks, welchen dieſes Waſſer bey ſich führet, für eine Pönitenz halten kann, wenn man verurtheilet wird, daſſelbe zu trinken, und ich der bereits oben angeführten Urſache halber nicht verſichert ſeyn kann, daß es bey mir einige Wirkung thun werde, ſo trinke ich lieber Thee oder Coffee, welche Getränke, wenn ſie ja unnütz ſind, doch nicht ſo widrig ſchmecken. Die Zeit wird es lehren, ob das Theerwaſſer wirklich der Geſundheit zu ſtatten komme, oder ob die Einbildung hieran allein Theil habe. Es würde mir leicht ſeyn, verſchiedene Dinge anzuführen, welche man im Anfange für die beſten Arzeneyen gehalten, nachher aber mit Verachtung angeſehen; und ich bin verſichert, daß das Theerwaſſer ſeinen ganzen Ruhm nebſt der gegenwärtig ſo ſehr geprieſenen Kraft unverzüglich einbüſſen wird, ſo bald nur jemand ſich nach dem Gebrauche deſſelben, ſchlechter als vorher befunden. Der Coffee hatte im Anfang eine vortrefliche Wirkung, und man behauptete, daß man dadurch alle Krankheiten, bis auf die Zahnſchmerzen, heben könnte. Gegenwärtig aber wird er von vielen für ein ſchädliches Getränke gehalten.

Digitized by Google

Man ſagt, daß der Coffee durch folgende Begebenheit um ſeinen vorigen Ruhm gekommen. Eine geſchnürte Jungfer ward an einem Coffeetiſch von einer Beklemmung der Bruſt angegriffen. Die rechte Urſache dieſes Zufalls war nun zwar darinn zu ſuchen, daß ſie zu eng geſchnüret war. Weil ſie ſich aber einbildete, daß der Coffee mehr Schuld daran hätte, als das Schnürleib, und ſie in dieſer Einbildung, wie ſie wieder Coffee trank, und nicht geſchnürt war, dieſe Beklemmung abermals ſpürte; ſo ließ ſich das übrige Frauenzimmer auch dadurch einnehmen, und die Anzahl der Matronen und Jungfern iſt noch itzt ſehr groß, welche den Coffee für ein Gift halten. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ein und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner Beſchreibung von Dännemark die Dänen, als ein Volk abgemahlet, welches nicht leicht auf Extremitäten verfällt, ſondern ſtets die Mittelſtraſſe erwählet. Dieſe Abbildung war auch zu den damaligen Zeiten, wie ich dieſes ſchrieb, vollkommen richtig, und meine Mitbürger beſaſſen damals wirklich dieſe Eigenſchaften. Gegenwärtig aber verhält es ſich ganz anders, und wenn demnach dieſes Buch in einer neuen Auflage erſcheinen ſollte, ſo werde ich gezwungen ſeyn, mein Urtheil zu ändern, und in einer Anmerkung hinzu zu fügen, daß dieſer Periodus geendiget ſey, und daß die Nation ſeit 20 bis 30 Jahren eine ganz andere Geſtalt angenommen, daß man dieſelbe nicht weiter für das alte Volk erkennen ſollte. Denn der Character der däniſchen Nation nähert ſich dem Character der Engländer immer mehr und mehr, und meine Mitbürger ſpüren nicht nur alle Jahre neue Neigungen, ſondern ſie treiben ihre Lüſte und Einfälle auch bis aufs äuſſerſte. Man hat ſeit einiger Zeit bald eine groſſe Gleichgültigkeit, und bald eine aufs höchſte getriebene Munterkeit an ihnen bemerket. Bald hat man ſie furchtſam, und bald im höchſten Grad ſchwülſtig geſe-

geſehen. Vor kurzer Zeit tadelte man die Dänen, weil ſie gar zu nachläßig im Bücherſchreiben waren. Nun aber iſt ein jeder ein Skribent geworden. Vor zwanzig Jahren tanzte die ganze Stadt, und man war genöthiget, Muſikanten von fremden Orten her zu verſchreiben, weil das Land nicht vermögend war, bey einer ſo allgemeinen Tanzluſt genugſame Muſikanten zu liefern. Gleich darauf aber ward die ganze Stadt muſikaliſch, und niemand bezeugte mehr Luſt zu tanzen. Bald hat man die Bürger und Einwohner luſtig und aufgeräumt, bald aber wieder ganz ehrbar und ernſthaft geſehen. Bey den Wiſſenſchaften und dem Studiren hat man inſonderheit ganz merkwürdige Veränderungen wahrgenommen. Denn bald iſt dieſes bald jenes das Hauptſtudium geweſen, und niemals hat man ſich in den gehörigen Schranken gehalten. Vor einigen Jahren ward nebſt der Theologie die Naturlehre auf unſrer hohen Schule am ſtärkſten getrieben. Denn die meiſten Streitigkeiten, welche die Studirenden mit einander hatten, betrafen phyſikaliſche Materien und Unterſuchungen. Heutiges Tages aber gedenkt kein Menſch mehr daran. Nachher kam die hebräiſche Sprache auf, und ward mit einem ſolchen Eyfer getrieben, daß faſt ein jeder Student im ſtande war, einer Synagoge vorzuſtehen. Wie dieſes hebräiſche Alter eine Zeitlang gewährt hatte, ſo verfiel man bald auf dieſes, und bald auf jenes Studium, ohne ſich bey dem einen oder dem andern zu mäßigen. Eine Zeitlang waren unſre Studirende mit einer ganz ſeltſamen Krankheit behaftet, welche darinn beſtand, daß

ſie

ſie Regiſter über das Geſetz verfertigten. Ich nenne es mit Bedacht eine Krankheit, und kann es nicht anders als eine Wirkung der Luft anſehen. Denn kein Menſch konnte begreifen, was dieſe Leute doch für einen Bewegungsgrund haben mochten, eine ſolche Menge von Regiſtern auf einmal zu ſchreiben, da man doch an einem Regiſter genug hatte. Wie dieſe Krankheit ausgeraſet, ſo entſtunden die ſo genannten Spectatores, und zwar in einer ſo groſſen Anzahl, daß man dieſen Aufzug nicht ohne Erſtaunen anſehen konnte. Und weil dieſes gleich auf den letzten groſſen Kometen erfolgte, ſo bildeten ſich einige gar ein, daß ſolches eine Wirkung dieſes Himmelszeichens ſey. Denn anſtatt auſſerhalb Landes ein jedes Reich, oder eine jede Stadt kaum einen Spectator aufzuweiſen vermögend iſt, ſo zeigte ſich hier in einem jeden Quartier der Stadt ein beſonderer Spectator; ſo daß man endlich mit der Zeit eben ſo viele Spectatores des Tages, als Wächter des Nachts, zählen konnte. Zum Glück des menſchlichen Geſchlechts, welches durch ſo viele Aufſeher auf einmal angefochten ward, geriethen dieſe Spectatores in einen innerlichen Krieg, welches ihre Macht ſchwächte, und zu einem allgemeinen Frieden Anlaß gab. Man ſieht demnach, daß der Character der Nation ſich ungemein verändert, und nicht mehr ſo beſchaffen iſt, wie er vor einiger Zeit geweſen. Das Blut hat ſeinen Umlauf verändert. Die Beſtändigkeit der Natur iſt in ein flüchtiges Weſen verwandelt, und das Volk geräth itzt von einem Extremo auf das andre. Denn da ehedem

Digitized by Google

alles aus einem Tone gieng, und man nichts anders als Da Capo hörte, ſo heißt es nun öfters Verte ſubito. Ich habe dieſes alles nicht zu dem Ende angeführet, um mich über die Nation aufzuhalten. Denn ich kann dieſe Veränderung weder ſehr loben noch tadeln. Ich habe es bloß deswegen beygebracht, um zu zeigen, daß der Character, den ich vorher von der däniſchen Nation gemacht, einer Veränderung bedarf. Meine Mitbürger ſind gegenwärtig nicht nur Engliſch, ſondern Erzengliſch, und der alte Wahlſpruch, ſemper eadem iſt unſern Zeiten nicht mehr gemäß. In einer einzigen Leidenſchaft iſt die däniſche Nation in dieſem flüchtigen Periodo ſich ſtets ähnlich geblieben, und ſolches iſt die Rangſucht, oder die ſogenannte honnette Ambition. Denn dieſes iſt das Favoritſtudium meiner Mitbürger, und ſcheint es auch beſtändig zu bleiben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der zwey und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben von mir zu wiſſen, wer der Verfaſſer der Schrift ſey, die ich letzthin angeführet, daß die Materie nicht allein ein Leben habe, ſondern auch denken könne. Es iſt mir aber der Name deſſelben nicht eigentlich bekannt, obgleich viele den berühmten Voltaire für den Urheber derſelben halten. Die Meynung von der Materialität der Seelen iſt übrigens nicht neu. Verſchiedene ſo wol alte als neue Philoſophen haben dieſelbe bereits vertheidiget, und ſich, um dieſelbe zu behaupten, nicht nur theologiſcher, ſondern auch philoſophiſcher Gründe bedienet. Denn wenn man denenſelben vorhält, daß todte Partikel, aus denen die Materie beſtehet, kein Leben erhalten können, wie künſtlich auch die Maſchine gemacht wird, ſo antworten ſie darauf, daß niemand ſich erkühnen werde zu ſagen, daß es GOtt entweder unmöglich geweſen, oder auch nicht gefallen habe, der Materie ein Leben und eine Bewegung zu geben. Wenn man ſagt, daß die Meynung von der Materialität der Seelen gottloß ſey, indem daraus folge, daß dieſelbe ver-

gehen könne, indem eine jede Materie eine gewiſſe Ausdehnung habe, und alſo könne getheilet, und folglich auch vernichtet werden, ſo antworten ſie darauf, daß es eben ſo gefährlich ſey, die Allmacht Gottes einzuſchränken, und zu ſagen, daß er keine unvergängliche Materie machen können. Wenn man ihnen aus der Erfahrung zeigt, daß es mit der Wirkung der Seelen nicht wie mit einem Uhrwerk oder einer andern Maſchine beſchaffen ſey, welche nur bis zu einer gewiſſen Zeit gehet, und alsdenn ſtehen bleibt, bis man ſie wieder aufziehet, ſo erwiedern ſie: Wenn es begreiflich iſt, daß eine Maſchine durch Menſchen Hände alſo kann gemacht werden, daß ſie bis auf eine gewiſſe Zeit gehen kann, ſo iſt es auch nicht ſchwer zu begreifen, daß der allmächtige GOtt aus der Materie ein *Perpetuum Movile*, oder eine Maſchine machen könne, welche eine immerwährende Bewegung hat. Wenn man endlich ſagt, daß eine Maſchine, wie künſtlich ſolche auch iſt, dennoch ſtets eben denſelben Gang behält, worinn ſie einmal geſetzt worden, ſo daß ſolche weder von ſelbſt ſtille ſtehen, noch ſich ohne eine fremde Beyhülfe von neuen wieder in Bewegung ſetzen kann; ſo wiederhohlen ſie die vorige Antwort, daß dasjenige, was durch menſchliche Kräfte nicht geſchehen kann, durch die Kraft Gottes könne zu ſtande gebracht werden, und daß man ſich irre, wenn man eine ſolche Maſchine, als das Meiſterſtück Gottes, die Seele, iſt, mit unvollkommnen Maſchinen vergleiche, welche durch menſch-

menſchliche Hände verfertiget worden. Die orthodoxen Philoſophen aber werden inſonderheit dadurch angetrieben, der Materie die Kraft zu denken abzuſprechen, weil ſie beſorgen, daß wie der Leib, der aus Theilen beſtehet, aufgelöſet und zernichtet werden kann, alſo auch die Seele, wenn ſie materiell wäre, vergehen, und folglich nicht für unſterblich gehalten werden könne. Andre aber ſehen dieſe Furcht für ungegründet an, und behaupten, daß in der Natur ganz wol ſolche Partikeln der Materie vorhanden ſeyn können, welche unvergänglich ſind, weil viele Philoſophen dafür halten, daß die Atomi oder gewiſſe kleine Partikeln, die man Principia der Materie nennet, natürlicher Weiſe nicht können getheilet werden, und folglich auch nicht ohne Gottes Allmacht vergehen können. **Epicurus** und einige andere alte Philoſophen haben die Meynung von der Untheilbarkeit der kleinſten Partikel vertheidiget, und in den neuern Zeiten iſt ſolche von **Leibnitz**, **Malebranche**, **Hartſocker**, **Boerhave**, **Bayle**, und andern angenommen worden. **Leibnitz** redet in ſeiner Theodicee folgendergeſtalt hiervon: Die Seelen, welche mit der Zeit menſchliche Seelen werden ſollen, ſind in der erſten Seele, und in unſern Vätern bis auf Adam, folglich von Anfang der Welt mit einem gewiſſen organiſirten Leibe bereits vorhanden geweſen.

 Man

Man ſieht hieraus, daß der Streit noch nicht entſchieden iſt, und auch nicht ſo leicht dürfte entſchieden werden. Ich urtheile nach meinem geringen Begriffe folgendergeſtalt davon: Man kann einräumen, daß GOtt eine Materie unvergänglich zu machen vermögend iſt, und obgleich alle Leiber aus ſolchen Theilen beſtehen, welche natürlicher Weiſe können aufgelöſet werden, ſo kann doch die göttliche Allmacht dieſelben unauflößlich machen. Man kann auch folgendes einräumen. Obgleich die Materie natürlicher Weiſe kein Leben, und keine eigne Bewegung hat, ſo kann doch GOtt gewiſſe lebendige Körper ſchaffen, welche wir Seelen nennen. Endlich kann man um den ketzeriſchen Philoſophen das Maaß recht voll zu meſſen, auch zugeben, daß GOtt denkende Maſchinen ſchaffen könne. Aber eine Maſchine mit freyen Gedanken, und mit einem freyen Willen, womit die Seele des Menſchen ausgerüſtet iſt, davon kann man ſich keine Vorſtellung machen, denn auf ſolche Art iſt keine Maſchine mehr vorhanden, ſondern es iſt ein anderes Weſen, welches nicht aus materiellen Partikeln kann zuſammen geſetzt ſeyn. Denn eine Maſchine mit freyen Gedanken enthält einen Widerſpruch, und iſt unmöglich. Denn wir bemerken bey der menſchlichen Seele nicht nur Gedanken, ſondern auch verſchiedene Gedanken, welche nicht auf einander in der Ordnung folgen, die man bey einer künſtlichen Maſchine ſupponiren kann. Die Seele hat das

Ver-

Digitized by Google

Vermögen, die Gedanken zu verändern, ſie aufzuhalten, oder ihnen freyen Lauf zu laſſen. Sie kann ſich ſelbſt den Vorwurf wählen, woran ſie denken will, ſie kann ſich nach eignem Gefallen ſo wol abweſende, als gegenwärtige Dinge vorſtellen, und ſo wol auf ſolche Dinge ihre Betrachtung lenken, welche noch nicht exiſtiren, als welche bereits wirklich vorhanden ſind. Wenn man alſo dafür hält, daß die Materie ein gemeinſchaftliches Leben mit einem Geiſte haben könne, ſo iſt das Leben der Seelen doch darinn unterſchieden, daß ſolches in einer wirkenden Kraft beſtehet, nicht nur zu denken, ſondern auch frey zu denken, nicht nur zu wollen, ſondern auch frey zu wollen, ſolchergeſtalt, daß es ein Weſen iſt, welches ſich allgemeine Begriffe zu machen, und von einer Sache, kraft der in denſelben verborgenen Principiorum zu urtheilen fähig iſt. Welches Vermögen man ſich bey materiellen Dingen nicht vorſtellen kann, und auch nicht bey den Thieren antrifft. Denn ſo weit man die Begierden und Neigungen der Thiere erforſchen können, ſo werden dieſelben einzig und allein durch die Objecta und Vorwürfe gereitzet und getrieben, die ſich ihnen vorſtellen, wodurch einige Philoſophen auf die ſeltſame Meynung gefallen, daß ſie Maſchinen wären. So groſſen Einfluß aber auch die Objecta und andere von ungefähr aufſtoſſende Dinge in die Gedanken der Menſchen haben mögen, ſo blei-

bet den Menſchen doch noch allemal die Kraft übrig, daß er ſagen kann: Nun will ich nicht auf dasjenige denken, was ich ſehe, oder was mir vorkommt. Eine ſolche Freyheit aber iſt dem Mechanismo gerade entgegen, und zeiget, daß die Seele etwas anders iſt, als eine künſtliche Maſchine, oder als eine organiſirte Materie. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der drey und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſcheinen in ihrem letzten Briefe nicht damit zufrieden zu ſeyn, daß ich mich aller Kezer annehme, wenn ich es aber ſagen darf, ſo thun ſie mir in dieſem Stücke unrecht. Man muß diejenigen, welche mit den irrenden Mitleiden haben, von denen wohl unterſcheiden, welche die Irthümer ſelbſt billigen und ausbreiten. Ich lobe diejenigen, welche die irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen ſuchen: Ich tadele blos, daß viele hiebey des rechten Weges verfehlen, und die Irrenden mit Gewalt bekehren wollen. Das erſte iſt chriſtlich, und ein Zeichen der Liebe gegen den Nächſten, welche uns in dem Evangelio anbefohlen worden. Das letzte aber zeigt einen Hochmuth, eine Rachbegierde und einen Haß an, welche Laſter die Lehre Chriſti verdammet. Ich habe blos in meinen Schriften gezeiget, daß die heftigen Verfolgungen nicht nur der geſunden Vernunft und der Lehre des Evangelii entgegen, ſondern auch unnütz und ſchädlich ſind. Ja die Orthodoxie ſelbſt, welche ſich lediglich auf den weltlichen Arm ſtützet, kann GOtt nicht angenehm ſeyn. Denn wie ein groſſer Künſtler daran keinen Gefallen findet, wenn ſeine

Arbeit von einem blinden Manne, oder von einem andern unverſtändigen Menſchen geprieſen wird, und wie ein Muſikus ſich nicht darüber freuet, wenn ein Tauber, oder ein andrer, der kein muſikaliſches Gehör hat, ſeine Compoſition rühmet: ſo kann auch GOtt an ſolchen Menſchen keinen Wohlgefallen tragen, welche ſich erkühnen, von ſeinen herrlichen Eigenſchaften ein Urtheil zu fällen, da ſie ſich doch niemals Mühe gegeben, davon auch nur den geringſten Begrif zu erlangen. Dergleichen Menſchen ſind den herumſtreichenden Bettlern ähnlich, welche zu einem jeden, der ihnen begegnet, ſagen: Frommer und barmherziger Herr, geben ſie mir einen Schilling, da ihnen doch die Frömmigkeit und Barmherzigkeit des Vorübergehenden völlig unbekannt iſt. Soll ein Lobgeſang oder eine Verehrung angenehm ſeyn, und gefallen, ſo muß man den Grund davon anzugeben wiſſen, und ſoll der Glaube dieſen Namen mit Recht verdienen, ſo muß ſich derſelbe auf das Erkenntniß gründen, und die Redensart, ich glaube, muß eben ſo viel ſeyn, als ich weiß. Denn ein Glaube ohne Erkenntniß iſt kein Glaube. Vielleicht wendet man folgendes hiergegen ein. Wenn ein Glaube ohne ein durch eigenes Nachdenken erworbenes Erkenntniß kein Glaube iſt, und wenn der Gottesdienſt, die Gebeter und Lobgeſänge GOtt nicht gefallen können, wo dieſelben nicht von ſolchen Perſonen herrühren, die ihn kennen, was ſoll man denn von der Seligkeit der Bauren und Kohlbrenner für ein Urtheil fällen, welche GOtt allein nach dem Befehl der Obrigkeit, und nach einem gewiſſen Formular, welches ihnen von ihren Seelſorgern

vor=

vorgeſchrieben wird, glauben und verehren. Man kann aber darauf folgendes antworten. Viele Menſchen befinden ſich in ſolchen Umſtänden, daß ſie weder das Vermögen noch die Gelegenheit haben, den Grund des Glaubens zu erforſchen. Bey denen nimt GOtt den Willen für die Werke an, und ob dieſelben gleich nicht wiſſen, was ſie glauben, ſo wird ihnen doch bey ſolchen Umſtänden dieſes als ein Glaube angerechnet. Welche aber das Vermögen und die Gelegenheit haben, ſich eine Erkenntniß zu erwerben, aus Nachläßigkeit aber die dazu gehörigen Mittel verſäumen, von denen kann man nicht ſagen, daß ſie einen Glauben haben, weil ſie ſich um kein Erkenntniß bemühet. Noch vielweniger aber kann ihnen der Glaube zugerechnet werden, weil ſie ſich des ihnen verliehenen Vermögens, und der bequemen Gelegenheit nicht bedienet, ihr Erkenntniß zu unterſuchen. Denn was bey jenen ein Mangel am Vermögen iſt, das iſt bey dieſen ein Mangel am Willen. Ich bin daher mit gewiſſen Gottesgelehrten einig, welche dafür halten, daß diejenigen, welche von der Natur in ſolche Umſtände geſetzt worden, daß ſie kein Vermögen haben, ihr Erkenntniß zu prüfen, und ſich daher von andern müſſen leiten laſſen, auch wenn ſie auf einem Irrwege wandeln, doch alſo anzuſehen ſind, als wenn ſie den rechten Weg erwählet, wenn ſie ſich nur lehrbegierig bezeigen, und ihre Wegweiſer bitten, ſie auf den rechten Weg zu bringen Ich habe übrigens bereits in meinem moraliſchen Catechiſmo dargethan, daß nicht ſo viele Gelehrſamkeit zur Erkenntniß des Glaubens erfordert wird, wie

man

man insgemein vorgiebt, ſondern daß es den Lehrern zuzuſchreiben ſey, daß die Bauren und andre einfältige Leute glauben, ohne den rechten Grund des Glaubens zu wiſſen, oder davon Rechenſchaft geben zu können. Wenn man übrigens die Menſchen ausnimt, welche ſich in den oben angeführten Umſtänden befinden, ſo kann man ſagen, daß der Glaube ohne Erkenntniß kein Glaube zu nennen. Und wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo irren diejenigen, welche den Menſchen verbieten, dergleichen Bücher zu leſen, welche wieder die herrſchenden und durch die Landesgeſetze beſtättigten Religionen geſchrieben worden. Denn dieſes iſt eben ſo viel, als wenn man jemanden verbietet, ſich um ein Erkenntniß, und folglich auch um einen ſichern Glauben zu bewerben, welcher ſich lediglich darauf gründet, ſo wie man kein ſicheres und zuverläßiges Urtheil zu fällen im ſtande iſt, wo man ſich nicht die Beweiſe und Gründe der ſtreitenden Partheyen von beyden Theilen vorher bekannt gemacht. Das Erkenntniß wird durch nichts ſo ſehr erweitert, als wenn man einem jeden erlaubt, ſich aller Mittel zu bedienen, um dazu zu gelangen. Wenn man in einer Societät eine Verordnung machte, daß kein Menſch ſonſt etwas als die Schriften des Ariſtoteles leſen, und keine andre Lehre annehmen ſollte, als welche dieſer Philoſophe vorgetragen, ſo würde die Philoſophie ſich nur eines ſehr ſchlechten Wachsthums rühmen können. Denn ein jeder würde ſich auf ſolche Art nur bloß darum bekümmern, die Meynung des Ariſtoteles recht zu verſtehen, ohne darauf im geringſten bedacht zu ſeyn, ſich ſelbſt ein Er-

Digitized by Google

Erkenntniß zu erwerben. Eben ſo verhält es ſich auch mit der Religion, wenn z. E. ein Verbot kund gemacht würde, daß in einem Lande keine andre als gewiſſe und vorgeſchriebene Auslegungen der heiligen Schrift ſollten geleſen werden. Denn auf ſolche Art würde man ſich nicht um die Erklärung und um den eigentlichen Verſtand der Schrift, ſondern bloß um den Sinn der Ausleger bekümmern. Wer auf eine ſolche Art ſtudiret, der hat ſich bloß beſtrebt, die Meynungen gewiſſer gelehrten Männer einzuſehen und zu begreiffen, welche doch nicht nur fehlen können, ſondern, wie die Erfahrung zeigt, auch wirklich gefehlet haben. Sie können hieraus meine Gedanken erkennen. Ich verdamme die Irrthümer. Ich mißbillige aber auch zu gleicher Zeit die gewöhnliche Art, wodurch man die falſchen Meynungen zu hemmen ſucht, nämlich den Zwang und das Verbot alle Schriften zu leſen, welche wider die in einer Societät angenommenen und herrſchenden Meynungen ſtreiten. Meiner Meynung nach verdient das Erkenntniß, welches ſich bloß auf das Anſehen gewiſſer Männer gründet, eigentlich nicht den Namen eines Erkenntniſſes. Daß die römiſchen Geiſtlichen ſich des weltlichen Arms in Religionsſachen bedienen, ſolches kann man einigermaſſen begreiffen, weil ſie dafür halten, daß ihre Kirche nicht irren könne, und weil ſie einmal den gefährlichen Satz als eine Hauptlehre angenommen, daß es die Pflicht der Kirchen erfordere, ſich gewaltſamer Mittel wider die Irrenden zu bedienen. Daß aber die Proteſtanten auf eine gewaltſame Art mit den Irrenden verfahren, ſolches iſt ganz unbe-

tinnen gehalten werden, ſind, wie ſie ſich ausdrücken, ſo beſchaffen, daß ſie in den Bierſchenken und in den gemeinſten Verſammlungen nicht ſchlechter und niederträchtiger können gehalten werden. Ja alles, was von den Göttern angeführt wird, iſt ſo abgeſchmackt und unanſtändig, daß man nothwendig einen Abſcheu für die alte griechiſche Theologie ſchöpfen muß. Die Reden des Neſtors, welche andre mit Milch und Honig vergleichen, haben ihnen, ihrem Bericht nach, manchen Schweiß ausgetrieben, und ſie mehr ermüdet, als die Geſpräche des allerſchwatzhafteſten Barbiers. Sie wundern ſich ferner darüber, daß einige behaupten, daß man die Tugend und die Sittlichkeit nicht beſſer, als von den griechiſchen Helden, lernen könne, da doch dieſelben nichts als Haß und Blutbegierde von ſich blicken laſſen, und die gröbſten Scheltworte ſo wol wider die Götter als wider die Menſchen ausſtoſſen. Sie reden von einigen andern Stellen des Homers mit eben derſelben Verachtung, und ſcheinen mir dadurch die wiederhohlte Leſung dieſes Poeten ſtillſchweigend vorzuwerfen, welche Bemühung ſie nicht allein für unnütz halten, ſondern wodurch man auch, wie ſie ſchreiben, ſeinen Geſchmack verderben könne. Ich geſtehe, daß einige von ihren Anmerkungen ſehr wohl gegründet ſind. Weil ich aber nebſt den Fehlern dieſer Schrift auch den herrlichen Nutzen derſelben einſehe, ſo fahre ich beſtändig fort, den Homer zu leſen. Wenn man bedenkt, zu welchen Zeiten dieſer Poet gelebt, und daß er einer von den alleräſteſten Skribenten iſt,

ſo

ſo muß man gelinder von dieſer Arbeit urtheilen, und die Fehler, welche man darinn wahrnimt, mehr der Zeit als den Skribenten zurechnen. Im Gegentheil muß man den hohen Geiſt des Dichters und deſſen herrliche Schreibart bewundern, welche nicht nur als eine Quelle der Beredſamkeit in der griechiſchen Sprache anzuſehen, ſondern auch der Schlüſſel zu allen griechiſchen Büchern iſt. Man kann ſehr viel aus dem Homer lernen, obgleich diejenigen zu weit gehen, welche behaupten, daß man auch die Philoſophie, die Moral, die Kriegskunſt und andre Wiſſenſchaften vollkommen aus dem Homer faſſen könne. Denn wer den Homer in dieſer Abſicht lieſet, der wendet die Zeit ſehr unnütz an, und wer dergleichen Wiſſenſchaften darinn anzutreffen glaubt, der hat eine gar zu ſtarke Einbildungskraft. Was die Fehler betrift, welche man bey dieſem alten Poeten anmerkt, ſo ſind einige davon alſo beſchaffen, daß man ſolche zu ſeinem Nutzen anwenden kann. Die unmäßigen Ausſchweifungen, welche in den Reden des Neſtors und andrer angetroffen werden, und den heutigen Regeln der Beredſamkeit entgegen ſind, erläutern insgemein gewiſſe Punkte in der Hiſtorie, Mythologie und Genealogie. Die groben Scheltworte, welche er den groſſen Helden in den Mund legt, zeigen, wie die Menſchen der damaligen Zeiten zu reden gewohnt geweſen, und daß ſie ihre Meynung rein herausgeſagt. Die Schwachheiten, welche er von den Göttern und Göttinnen anmerkt, und die Drohungen, welche Jupiter wider ſie fallen läßt, geben die Gedanken zu erkennen, welche die Alten

 von

von der Einheit des göttlichen Weſens gehabt, und daß alles einer höchſten Macht unterworfen ſey. Eben dieſes kann man auch von verſchiedenen andern Dingen ſagen, welche man an dieſer Schrift tadelt; und ob er wol ſeine Gleichniſſe nur von den Thieren und Inſecten entlehnet, ſo ſind ſolche doch angenehm. Es ſcheint zwar ungereimt, was von der Minerva im XVII Buch geſagt wird, daß ſie einen griechiſchen Helden mit der Kühnheit einer Fliege angefüllet.

Μυιης Θαρσος ενι ϛηθεσιν ενηκεν.

Da aber eine Fliege kein Bedenken trägt, ſich einem Pabſte auf die Naſe zu ſetzen, ſo iſt dieſer Ausdruck nicht ungeſchickt. Uebrigens lerne ich aus dem Homer, wie der Zuſtand vor einigen tauſend Jahren beſchaffen geweſen, was die damals lebenden Menſchen für Neigungen und Sitten gehabt, wie ihre Lebensart beſchaffen geweſen, wie ſie ihre Kriege geführet, mit welchen Ceremonien ſie ihre Bündniſſe geſchloſſen, u. ſ. f. Die Seeräuberey ward damals für eine Tugend gehalten, und einen reichen Mann nannte man πολυληειος, oder einen ſolchen, welcher durch den Raub viele Beute erworben. Die Feldſchlachten waren damals ſehr verwirrt, und die Nacht ſchied allein die ſtreitenden Parteyen von einander. Von der Reuterey wuſte man damals noch nichts. Es wird bloß von Streitwagen geredet, deren ſich die hohen Officiers bedienten. Inſonderheit ſchätzte man die Kutſcher ſehr hoch, welche einen Wagen zu regieren wuſten. Doch irren diejenigen, welche behaup-

haupten, daß die Kunſt zu reiten damals ganz unbekannt geweſen. Denn man findet im XV Buche der Ilias das Wort κελητιζειν und im X Buche ιππων επεϛηϛατο. Daß die Kriegsſchiffe damals nur klein geweſen, ſolches ſiehet man daraus, daß ſie insgemein aufs Land gezogen worden, und daß ſolches deswegen geſchehen, damit das Kriegsvolk dadurch möchte aufgemuntert werden, dem Feinde einen deſto muthigern Widerſtand zu thun. Dahin zielt die Rede des Ulyſſes im XIV Buche.

- - - - ὀυ γαρ Ἀχαιοι
Σχησȣσιν πολεμον νηων ἀλαδ᾽ ἑλκομεναων.

Sie glaubten zwar ein Schickſal. Sie hielten aber auch zu gleicher Zeit dafür, daß man demſelben entweder durch die Verwegenheit der Menſchen, oder durch die Macht des Jupiters zuvor kommen könnte. Daher ſagt Neptunus zu dem Aeneas.

Μη και ὑπερ μοιραν δομον ἀϊδος εισαφικηαι.
im XX Buch.

Man findet, daß es gebräuchlich geweſen, vornehme Feinde bey dem Grabe erſchlagener Freunde zu ermorden, und aufzuopfern, wie auch, daß man dafür gehalten, daß niemand in die Wohnungen der Todten eingelaſſen würde, ehe er begraben worden. Daher ſagt der Schatten des Patroclus zu dem Achilles.

Θαπτε με, ὀττι ταχιϛα πυλας ἀϊδαο περησω.

Mit welchen Ceremonien ſie ihre Bündniſſe geſchloſſen, ſolches ſieht man aus verſchiedenen Stellen. Inſonderheit pflegte man die Götter zu Zeugen und Bürgen anzurufen. Hieher gehört die Stelle im XXII Buche.

Μαρτυροι ἐσσονται και ἐπισκοποι ἁρμονιαων.

Ihre Ritterſpiele waren blutig, und ſehr wenig von einem ernſtlichen Streite unterſchieden. Man lernet aus dem Homer, was für Nationen und Städte damals unter den Griechen geblühet, und welche vor andern Handel und Wandel getrieben. Hieher gehört folgende Stelle aus dem XXIII Buche:

Σιδονες πολυδαιδαλοι ἠσκησαν, φοινικες δε
ἀγον.

woraus man den Handel der Phönicier, und die Manufacturen der Sidonier kennen lernet. Daß die Häuſer der Groſſen in Griechenland zu den damaligen Zeiten nur ſchlecht und ohne Pracht geweſen, davon legt die Wohnung des Achilles ein Zeugniß ab, welche nur mit Stroh gedeckt war:

Λαχνηεντ' ὀροφον.

Die Polygamie aber war damals doch im Gebrauch. Denn Prianius redet von ſeinen 50 Kindern im letzten Buche.

Πεντηκοντα μοι ἠσαν.

Eine Frau ward dennoch nur für die rechte und eigentliche Frau gehalten.

Der

Dergleichen und viele andre Dinge, welche uns eine Abbildung von den damaligen Zeiten geben, kann man aus dem Homer lernen; und wenn man auch ſonſt nicht das geringſte in demſelben fünde, ſo wäre es doch nicht unnütz, dieſen Dichter zu leſen. Jch habe aber bereits angeführt, daß dieſe Gedichte als eine Quelle der griechiſchen Beredſamkeit anzuſehen, und von der Zierde und dem groſſen Reichthum dieſer Sprache ein unwiderſprechliches Zeugniß ablegen. Denn man findet oft, daß ein einziges Wort durch zehn unterſchiedene Namen bezeichnet worden. Z. E. in zwey Verſen wird das Wort Grex oder eine Heerde auf eine vierfache Art ausgedruckt:

Πεντηκοντα βοων ἀγελας τοσσα πωεα οιων.
Τοσσα συων συβοσια τοσσ᾽ ἀι πολια πλατεα ἀιγων.

Sie ſehen hieraus, mein Herr, wesfalls ich den Homer ſo oft und ſtets mit einem neuen Vergnügen leſe. Jch wünſchte, daß mein Exempel und meine Gründe vermögend wären, bey ihnen eine gleiche Liebe zu meinem Dichter zu erwecken. Jch bin ꝛc.

Der
fünf und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß ſie neulich in einer gelehrten Geſellſchaft von einem gewiſſen ſeltſamen Thiere mit Armen und Hörnern reden hören, welches in friſchen Waſſern gefunden würde, und von einer ſo wundervollen Beſchaffenheit ſey, daß wenn man daſſelbe in Stücken ſchneide, ſo entſtehe aus einem jeden Stücke wieder ein eben ſo vollkommnes Thier, wie das vorige. Die Sache verhält ſich wirklich alſo, und iſt von verſchiedenen inſonderheit in den Memoires des Herrn Tremble ausführlicher beſchrieben worden; welche Nachricht gewiß mit Aufmerkſamkeit verdienet geleſen zu werden. Das Thier, von dem hier die Rede iſt, hat den Namen Polypus erhalten. Man hat es verſucht, und daſſelbe ſo wol in die Länge als Breite in viele Stücke zerſchnitten, und nicht lange darauf hat man mit groſſer Verwunderung wahrgenommen, daß aus einem jeden Stücke wieder ein ganz vollkommnes Thier mit Hörnern und Armen entſtanden. Einige Philoſophen haben ſich dieſer Entdeckung bedienet, alles dasjenige zu ſchwächen und umzuſtoſſen, was bisher von der Seele gelehret worden. Sie machen hieraus folgende Schlüſſe: Weil alle Stücke, welche man von dieſem

ſem Thiere abſchneidet, lebendig ſind, und auch nach der Abſonderung noch ein Leben bey ſich haben, ſo folgt daraus, daß entweder die Materie lebendig iſt, oder daß die Seele eine aus verſchiedenen und aus unendlichen theilbaren Partikeln zuſammen geſetzte Materie ſey. Denn dieſes Thier iſt entweder eine pure Materie, oder es hat eine Seele, welche man auch andern Creaturen beylegt. Beſteht es aus einer bloſſen Materie, ſo kann ein Leib an und vor ſich ſelbſt ein Leben haben. Hat es aber eine Seele, ſo ſiehet man, daß dieſelbe kann vervielfältiget werden, und daß man aus einer Seele durch die Theilung mehrere machen kann, wodurch denn die Lehre von dem einfachen und untheilbaren Weſen der Seele einen groſſen Stoß leidet. Ich hege hiervon folgende Gedanken. Wenn eine ſolche Operation bey mehrern Thieren ſtatt fünde, ſo könnte man daher Anlaß nehmen, ein neues Syſtema zu ſtande zu bringen. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß die Stücke, welche man von allen andern Creaturen abſondert, todt ſind und bleiben, und kein Leben und keine Bewegung weiter haben, ſo folgt allein daraus, daß dieſes Thier, welches man mit dem Namen Polypus belegt, von einer ganz beſondern Eigenſchaft, und aus unzählich andern kleinern Polypis zuſammen geſetzt ſeyn muß, welche durch das Zerſchneiden von einander gelöſet werden. Wenn man dieſe Meynung annimmt, die nicht ſo gar unwahrſcheinlich zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt dieſe Entdeckung weder der Theologie noch der Philoſophie ſo gefährlich, wie man insgemein vorgiebt.

Digitized by Google

Denn es fließt nichts anders daraus, als daß der Polypus ein Thier von einer ganz beſondern Beſchaffenheit iſt, und an ſtatt andre Creaturen aus verſchiedenen körperlichen Partikeln zuſammengeſetzt ſind, welche von einer einfachen und gemeinſchaftlichen Seele regieret werden, ſo beſteht der Polypus aus verſchiedenen ganzen Thieren, von denen ein jedes ſeine eigene Seele oder ſeinen eignen Leib haben muß. Vielleicht iſt es mit den Polypis eben ſo beſchaffen, wie mit dem Rogen in einem Fiſch, welcher nur ein Körper zu ſeyn ſcheint, ungeachtet er aus vielen 1000 ganzen Stücken kann zuſammen geſetzt ſeyn, von denen aus einem jeden wieder ein vollkommner Fiſch werden kann. Wenn man alſo einen Fiſchrogen theilet, ſo thut man nichts anders, als daß man viele zuſammenhängende arganiſirte Semina von einander löſet. Wenn man mit dieſer Erklärung nicht zufrieden iſt, ſo halte ich mich an mein erſtes Argument, daß das Beyſpiel eines einzigen Thieres nicht hinlänglich iſt, eine neue Philoſophie einzuführen, und eine allenthalben angenommene, und einer Demonſtration nahe kommende Meynung über einen Haufen zu werfen, weil man ſiehet, daß, ſo oft man dergleichen bey einer andern Creatur verſuchet, die Creatur ſtirbt, und die abgeſchnittenen Theile unbeweglich liegen bleiben und verfaulen. Hier hat das Sprüchwort ſtatt: Vna hirundo non facit ver. Die unordentliche und ellyptiſche Fahrt der Cometen iſt nicht vermögend, wie ich oben erwieſen, die angenommene Meynung von den Wirbeln umzuſtoſſen, ſondern es folgt bloß daraus, daß die Cometen

von

von einer beſondern Beſchaffenheit ſind, welche niemand bisher völlig begreifen können. Eben daſſelbe kann man auch von dieſem ſeltſamen Thiere ſagen, und auf die auſſerordentlichen Eigenſchaften deſſelben kein neues Syſtema in der Philoſophie bauen. Man erwähnt zwar noch eines andern Wurms von eben derſelben Beſchaffenheit, welcher mit den Menſchen geboren, und Solitarius genannt wird. Geſetzt aber, daß auch dieſer Wurm mit dem Polypo eine Aenlichkeit hätte, ſo könnte man doch nicht mehr als zwey ſolche Exempel in der Natur anführen. Ueberdem behaupten auch einige Naturkundige, daß der letztgemeldete Wurm nichts anders iſt als eine zuſammen hangende Kette von verſchiedenen andern Würmern. Ich unterwerfe dieſes alles ihrer nähern Prüfung, und bin ꝛc.

Der
ſechs und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Weil durch Religionsdiſputen bisher wenig oder nichts ausgerichtet worden, und die Erfahrung mehr als zu oft gezeigt, daß die zu ſolchem Ende angeſtellten Unterredungen entweder fruchtloß abgelaufen, oder die Gemüther nur noch mehr erbittert, ſo laſſe ich mich nicht gerne in ſolche Streitigkeiten ein. Und eben dieſes iſt die einzige Urſache, wesfalls ich aller ſo oft wiederhohlten Einladungen ungeachtet, dennoch niemals bey den Verſammlungen erſcheine, welche alle Woche einmal in ihrem Hauſe pflegen gehalten zu werden, um die Religionsſtreitigkeiten beyzulegen. Sie ſchmeicheln ſich mit einer vergeblichen Hofnung, mein Herr, wenn ſie von dergleichen Conferenzen, die ſchon ſo oft vorher von den gröſten Männern gehalten worden, auch nur den geringſten Nutzen erwarten. Man ſahe es ehedem als ein thörichtes Unternehmen an, daß der römiſche Proconſul, Gellius, alle athenienſiſche Philoſophen zuſammen kommen ließ, um ſie durch eine freundſchaftliche Unterredung mit einander zu vereinigen. Dieſes iſt bey chriſtlichen Theologis noch viel weniger möglich, bey denen die Leidenſchaften noch weit ſtärker regieren. Ich meines Theils habe folgendes Prin-

cipi-

cipium feſtgeſetzt: Weil eine jede Secte mit ſcheinbaren Gründen verſehen iſt, ihre Lehre zu vertheidigen, ſo bekenne ich mich zu derjenigen Lehre, wobey man am ſicherſten fährt, und welche mit den ſtärkſten Gründen kann erwieſen werden. Geſetzt demnach, daß ein Atheiſt auch vermögend ſeyn könnte, mich durch die Stärke ſeiner Gründe zum Stillſchweigen zu bringen, ſo würde ich ihm doch niemals beypflichten, weil es weit ſicherer iſt, ein göttliches Weſen zu glauben und zu verehren, als ohne alle Religion in der Welt zu leben. Ich habe daher auch bereits in meinen Briefen beygebracht, daß ich aus eben dieſem Grunde mich niemals würde bequemen können, der Lehre der Römiſchkatholiſchen von der Transſubſtantiation, von der Verehrung der Heiligen, von der Verdammniß der Kinder, die vor der Taufe ſterben, von den Verfolgungen ꝛc. beyzutreten, weil es viel ſicherer iſt, dergleichen harte Sätze nicht zu glauben. Aus eben derſelben Urſache verwerfe ich auch die Lehre der Reformirten von der Prädeſtination, denn es iſt allemal ſicherer, von Gott zu glauben, daß er nicht bereits vor der Schöpfung jemanden verurtheilet. Sollte man etwa einwenden, daß man in problematiſchen Sachen die wahrſcheinlichſte, und mit den meiſten Gründen verſehene Meynung erwählen müſſe, ſo kann man darauf antworten, daß die ſicherſte Meynung allemal die wahrſcheinlichſte ſey, und daß ein Satz, welcher gefährlich zu ſeyn ſcheint, nicht für gründlich könne gehalten werden. In den Streitigkeiten zwiſchen den Orthodoxen und Socinianern

mit

Digitized by Google

pflichte ich aus eben derſelben Urſache der Meynung der erſtern bey. Denn obgleich die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit unbegreiflich iſt, und man mit der Vernunft nicht begreifen kann, wie drey ein, und ein drey ſeyn könne, ſo verliere ich doch nichts dabey, wenn ich ein Geheimniß glaube, welches ich nicht begreifen kann. Ich verliere nichts dabey, wenn ich dem Sohne göttliche Ehre beweiſe, weil ich glaube, daß er eines Weſens mit dem Vater iſt, und ich bete daher nur einen einzigen wahren GOtt an. Die Socinianer aber kann man mit Recht der Abgötterey beſchuldigen, weil ſie den Sohn für einen GOtt verehren, da ſie denſelben doch zu gleicher Zeit für eine Creatur halten. Die Mahometaner hegen zwar mit den Socinianern gleiche Gedanken von dem Sohne, ſie enthalten ſich aber der göttlichen Verehrung. Und in dieſem Fall verfahren ſie aufrichtiger als die Socinianer. Denn hier heißt es, entweder wir müſſen die Gottheit des Sohnes erkennen, oder uns enthalten, ihm göttliche Ehre zu beweiſen, um uns nicht der Abgötterey ſchuldig zu machen. Hieraus erhellet, daß diejenigen irren, welche dafür halten, daß die Mahometaner mit den Socinianern in einer Gemeinſchaft leben könnten; da man doch einen Muſelmann viel eher würde bereden können, zu den Orthodoxen als zu den Socinianern zu treten. Denn ein Türk würde ſich unfehlbar in dieſem Stück folgendergeſtalt erklären. Die Lehre der Rechtgläubigen von der Dreyeinigkeit iſt unbegreiflich. Weil ſie aber dafür halten, daß die drey Perſonen in der Gottheit nur ein Weſen ſind,

ſo

ſo finde ich, daß der Dienſt, welchen ſie dem Sohne erweiſen, keine Abgötterey zu nennen, und wir ſind in dem Stücke mit einander einig, daß nur ein einziger wahrer GOtt iſt. Es iſt alſo ſicherer, der Lehre der Orthodoxen zu folgen, als den Arianern und Socinianern beyzupflichten, welche den Sohn verehren, ungeachtet ſie denſelben für eine Creatur halten. So würde ein Mahometaner urtheilen, wenn er ſich bequemen wollte, die ſicherſte Lehre anzunehmen. Niemand ſündiget, wenn er einer Lehre Beyfall giebt, welche mit der gröſten Sicherheit verbunden iſt. Denn, wenn er gleich irret, ſo iſt der Irrthum doch gewiſſer maſſen unſträflich, weil er irret, aus Furcht zu ſündigen. Daher laſſe ich mich bey allen Streitigkeiten, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, niemals von dieſem Grundſatz abwendig machen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der ſieben und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheint, daß ſie es mir als einen Fehler anrechnen, daß ich ſo oft von der Toleranz predige. Jch aber glaube, daß man dieſe Sayte nicht zu oft berühren könne. Man ſieht, was diejenigen Bücher für eine vortrefliche Wirkung gehabt, welche gegen das Ende des vorigen, und im Anfange des gegenwärtigen Seculi von dieſer Materie geſchrieben worden. Die Römiſchkatholiſchen fangen an, ſich des Eyfers ihrer Vorfahren zu ſchämen, und es iſt wahrſcheinlich, wenn die herrlichen Schriften von der Toleranz den Spanien und Portugieſen bekannt wären, daß auch dieſe Nationen eben ſo gelinde wie andre der römiſchen Lehre ergebene Völker mit andern Glaubensverwandten verfahren würden. Jn unſern Norden ſind dergleichen Schriften annoch ſehr nöthig. Denn die Ketzermacherey ward noch vor wenig Jahren als eine hohe und chriſtliche Tugend angeſehen, und das Sprüchwort, malus Chriſtianus poteſt eſſe bonus Theologus ward für ein gründliches Axioma gehalten. Die Urſache iſt, meinem Bedünken nach, darinn zu ſuchen, daß man die angezogenen vortreflichen Bücher bey uns ſpäter, als an

andern

Digitized by Google

andern Orten geleſen. Ein eifriger Ketzermacher aber thut ſehr wohl, wenn er, ſo oft er von dem heftigen Enthuſiasmo oder der Neigung, die Ketzer zu verfolgen, angegriffen wird, folgendes ſich ſelbſt zu Gemüthe führet: Wenn ich in ein Land käme, wo man meine Orthodoxie für eine Ketzerey hielte, und woſelbſt man mich der Sätze wegen verfolgte, wesfalls ich nun andre verfolge, würde ich alsdenn nicht das principium intolerantiae verdammen, welches mir gegenwärtig ſo wohl gefällt. Ich bin verſichert, ſein Enthuſiasmus wird gleich gemäßiget, wo nicht völlig gedämpft werden, und das Axioma, quod tibi non vis fieri etc. wird ihn zu einem ganz andern Menſchen machen. Er wird bey groſſen Irrthümern die Toleranz erwählen, bey kleinen aber ein Syncretiſt ſeyn, und bloß diejenigen für Ketzer halten, welche ein unchriſtliches Leben führen. Hieran aber gedenken die Menſchen nicht einmal. Und daher ſieht man, daß viele kein Bedenken tragen, mit den gröſten Sündern in Gemeinſchaft zu leben, und ſich von denen abſondern, welche eine Sache nicht auf eben dieſelbe Art, wie ſie, einſehen. Denn bey den erſten bedient man ſich der Formel: Wir haben alle eine Taufe, und alle ein Buch unterſchrieben. Das ſeltſamſte iſt, daß ſolches bisweilen bey ganz gleichgültigen Dingen geſchiehet, gerade als wenn es eine Sache von der äuſerſten Wichtigkeit wäre, ob man auf den Knien oder im Sitzen communiciret, ob man die Sacramente in weißen oder ſchwartzen Kleidern austheilet, und ob die Kirchen von Biſchöfen oder nur von bloſſen Prieſtern regie-

ret

Digitized by Google

ret werden. Wenn jemand glaubte, daß Arius ein gröſſerer Theologus, als der Biſchof zu Alexandrien geweſen, ſollte ich mich deswegen von ihm abſondern; und wenn jemand ſagte, der heilige Petrus iſt der erſte Biſchof zu Rom geweſen, und die gegenwärtigen Päbſte ſind alle ſeine Nachfolger, ſollte ich ihn bloß dieſer Urſache halber haſſen? Solte ich mich dem Umgange eines andern bloß deswegen entziehen, weil unſere Meynungen in Abſicht auf dieſes, oder jenes Geſchlechtsregiſter von einander unterſchieden ſind. Nichtsdeſtoweniger haben doch dergleichen Sätze eine Trennung in den chriſtlichen Gemeinen verurſachet. Daß die Intoleranz ehedem eben ſo ſtark bey unſerer nordiſchen Geiſtlichkeit, als in irgend einem andern Lande geherrſchet, ſolches kann man aus verſchiedenen Beyſpielen darthun. Die beyden groſſen Männer, Holger Roſenkranz, und Johann Paul Reſenius, wurden bloß deswegen in einen Streit verwickelt, weil ſie ſich einiger beſonderen Ausdrücke, wiewol von gar keiner Wichtigkeit bedienet, und weil ſie von den Orthodoxen bloß in der Schreibart abwichen, mit denen ſie ſonſt, was die Sache ſelbſt betraf, vollkommen einig waren. Georgius Dybvadius ward als ein Ketzer angeſehen, weil er einige engliſche Gottesgelehrte und den Calvin gerühmt, und ſolche mit Luthero in eine Claſſe geſetzet. Conradus Aslacus gerieth eben derſelben Urſache halber in Verdacht, ungeachtet er ſonſt keinen Fuß breit von der augſpurgiſchen Confeßion abgieng. Man ſieht aus dieſen und andern Exempeln, daß die Hitze der nordiſchen

diſchen Geiſtlichkeit ehedem hieſelbſt faſt eben ſo groß als an den Orten geweſen, wo man die Inquiſition eingeführet. Dieſer Eifer hat auch hieſelbſt länger, als in andern proteſtantiſchen Ländern gedauert, an welchen letztern Orten die engliſchen und franzöſiſchen Schriften von der Toleranz, welche man dorten früher, als hier geleſen, den alten Sauerteig ausgerottet, und eine ſolche Wirkung gehabt, daß man dasjenige, was man ehedem als eine chriſtliche Tugend angeſehen, nunmehro als etwas unchriſtliches verabſcheuet. Meinem Bedünken nach aber ſind annoch einige Ueberbleibſel bey uns vorhanden, und daher können nach meiner Einſicht die Predigten von einer chriſtlichen Toleranz, und von der Sanftmuth nicht oft genug wiederholet werden. Ich wünſche von Herzen, daß es mit der Zeit ein Hauptartikel des Glaubens bey uns werden, und man diejenigen hauptſächlich für Ketzer halten möge, welche mit andern Kindern Gottes in der Frömmigkeit und andern chriſtlichen Tugenden nicht überein kommen. Ich wünſche von Herzen, daß man inskünftige von verſchiedenen wackern Männern gelinder urtheilen möge, welche die Chriſten zum Frieden und zur Sanftmuth aufgemuntert, und gezeigt, wie gefährlich es ſey, ſich wegen gewiſſer ſtreitigen, und bisweilen ganz gleichgültigen Meynungen von einander abzuſondern. Ein Melanchton, ein Grotius, ein Clericus, und andre, ſind deswegen mit dem verhaßten Namen der Syncretiſten belegt worden, und ein Duräus, welcher in einem ſolchen heiligen Vorhaben aus einem Lande in das andre reiſete, rich-

 tete

ſete dadurch nichts anders aus, als daß er ſich verhaßt und lächerlich machte. Vielleicht halten ſie ſelbſt, mein Herr, dieſe von mir gegebenen Erinnerungen für übel gegründet, und ärgerlich. Vielleicht aber kommt die Zeit, daß ſie anders davon urtheilen, und verſchiedene wackere Männer, welche man nun mit verhaßten Namen belegt, für Säulen und Pfeiler der Kirche halten werden, weil dieſelben gezeigt, worin das wahre Chriſtenthum beſtehe, und daß man nicht nur glauben, ſondern auch als Chriſten leben, und mit denen Mitleiden haben müſſe, welche in einer guten Abſicht wirklich irren, und daß man ſich dem Umgange und der Gemeinſchaft derjenigen nicht entziehen müſſe, welche mit uns in gleichgültigen Meynungen nicht einig ſind. Denn eine Societät wird durch nichts ſo ſehr gezieret, als durch die Einigkeit und durch die brüderliche Liebe. Kein Saß iſt ſchlechter gegründet, als daß eine ſolche Liebe und Einigkeit in den Landen nicht ſtatt haben könne, wo die Gewiſſensfreyheit herrſchet. Denn die Unruhen und die innerlichen Kriege rühren eben ſo wenig von den unterſchiedenen Meynungen in der Religion, als von dem verſchiedenen Geſchmack im Eſſen und Trinken her. Der Urſprung und die eigentliche Quelle derſelben iſt allein in den Verfolgungen zu ſuchen, da ein Bürger den andern zwingen will, daß derſelbe dasjenige ſchön finden ſoll, welches er doch verabſcheuet, oder welches einerley iſt, daß er ſeine eigne Einſicht und ſeine Sinnen verläugnen ſoll. Ich habe bereits oft erinnert, daß es zu dieſen gefährlichen Zeiten die Noth erfordert, die

über-

überflüßigen Fragen an die Seite zu ſetzen, und an der Vereinigung der chriſtlichen Secten zu arbeiten. Denn es heißt gegenwärtig, die Cananiter ſind im Lande, Hannibal oder der Deismus iſt nahe, und desfalls müſſen die innerlichen Streitigkeiten, und die bürgerlichen Kriege aufhören. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
acht und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie erwehnen in ihrem letzten Schreiben der ungleichen Beneficien und Belohnungen, und ſcheinen damit nicht ſonderlich zufrieden zu ſeyn. Ich hege in dieſem Stücke ganz andere Gedanken, und habe nach einer genauen Ueberlegung befunden, daß viele Dinge, welche dem erſten Anblick nach übel gegründet zu ſeyn, und eine Reformation nöthig zu haben ſcheinen, an ſich ſelbſt ſehr nöthig und nützlich ſind, und durchaus nicht müſſen verändert werden. In der unterirdiſchen Reiſebeſchreibung des bekannten Nicolas Klims werden hievon verſchiedene Exempel beygebracht, und diejenigen irren nicht, welche glauben, daß die ganze Schrift hauptſächlich hierauf abziele. Denn der wandernde Klim verwirft im Anfange allenthalben, wo er hinkommt, die Gewohnheiten und Gebräuche der unterirdiſchen Völker, welche er doch nach einer genauern Ueberlegung, nöthig und nützlich findet. Die Dinge aber, welche er im Anfange bewundert, fallen ihm nachher als ungegründet und thöricht in die Augen. Inſonderheit pflegt man ſich täglich über nichts ſo ſehr zu beſchweren, als daß Aemter von einem gleichen Gewichte

wichte und von einer gleichen Arbeit dennoch ſo ungleich belohnet werden. Und weil hierinn eine natürliche Unbilligkeit zu ſeyn ſcheinet; ſo heißt es bey manchen, was kann ungerechter ſeyn, als daß Titius, welcher eben daſſelbe Amt bekleidet, und eben dieſelbe ja bisweilen eine noch gröſſere Arbeit hat, als Mevius, dennoch nur halb und manchmal kaum den dritten Theil ſo viel, als dieſer zum Gehalt bekommt. Keine Klage ſcheint in der That beſſer gegründet zu ſeyn, und daher ſind bereits ſeit langer Zeit allerhand Vorſchläge gethan worden, bey gleichen Aemtern auch eine gleiche Belohnung einzuführen. Wenn man aber die Sache ein wenig genauer überlegt, ſo wird man finden, daß man dieſe Sayte nicht berühren müſſe, und daß man ſich von der Gleichheit der Belohnungen und Beneficien die Wirkung nicht verſprechen könne, welche man ſich vorſtellt. Ich will, um dieſes zu erläutern, eine Hiſtorie anführen, welche ich aus Unachtſamkeit der unterirdiſchen Reiſe des Klims einzuverleiben vergeſſen, welche ich aber derſelben annoch einzuſchalten willens bin, falls das Buch noch öfterer ſollte aufgelegt werden. Klim kam in ein Land, welches den Namen Quisiimiri führte, und ſeiner billigen und gerechten Geſetze halber berühmt war. Er fand auch, daß die Verordnungen des Landes den ihnen beygelegten Ruhm mit Recht verdienten, indem alles auf die Ordnung und Billigkeit gegründet war. Dem ungeachtet aber bemerkte er allenthalben bey den Einwohnern zu ſeiner nicht geringen Befremdung eine ganz ausnehmende Unwiſſenheit und Trägheit, und wie er ſich deswegen bey ſeinem Hauswirthe, der ein ganz ver-

 nünf-

nünſtiger Mann zu ſeyn ſchien, erkundigte, ſo erhielt er von demſelben folgende Antwort: Dieſes Volk gab ehedem keiner andern Nation an Wiſſenſchaft und Fleiß das geringſte nach. Es iſt aber durch ein gewißes Geſetz, welches ſonſt an ſich ſelbſt ganz billig und gerecht zu ſeyn ſchien, auf einmal niedergeſchlagen, und ganz träg und faul gemacht worden. Dieſes Geſetz verordnete, daß alle diejenigen, welche einerley Arbeit in gleichen Aemtern hätten, auch einerley Belohnung genieſſen ſollten. Kein Geſetz iſt wol leicht, fuhr der Hauswirth fort, im Anfange mit einem gröſſern Beyfalle aufgenommen worden. Man bemerkte aber mit der Zeit, daß daſſelbe eine ganz widrige Wirkung hatte. Die meiſten Aemter in dieſem Lande ſind in den Händen der Tumbos und Quambos, * und nach dieſen Bedienungen pflegen Leute aus geringem Stande vor allen andern inſonderheit zu trachten. Die Einkünfte derſelben waren im Anfange ſehr ungleich. Denn ein Tumbo konnte bisweilen 600 Rthlr. Einkünfte haben, anſtatt daß ein andrer, welcher mit eben denſelben und bisweilen mit noch mehrern Verrichtungen beladen war, kaum 100 Rthlr. einzukommen hatte. Ueber dieſe Ungleichheit wurden beſtändige Klagen geführet, wesfalls die Regierung endlich für rathſam hielte, eine durchgängige Gleichheit einzuführen. Kaum aber hatte man dieſe bisher gewöhnliche Ungleichheit aufgehoben, ſo verſchwand alle Aemulation, und diejenigen, welche ſich bisher durch Fleiß und Wiſſenſchaften hervor zu thun geſucht hatten, lieſſen von dieſer Zeit an nicht den geringſten Eyfer weiter von ſich ſpüren. Wenn je-

* Dieſe kommen mit unſern Prieſtern und Hardsvögten überein.

jemand ihnen dieſes vorhielte, ſo antworteten ſie: Was nützt es, daß wir uns bemühen, vor andern einen Vorzug zu erhalten, da die Belohnungen durchgehends gleich ſind. Und ſie urtheilten in dieſem Stücke nicht unrecht. Denn eine ſolche Ungleichheit kann unmöglich eine andre Wirkung hervor bringen. Viele Dinge ſcheinen nützlich zu ſeyn, die doch ſchädlich ſind, ſo wie andre ungerecht zu ſeyn ſcheinen, welche doch die Billigkeit und das Recht zum Grunde haben? Man fragte mich einmal, ob ich meinen Bauren auch wol bisweilen gewiſſe Abgaben ſchenkte? Ich bejahete dieſe Frage, und fügte hinzu, daß ich dieſe Wohlthat inſonderheit den wohlhabenden Bauren angedeyen zu laſſen gewohnt wäre. Dieſe Antwort ſchien allen Anweſenden überaus ſeltſam zu ſeyn, indem ein jeder dafür hielt, daß man ſich inſonderheit gegen die Armen gütig bezeugen müſte. Ich rechtfertigte meine Aufführung aber auf folgende Art. Weil die Bauren insgemein nichts von ihren Eltern erben, ſondern alles, was ſie beſitzen, ihrem eigenen Fleiſſe und ihrer Tüchtigkeit zu danken haben, ſo iſt ein vermögender Bauer überhaupt nichts anders, als ein arbeitſamer und tüchtiger Haushalter, ſo wie ein armer insgemein faul und nachläßig iſt. Ich bezeuge mich demnach gegen einen tüchtigen Bauer viel gütiger, als gegen einen untüchtigen, und hüte mich ſehr, daß ich einem reichen Bauer nicht mehr als einem armen auflege. Die meiſten urtheilen in dieſem Falle anders, und meynen, daß man von denen am meiſten fordern müße, welche die Abgaben am leichteſten abzutragen im ſtande wären. Dieſes Principium aber iſt gewiſſermaſſen falſch und ſchädlich, weil die Faulen dadurch

aber die Luſt benommen wird, ferner fleißig zu ſeyn, weil ſie merken, daß ſie ſich dadurch ſelbſt Schaden zufügen. So offenbar aber auch der Nachtheil iſt, welcher daraus herflieſſet, ſo wollen die wenigſten dennoch dieſes begreifen. Sie halten es vielmehr für eine Art der Gerechtigkeit, die Bürden und Arbeiten nach dem Zuſtande der Unterthanen einzurichten, ohne auf die Urſache zu ſehen, wodurch der eine vor dem andern zu einem gröſſern Vermögen gelanget, und ohne ſich die daraus entſtehenden widrigen Folgen vorzuſtellen, nämlich, daß ein arbeitſamer und fleißiger Mann ſeinen Fleiß verdammen wird, wodurch er nichts anders ausrichtet, als daß man ihn gleichſam deswegen beſtrafet, und ihn verurtheilet, die Laſt für ſeinen Nachbar mitzutragen, aus keiner andern Urſache, als weil er währender Zeit, daß der andre das ſeinige durchgebracht und geſchlafen, Tag und Nacht fleißig geweſen, und gearbeitet. Solche Mittel ſind nicht geſchickt, eine Societät zu erhalten, und diejenigen, welche dergleichen Grundſätze haben, ſind unfähig, weder einer groſſen noch kleinen Haushaltung vorzuſtehen. Indeſſen muß man doch auch hierbey, wie bey allen andern Vorfällen, auf die Umſtände acht geben. Denn viele ſind ohne ihr Verſchulden bloß durch allerhand unglückliche Zufälle ärmer als ihre Nachbaren geworden. Die Bürden eines ſolchen Mannes zu erleichtern, erfordert die Billigkeit, welches niemanden fremd dünken kann. Wenn man aber ohne dergleichen Bewegungsgründe zu haben, auf die oben angeführte Art verfährt, ſo muß ſolches nothwendig Verdruß erwecken, und die bereits angezeigten widrigen Folgen nach ſich ziehen. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß wir, wie ich vor einigen Tagen die Ehre hatte, bey ihnen zu ſeyn, über die Theilung der Materie in unendliche Partikel allerhand Betrachtungen anſtellten. Ich habe nachher dieſe Sache noch reiflicher überiegt, und finde noch keinen Grund, welcher mich bewegen ſollte, von meiner damals geäuſſerten Meynung abzugehen, daß es nämlich am beſten ſey, bey dieſem Streite ſich zu keiner Partey zu ſchlagen, weil ſich allenthalben ſo viel Schwierigkeiten finden, daß man nicht vermögend iſt, ſich aus denſelben herauszuwickeln. Man hat zwar bereits in alten Zeiten über dieſe Materie geſtritten, zu unſern Zeiten aber iſt dieſe Unterſuchung aufs höchſte getrieben worden. Eine jede Meynung kann ſich rühmen, daß ſie die gröſten Naturkündiger zu Vertheidigern hat, und es fehlt keiner Partey an wichtigen Gründen, ihren Satz zu behaupten. Der berühmte engliſche Philoſoph, Loke, welcher ſo

Digitized by Google

man mag die Theilbarkeit annehmen oder nicht, ſo geräth man in ſolche Schwierigkeiten, welche kaum können gehoben werden. Diejenigen, welche die Untheilbarkeit der Materie in unendliche Partikel vertheidigen, bringen folgendes zur Beſtärkung ihres Satzes bey. Weil eine jede Materie aus Einheiten zuſammen geſetzt iſt, und es einen Widerſpruch mit ſich führet, eine Einheit zu vervielfältigen, ſo muß man dieſen Theilungen Gränzen ſetzen, und nothwendig einige phyſikaliſche Punkte und Elemente annehmen, welche nicht weiter können getheilet werden. Solche Punkte verdienen allein den Namen der einfachen Subſtanzen. Wenn aber ein ſolcher Punkt oder ein ſolches Element ſich mit einem andern vereiniget, ſo iſt es nicht mehr eine Subſtanz, ſondern eine Zuſammenſetzung von Subſtanzen. Man muß in der Natur gewiſſe unveränderliche Elemente zugeben, welche nicht können getheilet werden, weil man ſieht, daß die Species oder die erſchaffenen Dinge inſonderheit immer unveränderlich, und eben dieſelben ſind, ſo daß man eine Species nicht in die andre verwandeln kann. Denn ein Menſch iſt ſtets ein Menſch, ein Vogel bleibt ſtets ein Vogel, und man mag das Gold noch ſo oft umſchmelzen als man will, ſo bleibt es doch ſtets Gold, und eben daſſelbe kann man auch von andern Metallen ſagen. Zu geſchweigen, daß dieſe unendliche Theilung der Materie ſo unbegreiflich iſt, daß die ganze menſchliche Vernunft ſich dagegen ſetzet. Dieſes ſind die vornehmſten Gründe, welche die ſogenannten Atomiſten, oder diejenigen beybringen, welche behaupten, daß gewiſſe Partikel oder Elemente

vor-

vorhanden ſind, aus denen die grӧßern Kӧrper beſtehen, welche nicht wieder kӧnnen getheilet, ſondern für unveränderlich müſſen gehalten werden. Andre aber, welche glauben, daß die Theilung der Materie keine Gränzen habe, pflegen folgendes zur Vertheidigung ihres Satzes anzuführen. Eine Materie, welche exiſtirt, und ihre Dimenſionen hat, iſt, wie oft dieſelbe auch getheilet wird, dennoch ſtets einer ӧftern Theilung unterworfen. Denn wie klein dieſelbe auch iſt, ſo hat ſie doch ſtets ihre Flächen und ihre Seiten; und alſo kann ein Sandskorn, in ſo viele andre Sandskӧrner getheilet werden, als im Grunde des Meers befindlich ſind; wo man nicht ſagen will, daß eine Materie durch die Theilung endlich ganz zernichtet werden kӧnne, welches doch niemand behauptet. Denn die Monaden des Leibnitzens, oder die untheilbaren Punkten, die er erdacht hat, ſind nichts anders als Entia Rationis, worinn keine Wirklichkeit vorhanden iſt, und woraus alſo auch nichts Wirkliches entſtehen kann. Was den Beweis anlangt, welcher von beſondern Creaturen, von Bäumen und von dem Metall hergenommen wird: ſo beſtärkt derſelbe vielmehr den Lehrbegriff des Anaxagoras von den Homomӧrien, oder den zuſammengeſetzten Dingen von einerley Art Partikeln, als daß man daraus die Untheilbarkeit der Materie zu beweiſen ſollte vermӧgend ſeyn. Was endlich

und Seiten hat, nicht könne getheilet werden. Bey ſolchen Gründen, welche beyde Theile zur Behauptung ihres Satzes anführen können, ſcheint es mir am vernünftigſten zu ſeyn, gar keine Partey zu erwählen. Ein gewiſſer neuer Philoſoph behauptet, daß man dieſe Streitigkeit am beſten auf folgende Art beylegen könne: Wenn allein von einer idealiſchen Theilung die Rede iſt, die blos mit den Gedanken geſchiehet, ſo kann man ſagen, daß die Theilung der Materie unendlich ſey. Denn ſo lange man ſich einen Körper vorſtellet, wie klein derſelbe übrigens auch immer ſeyn mag, ſo lange kann man ſich auch eine Theilung vorſtellen. Man kann ſich bey einer jeden, und auch bey der allerkleinſten Partikel zwo Hälften, und eine Fläche vorſtellen, und eine ſolche Theilung, die mit den Gedanken geſchiehet, hat demnach keine Gränzen. Ganz anders aber verhält es ſich, wenn man eine wirkliche Theilbarkeit annimt, und die Natur eben ſo künſtlich und wirkſam machen will, als unſere Einbildungskraft. Auf ſolche Art ſucht er die Schwierigkeit zu heben, indem er zwiſchen einer eingebildeten und wirklichen Theilung einen Unterſcheid macht, und behauptet, daß dasjenige, was der Einbildungskraft möglich iſt, in Abſicht auf die Natur für unmöglich zu achten. Meinem Bedünken nach, aber wird die Schwierigkeit doch dadurch nicht völlig gehoben. Denn es bleibt noch allemal der Einwurf übrig, wie man ſich die unendliche Theilung eines endlichen Dinges vorſtellen, und ſich einbilden könne, daß eine Einheit könne vervielfältiget werden, welches einen Widerſpruch in ſich faßt.

Es

Es iſt demnach am beſten, keine Partey von beyden zu nehmen, ſondern mit dem berühmten Iſaak Neuton zu ſagen: GOtt kann allein durch ſeine Allmacht dasjenige ausrichten, was weder die Natur zu ſtande zu bringen, noch der Menſch durch die Vernunft ſich vorzuſtellen vermögend iſt. GOtt kann die Elemente ins Unendliche theilen, ſo wie er dieſelben vernichten kann. Er thut aber ſolches nicht, ſondern er erhält gewiſſe Partikel untheilbar, damit dieſelben zum Grunde alles desjenigen dienen mögen, was in der Welt hervorgebracht wird. Denn wenn man mit einigen ſagen will, daß GOtt durch die Almacht ein ſolches Element nicht theilen könne: ſo muß man auch ſagen, daß er nicht vermögend ſey, eine Materie zu vernichten. Ich trete dieſem Ausſpruch ſehr gerne bey, weil daraus gewiſſermaſſen erhellet, daß man in dieſer Sache nichts entſcheiden könne, indem ſolche mehr zur Theologie als zur Phyſik gehöret. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheint, daß ſie mit den Gründen und Erklärungen zufrieden ſind, welche ich in meinem leztern Schreiben zur Vertheidigung des Homers beygebracht. Sie verlangen nun nur noch von mir zu wiſſen, ob die Ilias ein bloſſes Gedicht ſey, und ob die Meynung derjenigen Grund habe, welche behaupten, daß der Poet den ganzen trojaniſchen Krieg erdichtet. Ich glaube, daß der Krieg wirklich geführet worden, und daß der Poet bloß einige Nebenumſtände hinzu gefügt, um ſein Gedicht deſto angenehmer zu machen. Inſonderheit ſcheint dasjenige erdichtet zu ſeyn, was er von der Helena erzählet, welches durch den Bericht des Herodotus, der ſich auf ägyptiſche Traditionen gründet, widerlegt wird. Nach dem Bericht der ägyptiſchen Prieſter ward Paris, da er die Helena von Sparta entführt, nebſt ihr durch einen Sturm nach Aegypten verſchlagen. Wie aber der ägyptiſche König von dieſem Raube Nachricht erhielt, ſo ließ er den Paris mit groſſer Schmach aus dem Lande jagen, und behielt Helena nebſt dem geraubten Gute ſo lange in Verwahrung, bis der rechte Eigenthümer ſolche wieder abholen würde, daß alſo Helena niemals nach Troja gekommen. Dieſer Umſtand aber war ihrem Gemahl, dem Menelaus unbekannt, und deswegen belagerte derſelbe nebſt

andern griechiſchen Herrn, die Stadt Troja. Der trojaniſche König, Priamus, lies zwar dem Menelaus wiſſen, daß es nicht in ſeiner Macht ſtünde, die Helena nebſt den geraubten Gütern wieder zurück zu geben, weil ſich alles in den Händen des ägyptiſchen Königs befünde. Die Griechen aber glaubten, daß dieſes nur ein falſches Vorgeben und eine nichtige Ausflucht ſey, und wurden dadurch ſo erhitzt, daß ſie den Krieg nicht nur mit dem gröſten Eifer fortſetzten, ſondern auch nicht eher aufhielten, bis ſie die Stadt eingenommen und in die Aſche gelegt hatten. Dieſer Bericht iſt viel glaubwürdiger, als die Erzählung des Homers, welche nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit hat. Herodotus urtheilt hiervon viel vernünftiger. Er ſagt: Wenn Helena in Troja geweſen wäre, ſo würde ſie unfehlbar den Griechen ſeyn ausgeliefert worden, Paris möchte darinn gewilliget haben oder nicht. Denn Priamus war nicht ſo einfältig, daß er aus Liebe zu dem Paris, den er überhaupt nicht ſonderlich achtete, ſich ſelbſt nebſt ſeinen andern Kindern und der ganzen Stadt ſollte aufgeopfert haben. Und geſetzt, daß er auch im Anfange einige Gegenwehr geleiſtet, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß er den Krieg in die Länge würde fortgeſetzt haben, da er ſahe, daß ſeine Kinder nach einander, nebſt ſo vielen andern anſehnlichen Trojanern in dem Streit mit den Griechen das Leben

liefern, wenn er dieſelbe in ſeiner Gewalt gehabt hätte. Zu geſchweigen daß die Weigerung des Paris nicht die geringſte Wirkung würde gehabt haben, indem ſein älterer Bruder, der Hector, welcher ihn an Tugend und Tapferkeit weit übertraf, zum Nachfolger in der Regierung beſtimmt war, und alſo an der Erhaltung des Reichs und der Stadt den gröſten Antheil hatte. Es erhellet auch aus einigen andern Stellen bey dem Homer, daß Hector den von ſeinem Bruder begangenen Raub aufs höchſte verabſcheuet. Man ſieht demnach aus allen Umſtänden, daß es nicht in der Macht der Trojaner geſtanden, die Helena auszuliefern, welches die Griechen aber nicht glauben wollen. Es ſcheint alſo, wie dieſer Skribent ſagt, daß GOtt den Untergang dieſer Stadt beſchloſſen, um zu zeigen, daß groſſe Miſſethaten eine groſſe und gerechte Strafe zu erwarten haben: ὡς ἐγω γνσμην ἀποφαινομαι, τȣ δαιμονιȣ παρασκευαζοντος ὁκως πανωλεθριῃ ἀπολομενοι, καταφανες, τȣτο τοισι ἀνθρωποισι ποιησονται ὡς των μεγαλων ἀδικηματων, μεγαλαι εισι τιμωριαι. Ich bin ꝛc.

Ende des erſten Theils.